

Nr. 12 Deutschland € 8,- • Schweiz sfr 15,80 • Österreich € 8,80 •
Benelux € 9,50 • Finnland € 12,- • Frankreich € 10,50 • Griechenland € 10,50 • Italien € 10,50 • Portugal (cont.) € 10,50 • Spanien € 10,50

48755

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE



Deutschland um 1900

Von Bismarck bis Wilhelm II.: Aufstieg und Fall des Kaiserreichs



419487 5508009 40012



Alles eine Frage der Erziehung? Die kindliche Aggression.

Schon in frühester Kindheit entwickelt der Mensch seine Aggressivität. GEO untersucht den Einfluss von Elternhaus, Schule und Freunden auf die Entwicklung zum friedlichen Erwachsenen – und erklärt, welche Erziehungsformen Gewalttätigkeit vorbeugen können.

Kollektive



GEOPOCHE

Das Magazin für Geschichte

Grüner + Jahr AG & Co KG, Druck- und Verlagshaus, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, Postanschrift für Verlag und Redaktion: 20444 Hamburg, Telefon 040 / 37 03-0, Telefax 040 / 37 03 56 48, Telex 21 95 20, E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de; Internet: www.GEO.de

CHEFREDAKTEUR
Peter-Matthias Gade
STELLVERTRETENDER CHEFREDAKTEUR
Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURE

Ruth Eichhorn (Bild)
Jutta Krüger (Art Direction)
TEXTREDAKTION
Cay Rademacher, Dr. Anja Herold

BILDREDAKTION

Christian Gargerle

ART DIRECTOR

Johannes Dönges

DOKUMENTATION

Freie Mitarbeiter: Olaf Muscher,

Jens Rainer Berg, Andreas Seifmann, Tilman Baucke

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG

Insa Holst,

Dr. Katrin Schenker

MITARBEITER DIESER AUSGABE

Lars Abromeit, Peter Bier, Gabriele Riedel, Jens Schröder,
Freie Mitarbeiter: Ernst Artur Albaum, Jörg-Uwe Albig,
Thomas Berben, Burkhard Bauer, Prof. Dr. Ute Frevert, Marc
Gögers, Marion Hobbes, Heinrich Jänicke, Andreas Kölln,
Prof. Dr. Jürgen Kocka, Susanne Krieg, Harald Martenstein,
Ulrike Moser, Dr. Joachim Oltmann, Wiebke Plambeck,
Wolfgang Spielhagen, Mathias Wobbing

REDAKTIONSASSISTENZ

Ursula Arens

KARTOGRAPHIE

Rainer Droste

HONORARE

Petra Schmidt

SCHLUSSREDAKTION

Jürgen Brüggemann

Assistent: Hannelore Koehl

GEO-BILDREDAKTION

Bettina Behrens, Gunda Lerche, Gudrun Lüdemann, Peter Müller

REDAKTIONSBURO NEW YORK: Nadja Masri (Leitung),

Brigitte Barkley, Wilma Simon, Anuschka Tornat (Sekretariat),

375 Lexington Avenue, New York, NY 10017-5514,

Tel. 001-212-499-8100, Fax 001-212-499-8105,

E-Mail: geo@geo-ny.com

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:

Peter-Matthias Gade

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Brüne**ANZEIGENLEITUNG:** Anke Wägel**VERTRIEBSLEITER:** Markus Böhrer**MARKETINGLEITER:** Florian Wagner**HERSTELLER:** Peter Grimm**GEO-Kundenservice****Abonnements- und Einzelbestellung**

Deutschland: Grüner + Jahr AG & Co KG

GEOEPOCH-Kundenservice, 20080 Hamburg,

Neubestellungen: Tel. 040 / 37 03 38 03, Kundenservice:

Tel. 040 / 37 03 40 41, Fax: Tel. 040 / 37 03 56 57,

E-Mail: geo@epoch-service@guj.de

Jahresabonnement: 27,60 € frei Haus

Schweiz und übriges Ausland: GEOEPOCH-Kunden-

service, Postfach, CH-6600 Wetzikon, Tel. 0041 41 329 22 20,

Fax: 0041 41 329 22 04, E-Mail: geo@epoch-service.ch

Jahresabonnement in der Schweiz: 55,20 € frei Haus

Übriges Ausland: Anfrage**Österreich:** GEOEPOCH-Kundenservice, Postfach 5,

A-6960 Wulfrat, Tel. 0820 / 10 00 85, Fax: 0820 / 10 00 86,

E-Mail: gu@abo-service.at

Jahresabonnement in Österreich: 30,40 € frei Haus

Bestelladresse Merchandisingartikel (GEO-Bücher,**GEO-Kalender, Schuber etc.) für Postbestellungen:**

Deutschland und übriges Ausland: GEOEPOCH-Versand-

service, Werner-Deinert-Str. 5, D-7272 Neckarsulm

Schweiz: GEOEPOCH-Versandservice, 50001,

Postfach 1002, 1240 Genéve

Österreich: GEOEPOCH-Versandservice, 50001,

Postfach 500, 1150 Wien

Bestellung Merchandisingartikel per Telefon,**Fax und Mail für alle Länder:** Tel. ++49 -180 5062000,

Fax: ++49 -180 5082000, E-Mail: service@guj.com

Die 01805-Nr. kostet in Deutschland 6,2 Cent pro Minute.

Heft-Preis: € 8,00 - ISBN-Nr. 3-570-19448-5

© 2004 Grüner + Jahr, Hamburg

Anzeigenleitung

Anzeigenverkauf: Lars Niemann,

Tel. 040 / 37 03 29 32, Fax: 040 / 37 03 57 73

Anzeigenposition: Wolfgang Rüden,

Tel. 040 / 37 03 38 24, Fax: 040 / 37 03 57 73

Es gilt die GEO-Anzeigenpreisliste Nr. 25 vom 1. Januar 2004

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 0122800, BLZ 250 700 000

Druck: Grüner + Jahr AG & Co KG

Druck- und Verlagshaus

Itzehoe/Holstein

Printed in Germany

Liebe Leserin, lieber Leser



Er wechselte bis zu sechsmal am Tag die Uniform und liebte es, seinen Truppen beim Exerzieren zuzusehen. Er glaubte auch als Erwachsener noch an Märchen und gefiel sich darin, seinen Generälen bei kindischen Spielen auf der Yacht „Hohenzollern“ die Hosenträger durchzuschneiden. Er war sprunghaft und unberechenbar, er beneidete das hassgeliebte Großbritannien um dessen Imperium und träumte von eigener Weltmacht. Er war, so das Urteil seines Onkels, des britischen Königs Edward VII., „der glänzendste Versager der Geschichte“ – und er hat, so die Einschätzung kritischer Zeitgenossen, Deutschland (und Europa) ins Unglück gestürzt.

Wilhelm II. wurde 1888 mit 29 Jahren Deutscher Kaiser, nicht einmal vier Monate nach der Thronbesteigung seines todkranken Vaters, der so ganz anders war als der Sohn – liberal nämlich und anglophil – und unter dem die Geschichte mit hoher Wahrscheinlichkeit eine andere Wendung genommen hätte.



Wilhelm II. (L.) mit seinen sechs Söhnen bei einer Parade in Berlin

So aber legte Deutschland unter dem jungen Monarchen ein gigantisches Rüstungsprogramm auf, raffte in kürzester Zeit Kolonien zusammen, ging kaum einem Streit mit den Nachbarn aus dem Weg – und schaffte es, in einer Kombination aus Großmannssucht und Tölperei, mögliche Bündnispartner zu verprellen und Feinde zu Todfeinden zu machen.

Die Menschen im Reich aber jubelten Wilhelm zu – vielleicht, weil sie sich in ihm wiederkannten. „Selten“, so Jörg-Uwe Albig in seinem Porträt des Kaisers und dessen Zeit (Seite 50), „hat sich eine Epoche so restlos in ihrem Monarchen dargestellt“. Wie der Herrscher, so strebte auch das junge Reich nach neuen Ufern und igelte sich dabei in Traditionen ein. Griff nach den Sternen und erstarrte zugleich unter der Pickelhaube.

Über Deutschland, schreibt Albig, lag „ein explosives Gemisch aus Endzeitstimmung und Fortschrittsglauben, aus technischem Schub und gesellschaftlichem Stillstand, aus Aufbruch und Niedergang“. Ein explosives Gemisch, das im Sommer 1914 schließlich detonierte: in der „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (George F. Kennan), dem Ersten Weltkrieg.

Sozialhistoriker lehren seit langem, dass nicht einzelne Menschen Geschichte machen, sondern dass der Gang der Ereignisse von den Strukturen einer Gesellschaft und deren sozialen Verhältnissen bestimmt wird. Wenn man sich Deutschlands Geschichte um 1900 vor Augen führt und die unterschiedlichen Positionen Wilhelms II. und seines Vaters, so kann man ins Grübeln kommen, ob sie mit dieser These wirklich immer Recht haben.

Herzlich Ihr

Michael Schaper

INHALT

DES KAISERS REICH

Luftschiffe schweben über dem Kopf Wilhelms II. Dieses Foto – eine Montage – ist ein Symbol seiner Zeit, denn um 1900 schwankt Deutschland zwischen Tradition und Moderne. Technikbegeisterung und Mobilität prägen das Kaiserreich ebenso wie Obrigkeitsglaube und Soldatentum.

Seite 6



OTTO VON BISMARCK

1871 wird Preußenkönig Wilhelm I. in Versailles zum Deutschen Kaiser ausgerufen. Bismarck ist am Ziel. Insbesondere in drei Kriegen hat der »Eiserne Kanzler« das Reich geformt, einen Bund aus 25 Staaten unter Preußens Führung. Seite 26



EIN »PLATZ AN DER SONNE«

Erst spät tritt Deutschland in das Rennen der imperialistischen Mächte um billige Rohstoffe und neue Märkte in Übersee ein. Doch dann rafft es in nur 15 Jahren das viertgrößte Kolonialreich zusammen: mit ungerechten Verträgen – und mit Gewalt.

Seite 134



DER SPRUNG AUF'S MEER

Der Reeder Albert Ballin und der Admiral Alfred von Tirpitz wollen die britische Übermacht zur See brechen. Als 1914 der Ozeanries »Bismarck« in Hamburg vom Stapel läuft, haben sie es fast geschafft. Aber die Flottenrüstung endet im Desaster.

Seite 90



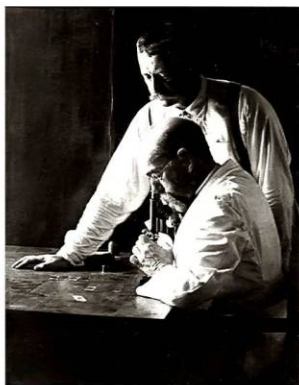
BLÜHENDE LAND- SCHAFTEN

Orte wie der Stuttgarter Marktplatz zeugen von Wohlstand und werden zum Motiv bunter Postkarten, eines Massenmediums der Kaiserzeit.
Seite 104



NOBELPREISTRÄGER

Robert Koch und seine Mitstreiter entdecken die Erreger von Milzbrand, Tuberkulose und Cholera. Fördergelder und eine kluge Wissenschaftspolitik treiben Koch und viele andere deutsche Forscher zu Höchstleistungen an.
Seite 124



DER SCHILLERENDE MONARCH

Am 15. Juni 1888 erbt ein unsteter, prunksüchtiger Hohenzoller den Thron: Wilhelm II. will Weltgeltung für sich und sein Reich. Als er 30 Jahre später abdankt, liegen Deutschland und Europa am Boden.
Seite 50



BERLINER ANSICHTEN

Die Hauptstadt des Deutschen Reichs wird innerhalb weniger Jahre zur internationalen Metropole, mit modernen Verkehrsmitteln, prächtigen Bauten, öffentlichen Bädern – und Hunderttausenden Arbeitern. Die leben indes im Schatten des Glanzes, in Armut, Schmutz und lichtloser Enge. Seite 154

Bildessay: Der Kaiser und sein Reich	6
Geisteshaltung: Die unfertige Nation	24
Reichsgründung: Bismarck – der Lotse des neuen Deutschland	26
Gesellschaft: Ein Volk in Bewegung	44
Wilhelm II.: Als Kaiser der Letzte	50
Hochadel: Rückzug in den Glanz von gestern	66
Arbeiterbewegung: Aufstand im Revier	78
Flottenbau: Mit Volldampf in den Untergang	90
Postkarten: Grüße aus einer heißen Welt	104
Bürgertum: Wer immer strebend sich bemüht	114
Forscher: Im Rausch der Erkenntnis	124
Kolonialmacht: Massaker in der Omaheke	134
Reklame: Die Kunst der Verführung	146
Berlin, 1908: Gesichter der Großstadt	154
Sommer 1914: Frieden ist keine Option	168
Zeitläufte: Von den Einigungskriegen bis 1918	172
Porträts: Pioniere, Kämpfer, Moralisten	172
Vorschau: Das antike Griechenland	178
Der Erste Weltkrieg	179
Impressum:	3
Fotohinweise:	178

Titelbild: Wilhelm II., König von Preußen und Deutscher Kaiser, um 1905

Redaktionsschluss: 6. Februar 2004

Zitate werden in der heutigen Rechtschreibung wiedergegeben. Kürzungen in den Zitaten sind nicht kenntlich gemacht.



Buchempfehlungen zu diesem Heft sowie weitere Beiträge im Internet unter:
www.geo.de/epoche-1900

DER KAISER UND SEIN REICH



Fanfaren wie im alten Rom, darüber Luftschiffe: Wilhelm II. (3. v. l., beim alljährlichen Kaisermanöver) dominiert ein Land, das zwischen Althergebrachtem und Fortschritt schwankt, zwischen Pomp und Stromlinienform, zwischen Fassade und Effizienz. Die Zerrissenheit des wilhelminischen Deutschland zwischen Alt und Neu prägt auch die Fabriken und ihre Arbeiter, die Salons der Künstler, die aufstrebenden Städte. Und mit diesen Widersprüchen stolpert das Kaiserreich in die Moderne – und schließlich in den Ersten Weltkrieg

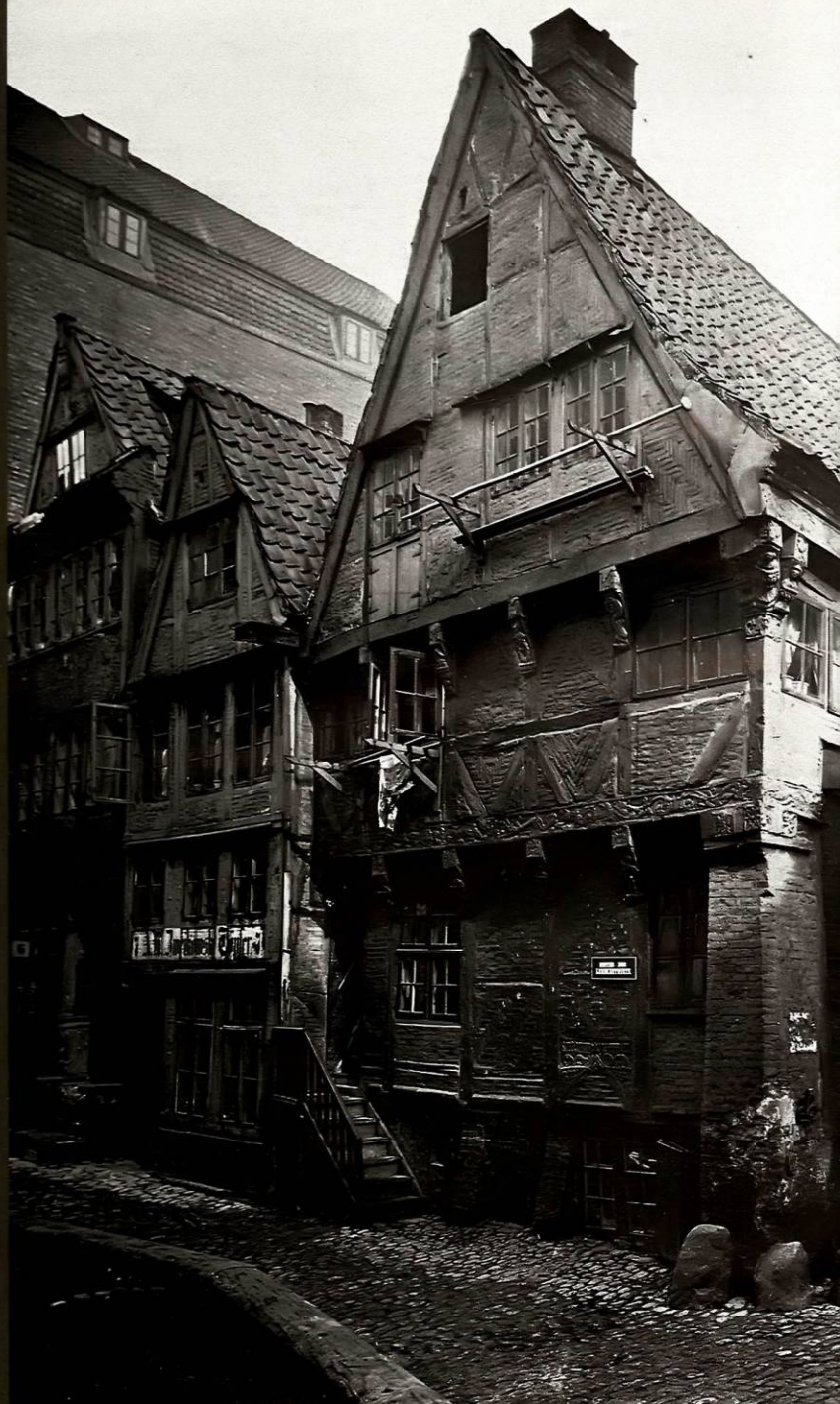


Mobile Arbeitswelt:
Ob Kohle, Erze, Maschinen – viele Güter für die florierende Industrie werden über Flüsse und Kanäle herangeschafft. Das Kanalnetz wird systematisch ausgebaut und gilt bereits um die Jahrhundertwende als das modernste der Welt. Die Schiffe, wie dieser Spreekahn von 1910, gehören oft Familien, für die sie Arbeitsplatz und schwimmendes Heim zugleich sind





**Brutstätten für
Krankheit und Tod:**
In den wuchernden
Arbeitervierteln
der Großstädte ver-
fügen Familien oft
nur über ein einziges
beheizbares Zim-
mer, in den meisten
Wohnungen gibt es
weder Klosetts noch
Trinkwasserleitun-
gen. Das Hamburger
Gängeviertel, ent-
standen im 17. Jahr-
hundert und dann
immer enger bebaut,
wird von 1893 an
abgerissen – nach-
dem eine Cholera-
Epidemie mehr
als 8600 Menschen
dahingerafft hat





**Motoren, die den
Weltmarkt erobern:**
Unter Wilhelm II.
wandelt sich Deutsch-
land endgültig vom
Agrar- zum Industrie-
staat und übertrumpft
in der Chemie- und
Elektroproduktion
schon bald Großbritan-
nien und die USA.
Allein in den Werks-
hallen der Berliner
Allgemeinen Elektri-
citäts-Gesellschaft
(AEG) sind 1912 rund
46 000 Menschen
beschäftigt





Stählerne Stadt- tore der Neuzeit:

Die Eisenbahn, das bedeutendste Verkehrsmittel der Kaiserzeit, wird von den Metropolen in gewaltigen, historisch verkleideten Bahnhofshallen empfangen, wie hier 1907 im Berliner Bahnhof Friedrichstraße. Das Schienennetz wächst auf vierfache Länge, von 1866 bis 1913 auf 63 378 Kilometer. Autos hingegen sind noch rar: 1895 baut Benz nur 120 Exemplare, Daimler ganze sieben. In der Stadt fährt man zumeist noch mit dem Pferdewagen – oder mit einer besonderen Novität: dem Doppeldeckerbus





**Köpfe des
Aufschwungs:**

Zum gehobenen Bürgertum zählen zur Jahrhundertwende zwar nur rund vier Prozent der Erwerbstätigen; mit seinem Kapital, seinem Ehrgeiz und seinem Bildungsdrang aber prägt es Wirtschaft, Kultur und Werte des Reiches – und inszeniert daheim den eigenen Wohlstand. Zu dem gehört, wie bei dieser Berliner Familie, das Eigenheim im Vorort mit gepflegtem Garten





**Wechsel
der Passagiere:**

Bis etwa 1895 kann das Kaiserreich sein rasantes Bevölkerungswachstum nicht auffangen – fast drei Millionen Deutsche wandern aus, die meisten in die USA. Dann aber kommt die Wirtschaft auf Touren, und neue Ozeanriesen wie der 1912 in Hamburg getaufte »Imperator«, mit 277 Metern Länge das größte Schiff seiner Zeit, bringen vor allem Luxusreisende in die Neue Welt





Freizeit-Gesellschaft:

Ab 1875 haben viele Beamte Anspruch auf Urlaub, von 1900 an gewähren Firmen ihn auch ihren Angestellten, später einem Teil der Arbeiter. In Luftkurorten, historischen Stätten und am Meer suchen Tausende nun eine Gegenwelt zum Leben der großen Städte – und lassen zugleich das Gaststätten- und Hotelgewerbe an den Wegstrecken aufblühen, wie hier im Bahnhof Pasing zwischen Berlin und Ostsee





**Künstler
und Dilettanten:**

Der Kaiser und
sein Gefolge besu-
chen das Atelier
des Malers Adalbert
von Kossack. Der
herrscherliche Hobby-
künstler liebt den
Pomp, und die Eliten
teilen seinen Ge-
schmack. Doch in Mün-
chen und andernorts
kündigt sich schon
die künstlerische Re-
volution an: Seit 1896
propagiert die Zeit-
schrift »Jugend« den
nach ihr benannten
Stil, 1906 stellen erst-
mals Expressionisten
in Dresden ihre
Werke aus – und set-
zen damit zum Sprung
in die Moderne an





Die unfer

VON UTE FREVERT

Sommer 1900: Die Welt schaut auf Paris. Zum fünften Mal richtet die französische Hauptstadt eine Weltausstellung aus, und mehr als 50 Millionen Besucher kommen und staunen. Wäre es nach dem Wunsch von Berliner Kaufleuten und Industriellen gegangen, wären die Millionen nicht nach Paris, sondern nach Berlin gepilgert. Deutschland, nicht Frankreich sollte zu jener Schau der Superlative einladen und sich selbstbewusst als eine Nation präsentieren, welche die Welt mit wirtschaftlichen, technischen und kulturellen Höchstleistungen beeindruckt.

Die Statistiken ließen keinen Zweifel aufkommen: Die deutsche Volkswirtschaft hatte die französische längst überrundet und machte Großbritannien die Position als „workshop of the world“ streitig. In der Eisen- und Stahlindustrie, vor allem aber in den neuen, technologisch avancierten Branchen Chemie, Elektrotechnik und Automobile war Deutschland Weltspitze. Deutsche Wissenschaftler hatten einen exzellenten Ruf, deutsche Universitäten zogen ausländische Studenten in Scharen an. Naturwissenschaftler fanden hier ausgezeichnete Arbeitsbedingungen und großzügige staatliche Förderung – und warteten mit Ergebnissen auf, die ihnen später reichlich Nobelpreise einbrachten.

Aber auch Dichter, Komponisten und Geisteswissenschaftler konnten nicht über einen Mangel an Aufmerksamkeit und Anerkennung klagen. Der Althistoriker Theodor Mommsen wurde 1902 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet, und ganz Deutschland jubelte. Der Komponist Richard Wagner hatte eine internationale Fangemeinde, und Theodor Fontane war eine ebenso geachtete wie kritische literarische Institution. Seinem Kollegen Thomas Mann ermöglichte der Erfolg seines in viele Sprachen übersetzten Romanerstlings „Buddenbrooks“ (1901) eine (groß)bürgerliche Existenz als freier Schriftsteller.

Kulturell und ökonomisch stand Deutschland um 1900 im Zenit seiner Macht, und auch politisch war es nun auf Augenhöhe mit den anderen Großmächten. Das Reich, seit 1871 ein Nationalstaat, verfügte über eine gut ausgebildete und schlagkräftige Armee, die dank der inzwischen exzellenten Infrastruktur des Landes rasch mobilisierbar und einsatzfähig war.

Hatte sich das Deutsche Reich Bismarckscher Prägung außenpolitisch eher gleichgültig verhalten, setzte die wilhelminische Politik seit den 1890er Jahren auf imperiale Expansion. Ambitionierte Flottenbaupläne und eine aggressive Kolonialpolitik unterstreichten den deutschen Anspruch, eine größere weltpolitische Rolle zu spielen. Darauf

1871 entsteht in Europas Mitte ein Gigant voll

Optimismus und Tatkraft: das vereinigte Deutschland.

Seinen Nachbarn aber erscheint es zunehmend als

Störenfried, seinen eigenen Bürgern als Gesellschaft der

Gegensätze. Eine Nation in einer prekären Balance

nahm 1896 Julius Lessing, der Direktor des Berliner Kunstgewerbemuseums, Bezug, als er aus „Deutschlands neu erlangter Weltstellung“ die Notwendigkeit ableitete, eine Weltausstellung in diesem Land zu veranstalten.

Dass es dazu nicht kam, gehört zu den zahlreichen Widersprüchen in der Geschichte des Kaiserreichs. Obwohl der junge Monarch Wilhelm II. großes Interesse zeigte, die „neu erlangte Weltstellung“ auszuweiten und in Szene zu setzen, unterstützte er die Ausstellungspläne nicht, da sie „meinem Vaterland und meiner Stadt Unheil“ brächten. Auch viele Industrielle reagierten, obwohl im hohen Maße exportorientiert, skeptisch und lehnten es ab, sich an den gigantischen Kosten des Unternehmens zu beteiligen. Sie zogen es vor, ihre Produkte im Ausland direkt anzubieten. Auf eine nationale Prunkschau vor Ort war selbst die deutsche Reichsregierung nicht erpicht.

Statt mit Paris um den Ruf einer mondänen Weltstadt zu wetteifern, versuchte man, Berlin zum europäischen Gravitationspol aufzuwerten. Mochte Paris weiterhin und unangefochten die „Splendeur“ verkörpern – Berlin repräsentierte „die Macht“ (so eine französische Diplomaten-gattin). Diese Macht ruhte auf mehreren Säulen und hatte mindestens zwei Gesichter: ein radikal modernes und eines mit eher traditionellen Zügen.

Ausländische Besucher waren immer wieder geblendet von der überwältigenden Modernität, die ihnen in deutschen Städten begegnete. Stadtplanung, technische Infrastruktur, Gesundheitswesen – hier stand Deutschland an der Spitze des Fortschritts. In der Anlage von Kanalisation und Wasserversorgung, im Bau von Straßenbahnen, Krankenhäusern und Telegrafeneleitungen setzten die Deutschen internationale Standards – wie mit ihrem Sozialversicherungssystem, das seit den 1880er Jahren eingeführt und stetig erweitert wurde. Auf der Pariser Weltausstellung fand es allgemeine Bewunderung.

Diskret zu Hause gelassen hatten die deutschen Aussteller dagegen die monströsen Krupp-Kanonen und anderes militärisches Gerät, das die Stahl schmiedeten des Ruhrgebiets produzierten. Dass Deutschland an der Ausrüstung seiner Soldaten nicht sparte, hatten seine Nachbarn bereits 1870 zur Kenntnis genommen. Zwischen 1886

tige Nation

und 1894 verdoppelte sich der Rüstungshaushalt, der bis zu 90 Prozent der gesamten Reichsausgaben verschlang.

Mit dieser Rüstungsexplosion stand das Kaiserreich zwar nicht allein; auch Frankreich oder Russland rüsteten ihr Militär auf und beorderten immer mehr junge Männer in die Kasernen. Dennoch entging kaum einem ausländischen Beobachter, wie sehr gerade dieses Land in der Mitte Europas von seiner Armee und von seiner Marine beherrscht wurde.

Zwar war die Lust an bunten Uniformen und schmissiger Militärmusik keine deutsche Spezialität. Dass aber Offiziere den gesellschaftlichen Ton angaben, dass Generäle im preußischen „Hof-Rang-Reglement“ 35 Stufen höher standen als Universitätsrektoren, dass Zivilisten den Bürgersteig räumten, um Soldaten den Vortritt zu lassen – all das wirkte auf den Rest Europas höchst befremdlich.

Zu den offensichtlichen Privilegien des Militärs gesellte sich dessen strukturelle Dominanz, die tief in die politische Verfassung des Kaiserreichs eingelassen war. Anders als Großbritannien oder Frankreich war Deutschland um 1900 keine parlamentarische Demokratie, und nirgendwo sonst zeigten sich die Unterschiede so deutlich wie in der Stellung des Militärs.

Gewiss: Auch im Deutschen Reich gab es ein Parlament, das regelmäßig tagte und in freien und geheimen Wahlen zusammengesetzt wurde. Wahlberechtigt waren alle Männer ab 25, und das Wahlsystem war damit demokratischer als beispielsweise jenes auf der britischen Insel. Der Reichstag war zudem keineswegs machtlos: Er hatte das Recht, Gesetze zu beschließen und den Haushalt zu bewilligen. Keinen Einfluss dagegen hatte das Parlament auf die Regierungsbildung, und auch die kaiserliche Kommandogewalt war für alle tabu. Die Entscheidung über Krieg und Frieden lag ebenso wie die militärische Disziplinargewalt fast ausschließlich beim Monarchen.

Die Armee war nicht nur ein exklusives Instrument kaiserlicher Macht, sie war zudem eine Bastion adeligen – und damit erzkonservativen – Einflusses. Juden hatten prinzipiell keine Chance, zum Berufsoffizier ernannt zu werden, und selbst der begehrte Status des Reserveoffiziers wurde ihnen in Preußen – anders als etwa im Königreich Bayern – verwehrt. Der Antisemitismus hatte im Offizierskorps seinen stabilsten Brückenkopf, war aber auch in anderen staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen verbreitet.

Diplomatie und höhere Verwaltung lagen ebenfalls in adelig-protestantisch-konservativer Hand. Obwohl sich Deutschland längst zum Industriestaat entwickelt hatte, bestimmten größtenteils ländliche Eliten seine Politik. Das

liberale Bürgertum gab zwar in den Städten den Ton an, geriet hier aber zunehmend unter sozialdemokratischen Druck.

Je stärker die Arbeiterbewegung wurde (trotz massiver politischer Verfolgung), je mehr Wählerstimmen die SPD mit ihrer klassenkämpferischen Rhetorik mobilisierte, desto mehr Bürgerliche setzten sich ins konservative Lager ab. Politisch schotteten sich die einzelnen sozialen Milieus scharf gegeneinander ab; die Bereitschaft zum Kompromiss, zur gemeinsamen Reformanstrengung war in allen Parteien nur schwach ausgeprägt. Dem Staat und seinen militärischen und zivilen Dienern kam dies unmittelbar zugute, konnten sie sich doch als überparteiliche Sachwalter des nationalen Gesamtinteresses ausgeben.

Diese beherrschende Stellung des Staates, seine konservativ-adelige Signatur und die sich daraus ergebende rabiate Abwehr gegen Liberale, Sozialdemokraten und Juden waren Kennzeichen des Kaiserreichs und ließen viele in- und ausländische Zeitgenossen dann doch an dessen Modernität zweifeln.

Andererseits zeigte sich der preußisch-deutsche Obrigkeitsstaat immer wieder in der Lage, zukunftsweisende Entwicklungen anzustoßen, die Deutschland in die erste Reihe der Industrie-, Wissenschafts- und Wohlfahrtsnationen katapultierten. Über vier Jahrzehnte lang gelang es ihm, die dramatischen Spannungen in der Gesellschaft durch begrenzte Modernisierung und eine zunehmend imperiale Orientierung der Außenpolitik auszugleichen.

Den Arbeitern versprach er soziale Sicherheit und bessere Schutzmaßnahmen. Der Schwerindustrie half er durch lukrative Rüstungsaufträge und ein ehrgeiziges Flottenbauprogramm. Die Großagrarien hielt er mit Schutzzöllen bei Laune, nationalistische Verbände mit Kolonien und Weltpolitik. Dem Adel sicherte er Ehre und Macht. Den Bürgern Gewinnchancen und Bildungspatente.

Um 1900 schien die Balance noch gewahrt zu sein; ein Jahrzehnt später aber waren die widersprüchlichen Interessen nur noch schwer auszugleichen. Der Krieg bot sich an, die Nation zu einen – aber das gelang nur für einen kurzen Moment. 1918 war der Krieg verloren und das deutsche Kaiserreich am Ende. Dazu geführt hatte vor allem die Unfähigkeit der deutschen Eliten zu gesellschaftlicher und politischer Reform und Selbsterneuerung.

Postscriptum: Eine Weltausstellung fand in Deutschland erstmals im Jahre 2000 statt. Aber das ist eine andere Geschichte – in einem anderen Land. □

Prof. Dr. Ute Frevert, 49, Expertin für die wilhelminische Epoche, lehrt Geschichte an der renommierten Yale University in New Haven, USA.

Der **Lotse** des neuen Deutschland



Im Herzen Frankreichs, im Spiegelsaal von Versailles, wird der Preußenkönig Wilhelm I. am 18. Januar 1871 zum Deutschen Kaiser ausgerufen. Dieser Akt ist das Werk des Mannes im hellen Waffenrock: des preußischen Ministerpräsidenten **Otto von Bismarck**. Mit Intrigen und Kriegen – zuletzt gegen Frankreich – hat der skrupellose Politiker sein Ziel erreicht und aus 25 Einzelstaaten eine geeinte Nation gefügt. Für Jahrzehnte bestimmt vor allem er die Geschicke der Deutschen

Er war ein Gewaltmensch. In der hünenhaften Gestalt mit dem massigen Schädel brannte eine vulkanische Energie, die aus seinem Leben eine Kette unaufhörlicher Kämpfe machte. Blut schreckte ihn nicht. Als Student schlug er in drei Semestern 28 scharfe Mensuren und kam bei allen glimpflich davon. Als Staatsmann brach er in sechs Jahren drei Kriege vom Zaun, die er alle gewann. Er stapfte mit seinen Kürassierstiefeln durch das Jahrhundert und ließ ganz Europa erbeben in Schrecken und Bewunderung.

Er war kein Gewaltmensch. In der hünenhaften Gestalt mit dem massigen Schädel hauste eine empfindsame, harmoniebedürftige Seele. Er litt unter schweren Depressionen und wurde in Lebenskrisen von Weinkrämpfen geschüttelt. Seiner Frau schrieb er von jeder Reise, jedem Feldzug, jeder Konferenz die zärtlichsten Briefe, über 40 Jahre hinweg. Er konnte kaltblütig über Schlachtfelder reiten, aber er geriet in Panik, wenn er drei Tage lang keine Post von ihr bekam.

Er hasste seine Mutter, eine schöne, gebildete, ehrgeizige Frau, die ihn mit sechs Jahren aus seinem Kinderparadies, dem väterlichen Gut, riss und nach Berlin in ein Internat steckte. „Meine Kindheit hat man mir in der Plamannschen Anstalt verdorben, die mir wie ein Zuchthaus vorkam.“

Die Frauen seiner Dienstherrin, Kaiserin Augusta und ihre englische Schwiegertochter Victoria, verabscheuten ihn. „Fürst Bismarck hat so viel Brutales und Zynisches, so wenig Anständiges und Ehrliches in seiner Natur; er ist ein Mensch aus einem ganz anderen Jahrhundert“ – so Victoria, die Gemahlin Kaiser Friedrichs III.

Er polarisierte und hatte ein Vergnügen daran. Er machte Bewunderer zu Feinden und Feinde zu Bewunderern. Theodor Fontane, anfangs ein Bewunderer, nannte ihn eine „Mischung von Übermensch und Schlauberger, von Heros und Heulhuber“.

Die preußische Kardinaltugend, der Gehorsam, war Bismarcks Sache nicht.

„Ich habe nie Vorgesetzte vertragen können“, bekannte er. „Nicht zu gehorchen, sondern zu befehlen“ sei sein Ehrgeiz. Als Behördenchef war er gefürchtet. „Die Zitrone ausdrücken und wegwerfen, das ist seine Politik“, sagte ein Diplomat, der unter ihm arbeitete.

Er war der erfolgreichste Machtmensch der deutschen Geschichte, aber er verlor nie den Boden unter den Füßen. „Das lernt sich in diesem Gewerbe“, schrieb er seiner Frau, „dass man so klug sein kann wie die Klugen dieser Welt und doch jederzeit in die nächste Minute geht wie ein Kind ins Dunkle.“

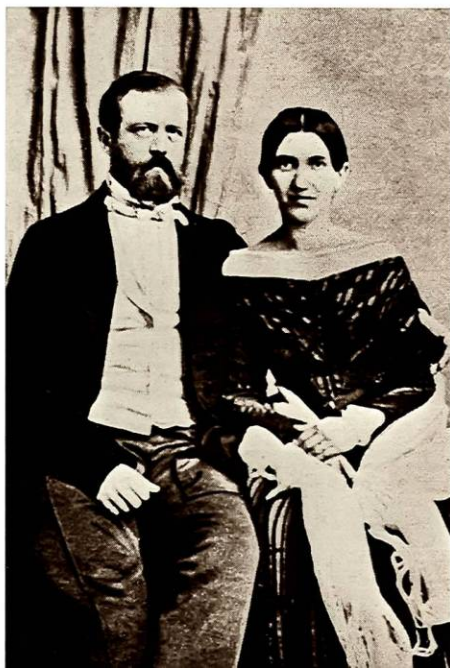
Er hatte nichts übrig für einen deutschen Nationalstaat. Doch als dieser nicht zu verhindern war, setzte er sich an die Spitze der Bewegung und zimmerte ihn nach seinem Gusto zusammen. „An Grundsätzen hält man nur fest, solange sie nicht auf die Probe gestellt werden.“

Lange Zeit wusste er nicht, was er mit seinem Leben anfangen sollte. „Ich habe manche Stunde trostloser Niedergeschlagenheit mit dem Gedanken zugebracht, dass mein und anderer Menschen Dasein zwecklos und unersprißlich sei“, sagte er mit 31 Jahren.

Er musste sich nicht nach oben durchboxen. Er gehörte der Kaste an, die die tragende Säule des preußischen Staates war, und als er entdeckte, wozu er auf der Welt war – nämlich einzugreifen in den Lauf der Dinge, Schicksal zu sein statt zu erleiden –, brauchte er nur die Bühne zu betreten. Das Stück, das auf dem Spielplan des Jahrhunderts stand, hieß „Was soll aus Deutschland werden?“.

DIE WELT IST IM UMBRUCH, als Otto von Bismarck 1815 im väterlichen Schloss Schönhausen in der Altmark, 100 Kilometer westlich von Berlin, geboren wird. Napoleon ist geschlagen, Europa atmet auf nach einem Vierteljahrhundert Krieg und Tyrannei. Eine Welle der Hoffnung geht durch Deutschland. Das alte „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“, ein amorphes Gebilde, das sich wie ein Gespenst durch die Jahrhunderte schlepte, ist für immer untergegangen. Die Befreiungskriege haben das Tor zu einem neuen Zeitalter aufgestoßen. „Einheit und Freiheit“ heißt die Losung – Nationalstaat und Demokratie.

Die deutschen Fürsten haben ihren Untertanen während der Erhebung gegen



Zwei Jahre nach der Hochzeit im Sommer 1847 lässt sich Bismarck mit seiner Gemahlin Johanna porträtieren. Zwar war nicht sie seine große Liebe – sondern ihre beste Freundin –, doch über 47 Ehejahre ist ihm Johanna die einzige nahe Vertraute

Napoleon freiheitliche Verfassungen versprochen. Doch nur wenige halten Wort. Österreich und Preußen, die beiden deutschen Großmächte, denken nicht daran, dem Volk Mitbestimmung einzuräumen. Klemens Fürst von Metternich, der österreichische Staatskanzler, dreht das Rad der Geschichte zurück und etabliert im Bündnis mit Preußen ein rigoroses Unterdrückungssystem.

Auch von „Einheit“ ist keine Rede mehr. An die Stelle des alten Reiches tritt der „Deutsche Bund“, ein loser Zusammenschluss der 39 Einzelstaaten (35 Erbmonarchien und vier Freie Städte), die ihre volle Souveränität behalten. Einzige gesamtdeutsche Institution ist der „Bundestag“ in Frankfurt – kein Parlament, sondern ein Delegierten-Club der Regierungen.

Der preußische Landjunker Otto von Bismarck wächst auf in der Zeit der „Demagogenverfolgung“, der Unterdrückung der national-demokratischen Bewegung. Er hat nichts übrig für die Idealisten und Schwärmer, die von einem geeinten und freien Deutschland träumen. Sie stellen eine Bedrohung seiner Welt dar – der fest gefügten preußischen Ordnung, die auf dem Prinzip von Dien und Herrschen beruht und KRONE

Stets begleitet von einer schwarz-gelben Dogge, ist der preußische Junker bald eine markante Erscheinung an der Georgia-Augusta-Universität, trinkfest und großmäulig. „Ich werde entweder der größte Lump oder der erste Mann in Preußen sein“, verkündet er.

Vorerst gibt er sich jedoch dem Rausch des Lebens hin. Den größten Teil seiner Referendarzeit absolviert er bei der Provinzialverwaltung in Aachen. Die Stadt ist damals ein mondäner Kurort, der bevorzugt vom englischen Hochadel besucht wird. Bismarck, den die Aktenarbeit anodet, findet reichlich Gesellschaft.

„Ich bin fortwährend exzessiv verliebt“, berichtet er in einem Brief. Mal ist es die Nichte eines englischen Herzogs, mal eine verheiratete „gemme de qualité“, dann die 17-jährige Tochter eines Geistlichen. Ohne Urlaub reist er ihr quer durch Deutschland nach, das Geld mit vollen Händen bei Champagner-Dinern und am Spieltisch ausgebend. Als er nach Wochen an seinen Arbeitsplatz zurückkehrt, wirft ihn der Regierungspräsident kurzerhand hinaus – Bismarcks Beamteneinfahrt ist beendet.

„Arm im Beutel und krank am Herzen“ kehrt er auf die heimatische Scholle zurück. Nach dem Tod seines Vaters



Der Verfassungsfeind Bismarck wird zum beliebten Motiv der Karikaturisten – so 1862 im Berliner »Kladderadatsch«

Bismarck erfüllt der Toten den Wunsch: 1847 findet die Trauung statt. Johanna wird der „Anker seines Lebens“. Er zieht mit ihr nach Schönhausen, in das Schloss seiner Väter.

Stürmische Zeiten kündigen sich an. Der Ruf nach demokratischen Reformen

Seine erste Parlamentsrede endet in Tumult und Empörung

und KÖNIG verpflichtet ist. Eine Ordnung, in der die Armee das Fundament des Staates ist und der Zweck des Staates die Aufrechterhaltung seiner selbst.

Der junge Herr hat gerade sein Jurastudium in Göttingen begonnen, als im April 1832 die erste Massendemonstration für „Einheit und Freiheit“ in Deutschland stattfindet – das Hambacher Fest: Mehr als 20 000 Menschen protestieren unter schwarz-rot-goldenen Fahnen gegen das System Metternich. Ein Jahr später stürmen Studenten die Frankfurter Hauptwache in einer putschartigen Erhebung.

„Diese Erscheinungen stießen mich ab“, schreibt Bismarck später. Er schließt sich nicht den demokratischen Burschenschaften an, sondern einer konservativen schlagenden Verbindung. Er fordert sechs Kommilitonen auf einmal, weil „sie so auf unseren König geschimpft haben“.

übernimmt er die ausgedehnten Familiengüter in Brandenburg und Pommern und ist damit einer der Großen unter den ostelbischen Agrarmagnaten.

Aber auch unter den Standesgenossen bleibt er das Enfant terrible: Der „tolle Junker“ veranstaltet die wüsten Saufgelage und wildesten Jagden. Eine große Liebe bringt ihn auf den Pfad der Tugend. Sie heißt Marie von Thadden, ist 21 Jahre alt, Gutsherrentochter in Hinterpommern, sehr religiös und gerade verlobt – Bismarcks Sehnsucht muss unerfüllt bleiben. Dennoch macht Marie aus ihm einen ernsthaften Menschen: Sie führt ihn zum Glauben.

Ihr Tod, drei Jahre später, erschüttert Bismarck zutiefst. Marie hatte sich gewöhnt, dass er ihre beste Freundin heiratete: Johanna von Puttkamer, Tochter des benachbarten Großgrundbesitzers.

und nationaler Einheit ist nicht mehr zu ignorieren. König Friedrich Wilhelm IV. beruft den Vereinigten Landtag ein, der aus Vertretern der acht preußischen Provinziallandtage besteht. Bismarck, Deichhauptmann in Schönhausen, zieht als Nachrücker für einen erkrankten Abgeordneten in das Pseudo-Parlament ein – ein Zufall, der eine Lebenswende einleitet: Bismarck entdeckt seine wahre Leidenschaft, die Politik.

„Die Sache ergreift mich viel mehr, als ich dachte“, schreibt er aus Berlin. Er befinde sich „in einer ununterbrochenen Aufregung, die mich kaum essen und schlafen lässt“. Schon mit seiner ersten Rede profiliert sich der 32-jährige Parlamentsneuling als rabiatere Konservativer und Verfassungsgegner. Es sei eine „Legende“, ruft er mit seiner schneidenden hohen Stimme aus, dass es der Volkser-



Weniger durch Diplomatie als durch drei von ihm lancierte Kriege drängt Bismarck, Preußens Ministerpräsident seit 1862, die deutschen Regierungen unter Berlins Führung: 1864 gegen Dänemark, 1866 gegen Österreich und zuletzt, 1870/71, gegen Frankreich. Der Sieg über den Nachbarn im Westen – hier Generalstabschef Helmuth Graf von Moltke beim Marsch auf Paris – eint die deutschen Staaten in einem Reich. Und schafft ihm zugleich einen erbitterten Gegner



hebung von 1813* um eine Verfassung gegangen sei, als hätte „die Nation dafür, dass sie sich selbst befreit habe, dem König eine in Verfassungsparagrafen zählbare Rechnung überreichen wollen“.

Ein Sturm der Entrüstung schlägt ihm entgegen. „Ich blieb auf der Tribüne“, so Bismarck; „blättere in einer Zeitung und brachte, nachdem der Lärm sich ausgetobt hatte, meine Rede zu Ende“ – noch am Ende seines Lebens ist er stolz auf diesen Tag.

Sein Auftritt macht ihn auf einen Schlag im politischen Berlin bekannt. Der König äußert allerhöchstes Wohlwollen. Als er Bismarck und dessen junger Frau auf ihrer Hochzeitsreise in Venedig begegnet, lädt er ihn zu Tisch und befiehlt Bismarck, sich „im Laufe des Winters bei ihm zu melden“. Damit ist Bismarck bei Hofe eingeführt.

WENIG SPÄTER, im März 1848, fegt die Revolution durch Deutschland. Von Wien bis Berlin gehen die Menschen auf die Straße und fordern nationale Einheit und demokratische Verfassungen. Das System Metternich bricht wie ein Kartenhaus zusammen, der allmächtige Wiener Staatskanzler flieht nach England. Der Frankfurter Bundestag hebt die Zensur auf und erklärt Schwarz-Rot-Gold zur Bundesflagge. Überall beugen sich die deutschen Fürsten den Forderungen der Revolution. Nur in Berlin kommt es zu einem Blutbad.

Friedrich Wilhelm IV. – ein weicher, wankelmütiger Mensch – versucht, der Revolution die Kraft zu nehmen, indem er sich die nationale Sache zu eigen macht. Nach schweren Zusammenstößen zwischen Demonstranten und Militär erklärt er am 18. März 1848, sein Ziel sei eine „constitutionelle Verfassung für alle

*Nach Jahren der französischen Fremdherrschaft in Deutschland überzeugen Patrioten wie Freiherr vom Stein und Ernst Moritz Arndt den preußischen König Friedrich Wilhelm III., gegen Napoleon Bonaparte 1813 einen Freiheitskrieg zu führen, der mit der Völkerschlacht bei Leipzig erfolgreich ausgeht. Schon vor dem Befreiungskampf hat der König seinem Volk eine Verfassung in Aussicht gestellt – ein Zugeständnis, an das er sich später nicht hält.

Bismarck eint das Reich durch »Eisen und Blut«



Vor dem Bruderkrieg mit Österreich ist Bismarck Preußens meist-
gehasster Mann. Am 7. Mai 1866 versucht ihn ein Student zu erschießen. Doch
Bismarck bleibt unverletzt und kann den jungen Täter sogar entwaffnen

deutschen Länder“ und die „Umwandlung Deutschlands aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat“.

Die Proklamation ist überall angeschlagen. Die Berliner, schwankend zwischen Freude, Misstrauen und Neugier, strömen zum Schloss. Sie wollen den König selbst hören. Friedrich Wilhelm tritt auf den Balkon und lässt den Innenminister zwei Verkündungen verlesen: 1. Aufhebung der Pressezensur, 2. Einberufung des Vereinigten Landtages.

Doch die Stimmung unten auf dem Schlossplatz bleibt aufgeheizt. Als die Menge Anstalten macht, in das Schloss einzudringen, lässt General Karl von Prittwitz den Platz durch die Schlosswache räumen. Schüsse fallen – der Zündfunke zur offenen Rebellion.

Im Handumdrehen stehen in allen Zufahrtsstraßen zum Schloss Barrikaden. Bewaffnete Arbeiter, Handwerker und Bürger übernehmen die Kontrolle. Am Nachmittag ist ganz Berlin in der Hand der Aufständischen. Neben den schwarz-rot-goldenen flattern erstmals rote Fahnen.

Der König zaudert, er will kein Blutvergießen. Doch sein Bruder Wilhelm, der Thronfolger (Friedrich Wilhelm IV. hat keine Kinder), ist für hartes Durchgreifen, nach dem Motto „Gegen Demo-

kraten helfen nur Soldaten“. Am Nachmittag des 18. März tritt die Armee zum Angriff an. Die Truppe hat Schießbefehl.

Von den Barrikaden schlägt den Soldaten erbitterter Widerstand entgegen. Prinz Wilhelm lässt Artillerie auffahren. Barrikade um Barrikade wird sturmreif geschossen. Hunderte wälzen sich in ihrem Blut. Der ungleiche Kampf dauert bis in die Nacht. Als der Morgen graut, liegt eine gespenstische Stille über Berlin.

Der König ist entsetzt. Er ordnet die Einstellung der Kampfhandlungen an und befiehlt der Armee, die Hauptstadt zu räumen. Seinen Bruder, den „Kartätschenprinzen“, wie er von nun an heißt, schickt er auf den Weg nach England.

Das Königspaar bleibt schutzlos im Schloss zurück. Es bekommt bald Besuch: Am 19. März, einem Sonntag, wälzt sich abermals ein Menschenstrom zum Schloss. Er bringt die Toten der letzten Nacht mit, auf Wagen und Bahren – 183 Leichen, blutverkrustet, darunter 15-jährige Knaben. Sie werden im Schlosshof niedergelegt.

Der König erscheint mit seiner Frau auf der Treppe. „Hut ab!“ brüllt die Menge. Friedrich Wilhelm gehorcht und verneigt sich vor den Toten. Die Königin ist leichenblass. „Jetzt fehlt nur noch die

Guillotine“, flüstert sie. Aber die Menge stimmt ein Kirchenlied an: „Jesus meine Zuversicht“.

Friedrich Wilhelm, sichtlich erschüttert, wechselt die Front und stellt sich auf die Seite der Revolution. Am Morgen des 21. März reitet er mit schwarz-rot-goldener Armbinde durch die Linden. „Ich trage die Farben, die nicht mein sind“, erklärt er den jubelnden Berlinern, „aber ich will nichts usurpieren, ich will Deutschlands Freiheit.“

Am Abend erklärt er in einer neuen Proklamation, er werde nunmehr die „Leitung“ zur Vereinigung der Deutschen übernehmen: „Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und Mich und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf.“ Das sind ungeheuerliche Sätze für einen Preußenkönig.

Bismarck hält sich in diesen stürmischen Tagen in Potsdam auf. In ohnmächtiger Wut hat er die „Kapitulation“ des Königs und dessen „würdelosen Umzug“ verfolgt. Er drängt die ihm bekannten Generäle, die Revolution auf eigene Faust niederzuschlagen – eine Aufforderung zum Hochverrat also.

Doch die Generäle lehnen ab – Gehorsam ist noch immer oberste Preußenpflicht. Auch ein Versuch Bismarcks, die Unterstützung von Prinzessin Augusta, der Frau des flüchtigen „Kartätschenprinzen“, zu gewinnen, schlägt fehl. Die spätere Königin und Kaiserin lässt den anmaßenden Amateur-Putschisten eiskalt abblitzen. Sie wird mit dieser Stunde zu seiner Intimfeindin am Hof. Noch in seinen Memoiren klagt Bismarck, sie habe ihm „mehr Schwierigkeiten bereitet als alle fremden Mächte und die gegnerischen Parteien im Lande“.

Dem König wird er die „Weichlichkeit“ vom März 1848 nie verzeihen. Wochenlang grollt er, bis er einer Einladung des Königspaares nach Sanssouci folgt. „Was werfen Sie mir eigentlich vor?“, fragt Friedrich Wilhelm. „Die Räumung Berlins“, entgegnet Bismarck.

„Daran ist der König ganz unschuldig“, wirft die Königin ein, „er hatte seit drei Tagen nicht geschlafen.“

Darauf Bismarck kühl: „Ein König muss schlafen können.“

Die Revolution hat gesiegt – vorübergehend. In Frankfurt tritt die Nationalversammlung, das erste freigewählte deutsche Parlament, in der Paulskirche zusammen, in Berlin eine preußische Nationalversammlung. Verfassungen werden ausgearbeitet, ein „Reichsverweser“ wird eingesetzt, eine „Reichsregierung“ gebildet, deren Autorität freilich an der Tür der Paulskirche endet.

Aber schon im Herbst schlägt das Pendel zurück. In Wien wird die junge Demokratie durch die Armee in blutigen Straßenkämpfen liquidiert, der Paulskirchen-Abgeordnete Robert Blum am 9. November 1848 standrechtlich erschossen. Einen Tag später marschiert die preußische Armee in Berlin ein. Gleichzeitig wird die preußische Nationalversammlung „vertagt“ und am 5. Dezember 1848 endgültig aufgelöst.

Die deutsche Revolution ist zu Ende. Nur die Paulskirchenversammlung spielt immer noch Staatsgründung, als wäre nichts geschehen. In grotesker Realitätsverdrängung wählt sie im März 1849 den preußischen König zum „Kaiser der Deut-

der singt/ Das soll es sein, das soll es sein! / Das, wackerer Deutscher, nenne dein!“

Die Frankfurter Nationalversammlung ist gespalten. „Großdeutsch“ oder „kleindeutsch“ – mit oder ohne Österreich –, heißt die Frage in der Paulskirche. Viele Liberale und Republikaner sind „großdeutsch“, weil sie in Österreich ein Gegengewicht gegen die preußische Dominanz sehen. Doch die „Kleindeutschen“ setzen sich durch. Die „Reichsverfassung“ (die nie in Kraft tritt) schließt den Vielvölkerstaat der Habsburger aus.

Bismarck ist für die kleindeutsche Lösung. Ein deutsches Reich, in dem Preußen nicht dominiert, ist für ihn inakzeptabel. Für nationales Einheitspathos ist er ohnehin nicht empfänglich. „Es liegt ohne Zweifel etwas in unserem Nationalcharakter, was der Vereinigung widerstrebt“, erklärt er. „Wir hätten die Einheit sonst nicht verloren oder hätten sie bald wiedergewonnen.“

Doch er spürt, dass das Verlangen nach Einheit nicht mehr aufzuhalten ist. Sein Denken nimmt eine neue Richtung. Vorsichtig leitet er eine Kurskorrektur

Scharfmachern im Landtag mit einer Friedensrede, wie sie leidenschaftlicher kein Pazifist hätte halten können:

„Es ist leicht für einen Staatsmann, mit dem populären Winde in die Kriegstrompette zu stoßen und sich dabei vor seinem Kaminfeuer zu wärmen oder von dieser Tribüne donnernde Reden zu halten und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg und Ruhm erwirbt oder nicht. Werden Sie dann (nach dem Krieg; *Red.*) den Mut haben, zu dem zusammengeschossenen Krüppel, zu dem kinderlosen Vater hinzutreten und zu sagen: „Ihr habt viel gelitten, aber freut euch mit uns, die Unionsverfassung ist gerettet?“ Haben Sie den Mut, das den Leuten zu sagen, dann beginnen Sie diesen Krieg!“

Im gleichen Atemzug proklamiert er sein unverändert reaktionäres Glaubensbekenntnis: „Ich suche die preußische Ehre darin, dass Preußen sich von jeder schwachvollen Verbindung mit der Demokratie fern halte, dass Preußen nicht zugebe, dass in Deutschland irgendetwas

Preußen soll das geeinte Deutsche Reich dominieren

schen“ und schickt eine Delegation nach Berlin, um ihm die Krone anzutragen.

Friedrich Wilhelm, inzwischen wieder ganz Preuße, lehnt angeekelt ab. An diesem „Reif aus Dreck und Letten (Lehm)“ hängt der „Ludergeruch der Revolution“. Ende 1849 herrscht wieder Ruhe in Deutschland. Der demokratischen Bewegung ist das Rückgrat gebrochen. Sie wird sich für 100 Jahre nicht davon erholen.

Doch die ungelöste nationale Frage steht weiter auf der Tagesordnung des Jahrhunderts. Das Verlangen nach einem staatlichen Zusammenschluss der Deutschen ist zum dominierenden Faktor der Politik geworden.

ABER WAS IST „DEUTSCHLAND“? Wer soll dazu gehören und wer nicht? Wo liegen die Grenzen des ersehnten neuen Reiches? Für die alte Nationalbewegung war dies klar. Ihr Barde Ernst Moritz Arndt hatte die Frage „Was ist des Deutschen Vaterland?“ beantwortet: „So weit die deutsche Zunge klingt/ Und Gott im Himmel Lie-

ein: Wenn schon deutsche Einheit, dann unter Preußens Führung und zu preußischen Bedingungen. Das aber bedeutet die Konfrontation mit Österreich, denn „für beide ist kein Platz (in Deutschland). Wir atmen einer dem anderen die Luft vor dem Munde fort, einer muss weichen oder vom andern gewichen werden“.

Österreich ist indessen nicht bereit, sich „aus Deutschland hinauswerfen zu lassen“, wie der Wiener Ministerpräsident erklärt. Als der Preußenkönig 1849/50 eine separatistische „Deutsche Union“ mit Hannover und Sachsen zusammenbastelt, droht Wien mit Krieg. Preußen, militärisch nicht gerüstet, muss nachgeben. In der „Punktion von Olmütz“ setzt sich Österreich mit allen Forderungen durch: Der Deutsche Bund wird in alter Form wiederhergestellt, Preußen verzichtet feierlich auf künftige Alleingänge, Österreich bleibt Präsidialmacht.

In Preußen kocht die Volksseele über die „Schmach“. Doch Krieg wäre jetzt eine Torheit. Bismarck antwortet den



Politik mit eisernem Besen: Im Ausland gilt Bismarck lange als Kriegstreiber – auch diesem französischen Karikaturisten



Wilhelm I., hier bei einer Besprechung in seinem Arbeitszimmer, fühlt sich von dem Machtmenschen Bismarck zugleich angezogen und dominiert

ohne Preußens Einwilligung geschehe.“ Dies bleibt seine Richtschnur bis zum Ende seiner Tage.

Nach so viel Einsatz darf Bismarck eine Anerkennung erwarten. Er hofft auf einen Kabinettsposten, doch der König will ihn nicht in der Regierung haben. „Nur zu gebrauchen, wo das Bajonett schrankenlos waltet“, schreibt er hinter Bismarcks Namen auf einer Liste. Er entschädigt ihn dafür mit einem diplomatischen Posten: Bismarck wird preußischer Gesandter beim Bundestag in Frankfurt. Drei Jahre nach seinem Einstieg in die Politik sitzt er im Zentrum des komplizierten deutschen Machtgeflechts.

Frankfurt wird seine Hohe Schule. Endlich kann er mitspielen beim großen Poker um Deutschlands Zukunft. Er lernt alle Finessen der Diplomatie, sieht hinter die Kulissen der Macht, erlebt die Eitelkeiten, die Beschränktheit und die Skrupellosigkeit der Amtsinhaber – und lie-

im Wetterleuchten eines Dauerkonflikts mit dem Parlament. Der König will auf Biegen und Brechen eine „Heeresreform“ durchpauken, die nichts anderes als eine drastische Aufrüstung ist. Der Landtag, der das Haushaltsrecht besitzt, verweigert dem König die Mittel. Alles treibt auf eine Staatskrise zu. Das ist die Stunde, auf die Bismarck hofft. Er kehrt 1862 aus St. Petersburg zurück und geht als Gesandter nach Paris – in Wartestellung.

Dieser Sommer wird für Bismarck zur Lebenszäsur: Er erreicht das Hochplateau der Macht – und er erlebt seine letzte große Liebe.

Ungeachtet der gespannten Lage in Berlin hat der preußische Gesandte in Paris Urlaub genommen. Er reist ans Meer, nach Biarritz, dem Modebad der europäischen Hautevolee. Unter den Gästen ist der russische Gesandte in Brüssel, Fürst Nikolaj Orlov, den Bismarck von St. Petersburg her kennt.

sie in Avignon gepflückt hat. Bismarck verwahrt ihn in seinem Zigarrenetui.

Bei seiner Rückkehr nach Paris findet er ein Alarmtelegramm des Kriegsministers vor: „Periculum in mora. Dépêchez-vous!“ (Gefahr im Verzug. Beeilen Sie sich!). Die preußische Staatskrise hat den Höhepunkt erreicht. Bismarck nimmt den nächsten Zug nach Berlin.

Am 22. September steht er in Schloss Babelsberg vor dem König. Wilhelm I. teilt ihm mit, dass er keine andere Lösung der Krise sehe, als die Krone niederzulegen und zugunsten seines Sohnes abzutreten. Er zeigt Bismarck seine Demissionserklärung.

Die Abdankung des Königs wäre für Bismarck die Katastrophe schlechthin, denn der Thronfolger, verheiratet mit der ältesten Tochter Queen Victorias, ist für seine liberale Einstellung bekannt. Er würde den Repräsentanten des preußischen Junkertums keinen Tag in politi-

Der König plant die Aufrüstung, Bismarck setzt sie durch

fert sich lustvoll einen entnervenden Kleinkrieg mit der Präsidialmacht Österreich, dem Gegner von morgen.

DANN KOMMT EIN RÜCKSCHLAG: Friedrich Wilhelm IV. fällt in geistige Umnachtung. Dessen Bruder Wilhelm, der „Kartätschenprinz“, übernimmt 1858 die Regentschaft – keine gute Nachricht für Bismarck, denn nun herrscht seine Feindin Augusta am Hof.

Unter ihrem mäßigen Einfluss verkündet Wilhelm bei seiner Amtsübernahme den Anbruch einer „neuen Ära“: Preußen wolle fortan „moralische Eroberungen“ in Deutschland machen – schlechte Zeiten für Scharfmacher.

Bismarck wird als Gesandter nach St. Petersburg versetzt, eine Art ehrenvolle Verbannung. Er fällt in eine monatelange Erkrankung, die ihn an den Rand des Todes bringt. „Wenn er doch alles aufgeben möchte, was mit Politik zusammenhängt, und wir nach Schönhausen gingen – das wäre meine Wonne“, schreibt Johanna an einen Freund. Aber er kann die Politik nicht abschütteln.

1861 stirbt der umnachtete König. Der Regent besteigt als Wilhelm I. den Thron,

Der Fürst hat seine junge Frau mitgebracht: Katharina, 22 Jahre alt, temperamentvoll, schön, klug. Der 47-jährige Bismarck verliebt sich, und sie erwidert seine Zuneigung. Die junge Russin erinnert ihn an Marie, die Liebe seines früheren Lebens, und wie jene muss auch diese letzte Leidenschaft unerfüllt bleiben.

Er berichtet seiner Frau von „Kathi“: „Sie spielt mir alle Tage sämtliche Mendelsöhne und Beethoven und Winterreise und ist eine Frau, für die Du Dich passionieren wirst, wenn Du sie kennst.“

Johanna zeigt Verständnis: „Ich freue mich ungeheuer, dass mein lieber Gemahl die reizende Frau dort gefunden, ohne deren Gesellschaft er nimmer so lange Ruhe auf einem Fleck gehabt hätte.“

Noch einmal genießt der Machtmensch in vollen Zügen den Rausch des Augenblicks, die Freiheit des Daseins. Man unternimmt gemeinsame Ausflüge zu dritt, macht Hochgebirgswanderungen in den Pyrenäen, reist an die Côte d'Azur, vergisst alle Turbulenzen der Welt. Die Zeit mit „Kathi“ erscheint ihm später „wie der letzte Widerschein eines schönen Tages, der nicht mehr ist“. Zum Abschied schenkt sie ihm einen Olivenzweig, den

scher Verantwortung dulden und Preußen auf den Weg in die konstitutionelle Monarchie führen.

Bismarck weiß, dass dieser Tag über die Zukunft Preußens entscheidet – und auch über seine eigene. Er setzt alles auf eine Karte und packt den König beim „Portepee“ (was er später noch öfter tun wird). Er appelliert an dessen Ehrgefühl als Hohenzoller und spitzt den Konflikt auf eine griffige Formel zu, die dem schlichten Gemüt Wilhelms I. entgegenkommt: „Königliches Regiment oder Parlamentsherrschaft“ – das, und nichts anderes, sei die Frage, um die es gehe. Eine „Parlamentsherrschaft“ müsse mit aller Macht verhindert werden, notfalls „durch eine längere Periode der Diktatur“.

Was Bismarck dem König vorschlägt, ist ein kalter Staatsstreich. Aber das schreckt ihn nicht. Er ist wieder der Putzschild von 1848 und kokettiert mit Todeszenarien. Er werde „lieber mit dem König untergehen, als Eure Majestät im Kampf mit der Parlamentsherrschaft im Stich lassen“. Dieser Gedanke, so Bismarck in seinen Erinnerungen, erschien ihm als „natürlicher und sympathischer Abschluss des Lebens“.

Als er am Abend Schloss Babelsberg verlässt, hat er die Ernennung zum Ministerpräsidenten in der Tasche: Preußen hört jetzt auf sein Kommando.

Das Echo ist ein allgemeiner Aufschrei – Bismarck, die Inkarnation preußischen Junkertums, an der Spitze der Regierung! Sieben Tage nach seiner Ernennung hat der neue Ministerpräsident seinen ersten Auftritt im preußischen Abgeordnetenhaus. Zum Zeichen seiner Friedensbereitschaft zieht er sein Zigarrenetui heraus und schwenkt den Olivenzweig, den ihm „Kathi“ in Avignon gepflückt hat.

Doch dann hält er jene Rede, die ihn für immer zum wilden Mann stempelt. „Nicht auf Preußens Liberalismus sieht Deutschland, sondern auf seine Macht. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden – das ist der große Fehler von 1848 gewesen –, sondern durch Eisen und Blut.“

Er kann diese Worte zeitlebens nicht mehr abschütteln, aber er will es auch gar nicht.

Er macht keine Kompromisse. Er regiert ohne Parlament, ohne Budget – ein glatter Verfassungsbruch, aber was schert ihn die Verfassung. Die Abgeordneten beschließen, dass sie die Minister für alle ungesetzlichen Ausgaben mit deren Pri-



Nach 1871 wird Bismarck zum Meister der ausgleichenden Diplomatie. Wie Puppen, so der britische »Punch«, lenkt er Europas Regenten Franz Joseph, Wilhelm I. und Zar Alexander III.

schlagen mit der Erstürmung der Düppeler Schanzen die entscheidende Schlacht. Dänemark muss Schleswig-Holstein aufgeben. Österreich und Preußen übernehmen die Verwaltung, zunächst gemeinsam.

Der Sieg verändert alles. Über Nacht ist Bismarck der gefeierte Staatsmann,

Der Krieg entzündet sich am Schleswig-Holstein-Problem. Als preußische Truppen das von Österreich verwaltete Holstein besetzen, ruft Wien den Bundestag an, der die Mobilmachung gegen Preußen beschließt. Fast alle deutschen Länder, mit Ausnahme der norddeutschen Kleinstaaten, schließen sich Österreich an. Preußen erklärt daraufhin den Deutschen Bund für aufgelöst. Am 16. Juni 1866 tritt die preußische Armee zum Großangriff auf das übrige Deutschland an.

Der „Deutsche Krieg“ ist der erste moderne Blitzkrieg. Der preußische Aufmarsch erfolgt per Eisenbahn, die Kommunikation per Telegraf. Die deutschen Mittelstaaten werden in wenigen Tagen überrollt. Keine drei Wochen nach Kriegsbeginn fällt die Entscheidung.

Am 3. Juli 1866 stehen sich die Hauptarmeen Österreichs und Preußens bei Königgrätz in Böhmen gegenüber, mehr als 200.000 Mann auf jeder Seite, der Truppenstärke nach die größte Schlacht des 19. Jahrhunderts. Sie endet mit einem Desaster für Österreich. Die überlegene Führung der Preußen durch Generalstabschef Helmuth von Moltke sowie die bessere Bewaffnung mit dem neuartigen Zündnadelgewehr bereiten der kaiserlichen Armee in wenigen Stunden eine vernichtende Niederlage.

Der Kanzler hält nichts von der Demokratie

vatvermögen haftbar machen werden. Bismarck kann darüber nur lachen.

Dennoch: Das Land kann auf Dauer nicht in einem diktatorähnlichen Zustand verharren. Da kommt es zu einem Krieg – das Beste, was Bismarck passieren kann. Es geht um Schleswig-Holstein. Beide Herzogtümer sind der dänischen Krone unter, das südliche Holstein ist jedoch zugleich Mitglied des Deutschen Bundes. Als König Christian IX. die dänische Verfassung auf das Herzogtum Schleswig ausdehnt – und es damit von Holstein trennt –, lodert die nationale Empörung auf. Der Bundestag in Frankfurt verhängt die „Bundesexekution“ gegen sein Mitglied, den König von Dänemark.

Seite an Seite marschieren österreichische und preußische Truppen am 1. Februar 1864 in Schleswig ein. Die Preußen

bei Hofe wie beim Volk. Auch einige Liberale schwenken um. Bismarck sieht es mit Genugtuung. Schon peilt er die nächste Runde an: den Krieg mit Österreich.

Der Regierungschef hat ihn sorgfältig vorbereitet: militärisch, politisch, diplomatisch. Aber dieser Krieg ist nicht populär. Es ist kein Einigungs-, sondern ein Trennungskrieg. Jahrhundertlang stellten die Habsburger den Kaiser des alten Reiches, waren sie die einzige Klammer, die Deutschland zusammenhielt. Zudem fühlen sich die liberalen süddeutschen Staaten dem Wiener Kaiserreich näher als dem kalten Militärstaat Preußen.

Doch Sentimentalitäten zählen nicht für Bismarck. „Für die Phrasen vom Bruderkrieg bin ich stichfest“, sagt er. „Ich kenne keine andere als ungemütliche Interessenpolitik, Zug um Zug und bar.“

Der englische Kriegsreporter W. H. Russell ist Augenzeuge: „Überall Verwundete, Trümmer zurückflutender Regimenter, die Straßen gesäumt von Fahrzeugen, Geschützen, durcheinandergewürfelten Kavallerieverbänden, Tiroler Jäger, Ungarn, Kroaten, Italiener – das Wrack einer Armee.“

Der preußische Triumph ist grenzenlos. Der König, der die Schlacht gemeinsam mit Bismarck verfolgt hat – zeitweise im Feuerbereich der feindlichen Artillerie –, will den Sieg vollenden und bis Wien durchmarschieren.

Doch Bismarck will Österreich nicht noch tiefer demütigen. Seine Visionen reichen weiter als bis zur Siegesparade in Berlin. Eine falsche Entscheidung, aus soldatischer Eitelkeit getroffen, kann alles zunichte machen. Zum ersten Mal

handelt Bismarck als europäischer Staatsmann und nicht mehr als gehorsamer Diener der preußischen Krone.

Es kommt zu einer dramatischen Auseinandersetzung im preußischen Hauptquartier. Die Generale sind geschlossen gegen den Ministerpräsidenten. Sie mögen es nicht, dass der Reserveoffizier ihnen ins Handwerk pfuscht. Bismarck steht allein mit seiner Ansicht.

„Der König trat der militärischen Mehrheit bei“, schreibt er in seinen Erinnerungen. „Meine Nerven widerstanden den mich Tag und Nacht ergreifenden Eindrücken nicht, ich stand schweigend auf, ging in mein Schlafzimmer und wurde dort von einem heftigen Weinkrampf befallen.“ Er fragt sich, „ob es nicht besser sei, aus dem offen stehenden, vier Stock hohen Fenster zu fallen“.

Der Kronprinz Friedrich, der bei Königgrätz mit seiner 2. Armee den entscheidenden Stoß geführt hat, sucht Bismarck in dessen Zimmer auf und beruhigt ihn. Ausnahmsweise ist er mit dem Regierungschef einer Meinung. Es gelingt ihm, seinen Vater, den König, umzustimmen. Grollend erklärt Wilhelm: „Nachdem mich mein Ministerpräsident vor dem Feinde im Stiche lässt, sehe ich mich zu meinem Schmerz gezwungen, nach so glänzenden Siegen einen so schmachvollen Frieden anzunehmen.“

DER „SCHMACHVOLLE“ FRIEDENSSCHLUSS verändert Europa von Grund auf. Österreich ist aus Deutschland ausgeschlossen, es wird zur k.u.k. Donaumonarchie, die ein halbes Jahrhundert später im Ersten Weltkrieg untergeht. Preußen übernimmt die Führungsrolle in Deutschland.

Hannover trifft es am härtesten. Das Königreich wird ausgelöscht und zur preußischen Provinz degradiert. König Georg V., der ins Exil nach Wien gegangen ist, wird enteignet, sein Privatvermögen (16 Millionen Taler) als „Welfenfonds“ in ein Geheimbudget verwandelt, das Bismarck zur Bekämpfung hannoverscher Oppositionsbestrebungen verwendet.

Annektiert werden auch Schleswig-Holstein, Kurhessen und Nassau. Die alte Reichsstadt Frankfurt, die sich auf die Seite Österreichs gestellt hat, wird ihrer Unabhängigkeit beraubt und zur Zahlung

von 31 Millionen Gulden verdonnert. Bürgermeister Carl Fellner nimmt sich nach dem Einmarsch preußischer Truppen das Leben. Die süddeutschen Staaten werden mit harten Kriegskontributionen belegt und durch „Schutz- und Trutzbündnisse“ an Preußen gefesselt.

Das Ergebnis von Königgrätz ist eine „weiße“ Revolution, ein Umsturz von oben. Bismarck selbst sieht es so. „Soll Revolution sein, so wollen wir sie lieber machen als erleiden“, sagt er 1866.

Verlierer sind nicht nur Österreich und die süddeutschen Staaten, sondern das liberale Deutschland. Es bleibt für immer verkrüppelt. „Das Gefühl der Trauer über diesen tragischen Weg der deutschen Geschichte kann einen bis heute ergreifen“, so der Historiker Thomas Nipperdey.

Doch in Preußen ist Bismarck jetzt eine Lichtgestalt. Alle Sünden sind vergeben. Das Parlament gewährt dem Regierungschef durch das „Indemnitätsgesetz“ Generalpardon, indem alle verfassungswidrigen Staatsausgaben nachträglich legalisiert werden. Auf Vorschlag des Königs bewilligt ihm der Landtag eine „Dotation“ von 400 000 Talem. Bismarck erwirbt damit das Besitztum Varzin in

Hinterpommern, 25 000 Morgen groß, sieben Dörfer inklusive.

Innenpolitisch bieten sich neue Freunde an. Von der alten Fortschrittspartei spalten sich die „Nationalliberalen“ ab, die Partei des Besitzbürgertums, der Industrie und der Finanzwelt. Sie werden zu Bismarcks wichtigster Stütze im Parlament.

Zügig steuert er nun das Endziel an: das geeinte Reich. Der „Norddeutsche Bund“, in dem alle Staaten nördlich des Mains unter Preußens Führung vereint sind, wird zum Modell des neuen Reiches, einschließlich Reichstag, Verfassung und Fahne: das Schwarz-Weiß Preußens plus dem Rot der Hansestädte. „Meine Herren, arbeiten wir rasch“, ruft Bismarck den Abgeordneten des Nord-Parlaments zu, „setzen wir Deutschland in den Sattel, reiten wir es schon können.“

Der Rest ergibt sich fast von selbst. Die vier süddeutschen Länder – Bayern, Württemberg, Baden, Hessen – haben nach dem Untergang des Deutschen Bundes kein gemeinsames Dach mehr. Wollen sie nicht in Bedeutungslosigkeit versinken, bleibt ihnen nur ein Weg: der Anschluss an das entstehende Bismarck-Reich.



Der Parlamentarismus ist dem Kanzler suspekt. Als er in heller Gala-Uniform der Grundsteinlegung des Reichstagsgebäudes am 9. Juni 1884 beiwohnt, hat er die Rechte der Abgeordneten längst durch die Reichsverfassung stark einschränken lassen

Widerstrebend fügen sich die Besiegten in das Unvermeidliche, und wenn einer gar zu uneinsichtig ist wie der junge Bayernkönig Ludwig II., der mit 18 Jahren den Thron bestiegen hat, hilft Bismarck mit Geld aus dem Welfenfonds nach (siehe Seite 66).

Das Endziel vor Augen, entdeckt er nun den gesamtdeutschen Patriotismus. „Unsere Politik“, schreibt er an den Kronprinzen, „hat das Gesicht der Zukunft zuzuwenden und unter Beseitigung der Erinnerung an vergangene Stammesfeindschaft die nationale Einheit zu suchen“ – also „das auf die Dauer nicht haltbare Verhältnis zwischen Siegern und Unterworfenen zu verwischen.“

Doch er braucht noch einen Krieg, um dieses Volk wirklich „zusammenzuschweißen“: einen Krieg gegen den äußeren Feind, gegen Frankreich. Er kommt schneller als erhofft. Bismarck schaukelt eine Bagatelle – die spanische Thronfolger-Frage – zur internationalen Krise hoch, und Frankreichs Kaiser Napoleon III. tut ihm den Gefallen und erklärt Preußen am 19. Juli 1870 den Krieg. Für die Süddeutschen ist damit der Bündnisfall gegeben, sie müssen mitmarschieren, und sie tun es mit fliegenden Fahnen.

Eine noch nicht dagewesene nationale Euphorie ergreift Bayern wie Brandenburger, Württemberger wie Schlesier. Die Erinnerung an 1813, an die Erhebung gegen Napoleon I. und den Traum von deutscher Einheit, wird heraufbeschworen. Es ist wie damals, nur schöner noch: „Nie war ein Krieg mit so viel Liebe vorbereitet worden, nie wurde er so begeistert geführt. Was die beiden Revolutionsjahre nicht zuwege gebracht hatten und fünfzig schleppende Friedensjahre nicht, drei Tage Krieg gegen Frankreich brachten es zuwege“ – so der Historiker Golo Mann in seiner „Deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts“.

Der Krieg wird zum Paten des neuen Deutschland. Keiner der süddeutschen Fürsten kann sich ausschließen, auch der empfindsame Bayernkönig nicht. Andernfalls, so fürchtet er zu Recht, verlöre



Die Pläne des neuen Kaisers sind ein Affront gegen Bismarck



Anton von Werner hat die Eröffnung des Reichstages am 25. Juni 1888 festgehalten – und zugleich den Beginn einer neuen Ära. Der 29-jährige Wilhelm II., erst seit wenigen Tagen regierender Monarch, beherrscht mit Kaiserin und Kronprinz die Szene, Bismarck, noch angetan mit dem Trauerflor für Wilhelm I., steht etwas abseits



Auf Schloss Friedrichsruh im Sachsenwald, einem Geschenk Wilhelms I., empfängt Bismarck im Herbst 1888 den neuen Kaiser. Der Kanzler glaubt, Wilhelm II. ähnlich lenken zu können wie dessen Großvater – doch da täuscht er sich

„die Krone allen Halt im Lande“. Diesen Krieg mitzumachen sei, „so schauerhaft und entsetzlich es bleibt, ein Akt von politischer Klugheit, ja von Notwendigkeit“ – so Ludwig an seinen Bruder Otto.

Der Krieg ist kein militärischer Spaziergang, die Verluste sind hoch. Auch Bismarcks Sohn Herbert wird verwundet. Der Vater findet ihn in einem Feldlazarett, „zwei Löcher in der linken Lende, Aus- und Einschuss, gut verbunden“, wie er Johanna schreibt.

Der Regierungschef bleibt für die Dauer des Krieges beim Hauptquartier der Armee, um den König unter Kontrolle zu haben. Bei seinen Erkundungsritten im Hinterland schlägt ihm der Hass der Bevölkerung entgegen. „Die Leute müssen mich hier für einen Bluthund halten“, meldet er nach Hause, „die alten Weiber, wenn sie meinen Namen hören, fallen auf die Knie und bitten mich um ihr Leben.“

Mit der Schlacht von Sedan am 1. September 1870 ist der Krieg entschieden. Das Gros der französischen Armee, mit Napoleon an der Spitze, wird eingeschlossen und muss die Waffen strecken.

Noch in der Nacht der Kapitulation lässt Napoleon melden, dass er Bismarck zu sehen wünsche. Sie kennen sich aus Paris, wo sie sich auf das Liebeswür-

digste unterhalten haben. „Ungewaschen und ungefrühstückt“ reitet Bismarck dem Kaiser in der Morgenfrühe des 2. September entgegen. Napoleon erwartet ihn auf der Landstraße im offenen Wagen.

„Ich begrüßte ihn ebenso höflich wie in den Tuileries und fragte nach seinen Befehlen“, schreibt Bismarck nach Hause. Er bemüht sich persönlich um ein anständiges Quartier für den Kaiser und bringt ihn in einem kleinen Schloss in der Nähe unter. „Unsere Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes Hand Niedergeworfenen schmerzlich berühren mussten. Es ist ein welthistorisches Ereignis, ein Sieg, für den wir Gott dem Herrn in Demut danken wollen.“

Der Krieg geht indessen weiter. In Paris wird die Republik ausgerufen, die den Kampf als „Volkskrieg“ fortsetzen will. Die Hauptstadt wird von den Deutschen eingeschlossen. Die Außenforts liegen unter dem Dauerbeschuss der Belagerer.

In dieser Situation wird das Deutsche Reich gegründet – nicht auf heimatlichem Boden, nicht durch eine Volksvertretung, sondern im besetzten Land, im Allerheiligsten des Gegners, dem Schloss von Versailles, das sich die preußische Armee-führung als Hauptquartier ausgesucht hat.

Unter den Detonationen der Belagerungsgeschütze wird der deutsche Nationalstaat am 18. Januar 1871 aus der Taufe gehoben.

DER FESTAKT FINDET unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Volk ist nicht zugelassen. Eine Delegation des Norddeutschen Reichstags muss vor der Tür bleiben, während im Spiegelsaal des Sonnenkönigs die deutschen Fürsten den neuen Kaiser küren. Anton von Werner hat die Szene in seinem idealisierenden Kolossalgemälde verewigt: ein Wall von Uniformen, Ordensschärpen und gezogenen Degen, kein einziger Zivilist, und ein einsamer Bismarck im weißen Waffenrock der Kürassiere.

In Wahrheit ist die Stimmung im Saal gedämpft. Wilhelm I. hegt einen tiefen Widerwillen gegen das ganze Unternehmen. Die preußische Krone bedeutet ihm mehr als jeder deutsche Kaisertitel. „Was soll mir der Charaktermajor“, knurrt er Bismarck an. Für den Hohenzoller ist die Reichsgründung der Abschied vom alten Preußen, wie er mit Tränen in den Augen erklärt.

Am Abend vor der Proklamation ist es abermals zu einem schweren Zusammenstoß zwischen dem 73-jährigen König und Bismarck gekommen. Es geht um den Kaisertitel. Wilhelm beharrt auf der Bezeichnung „Kaiser von Deutschland“, statt „Deutscher Kaiser“, wie es im Entwurf der neuen Verfassung festgeschrieben ist. Bismarck erklärt seinem Dienstherrn noch einmal die Gründe dafür. Aber der König will nichts mehr hören. Er schlägt mit der Faust auf den Tisch und bricht die Diskussion ab. „Ich hatte das dringende Bedürfnis, eine Bombe zu sein und zu platzen, dass der ganze Bau in Trümmer gegangen wäre“ (Bismarck an Johanna).

Wilhelms Groll ist auch beim Festakt noch nicht verfliegen. Als der Großherzog von Baden die Gründungsproklamation mit einem diplomatischen Hoch auf „Kaiser Wilhelm“ vollzogen hat, geht der Monarch an dem vor ihm stehenden Bismarck vorbei, ohne ihm eines Blickes zu würdigen.

Die Könige von Bayern, Sachsen und Württemberg – die ranghöchsten deutschen Fürsten – sind der Gründungszeremonie ostentativ ferngeblieben: Die

Erhebung des Hohenzollern zum Kaiser bedeutet ihre Degradierung.

Prinz Otto von Bayern, der König Ludwig II. in Versailles vertritt, schreibt dem Bruder: „Ach Ludwig, ich kann Dir gar nicht beschreiben, wie unendlich weh es mir während jener Zeremonie zumute war, wie sich jede Faser in meinem Innern empörte gegen all das, was ich mitansah. Alles so kalt, so stolz, so glänzend, so prunkend und großtuerisch und herzlich und leer.“

Preußen ist nicht in Deutschland aufgegangen, wie Friedrich Wilhelm IV. im Revolutionsjahr 1848 meinte, vielmehr geht Deutschland an diesem 18. Januar 1871 in Preußen auf.

ZEHN TAGE NACH der Kaiserproklamation kapituliert Paris. Der Krieg ist vorüber. Die Friedensbedingungen sind hart: fünf Milliarden Francs Kriegskontribution sowie Abtretung von Elsass-Lothringen – womit ein Grundstein für den nächsten Krieg gelegt ist.

Deutschland jubelt. Nach Jahrhunderten der Ohnmacht und Zerrissen-

Premierminister Disraeli nach einem Besuch in Berlin. „Vom Höchsten bis zum Niedrigsten der Preußen und aller ausländischen Diplomaten beben alle vor seinem Stirnrunzeln und werben höchst emsig um sein Lächeln.“

Zeitlebens bleibt der Kanzler ein erbitterter Gegner der Demokratie. Schon der schwache Reichstag ist ihm zu viel, Bismarck hasst ihn. „Die Herstellung eines parlamentarischen Regiments wäre die sichere Einleitung zum Verfall und zur Wiederauflösung des Deutschen Reiches“, erklärt er.

Kaum ist das Reich konstituiert, eröffnet der Kanzler den Kampf gegen die „Reichsfeinde“ – die katholischen „Pfaffen“ und die Sozialdemokraten. Gegen beide hegt er einen neurotischen Hass. Er reißt Gräben auf, die erst nach Generationen überwunden werden. Doch in beiden Fällen verliert er die Schlacht.

Der „Kulturkampf“ ist ein Unterwerfungsfeldzug gegen den politischen Katholizismus, dessen oberste Autorität nicht der Staat ist, sondern der Papst

in Rom. Bismarck setzt das Bürgerrecht auf freie Religionsausübung faktisch außer Kraft. Gottesdienste und Predigten werden polizeilich überwacht, die Klöster aufgelöst, die Orden verboten.

Der gesamte katholische Klerus bis hinunter zum kleinsten Dorfpfarrer wird unter Staatsaufsicht gestellt. Auf dem Höhepunkt der Verfolgung sind alle preußischen Bischöfe verhaftet oder ausgewiesen, ein Viertel der Pfarrstellen ist nicht mehr besetzt, zahllose Priester sind eingekerkert.

Doch die deutschen Katholiken halten durch: Ihre Partei, das Zentrum, wird trotz aller Repression zur stärksten Fraktion im Reichstag. Bismarck muss den „Kulturkampf“ abbrechen. Einziges Ergebnis: Der Graben zwischen dem katholischen und dem protestantischen Deutschland ist zu einem Abgrund geworden.

Das nächste Opfer Bismarckscher Hass-Sucht sind die Sozialdemokraten. „Sie sind die Ratten im Lande und sollten vertilgt werden“, erklärt er noch wenige Jahre vor seinem Tod.

Eine innere Reichseinigung gelingt dem Kanzler nicht

heit ist das „Reich“ zur europäischen Großmacht aufgestiegen – ein waffenklirrender Gigant. „Wir Deutsche führen Gott und sonst nichts auf der Welt“, verkündet sein Schöpfer. Der Kaiser erhebt Bismarck in den Fürstenstand und schenkt ihm den „Sachsenwald“, einen 60 Quadratkilometer großen Forst vor den Toren Hamburgs.

Bismarck hat Deutschland „zusammengeschmiedet“, wie es nun heißt, doch die innere Einheit, und mit ihr der Traum von einem freiheitlichen Gemeinwesen, bleibt unerfüllt. Das Kaiserreich ist ein autoritär verfasster Staat. Der Regiererschef ist nicht dem Parlament, sondern dem Kaiser verantwortlich. Dieser ernannt und entlässt den Reichskanzler nach eigenem Ermessen (siehe Seite 177). Bismarck ist Kanzler, Außenminister und preußischer Ministerpräsident zugleich.

Umstrahlt vom Nimbus des Reichsgründers, genießt er eine nahezu diktatorische Machtfülle. „Er ist ein vollkommener Despot“, schreibt der britische



»Der Lotse geht von Bord« – so kommentiert das britische Satireblatt »Punch« die Entlassung des Kanzlers 1890

Nach zwei (fehlgeschlagenen) Attentaten auf den Kaiser holt der Kanzler 1878 mit dem „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“ zum Schlag gegen die Arbeiterbewegung aus: Alle Versammlungen und Aktivitäten werden verboten, die sozialistischen Vereine, auch Arbeitergesangsvereine, aufgelöst, die führenden Genossen unter Polizeiaufsicht gestellt, Hunderte verhaftet, aus ihren Wohngebieten verjagt oder in die Emigration getrieben (siehe Seite 78).

Der Kampf dauert zwölf Jahre, bis zum letzten Tag von Bismarcks Kanzlerschaft. Am Ende aber steht die Arbeiterpartei stärker da als je zuvor. Sie wächst in der Zeit der Verfolgung um das Dreifache auf 1,4 Millionen Mitglieder an und wird 1890 im Reichstag zweitstärkste Fraktion nach dem Zentrum.

Bismarck ist abermals gescheitert, doch seinen Hass legt er nicht ab. Als es 1889, in seinem vorletzten Regierungsjahr, zu einem Bergarbeiterstreik kommt,

erwägt er, den Ausstand durch die Armee gewaltsam niederzuschlagen. „Fragen, wie die der Sozialdemokratie, werden nicht gelöst ohne Bluttaufe, wie die deutsche Einheit auch“, erklärt er.

Paradoxerweise führt der Sozialistenhasser als erster die gesetzliche Sozialversicherung ein: Unfall-, Kranken-, Invaliden- und Altersversicherung (ab dem 70. Lebensjahr). Es ist Sozialpolitik nach Gutsherrenart: Wenn die Leute gehorchen und ordentlich arbeiten, muss man auch für sie sorgen. „Der Staatssozialismus paukt sich durch“, erklärt Bismarck im Alter, „jeder, der diesen Gedanken wieder aufnimmt, wird ans Ruder kommen“ – prophetische Worte.

SO ENGSTIRNIG und grobschlächtig Bismarck als Innenpolitiker ist, so weitsichtig gibt er sich in seiner Außenpolitik. Hier zeigt er staatsmännische Größe. Er widersteht dem aggressiven Chauvinismus, der mehr und mehr den deutschen Stammtisch beherrscht. „Wir verfolgen keine Macht-, sondern eine Sicherheitspolitik“, sagt er.

sein“, hat er einmal gesagt und damit diese seltsame Partnerschaft auf die kürzeste Formel gebracht. 26 Jahre haben sie gemeinsam Geschichte gemacht, immer wieder im Streit und in Versöhnung. Auch Bismarcks Zeit ist abgelaufen. Er will es nur nicht wahrhaben.

Der „ewige Kronprinz“, der nach dem Tod seines Vaters als Kaiser Friedrich III. den Thron besteigt, ist bereits vom Tode gezeichnet, als ihm die Macht zufällt. Einst war er die Hoffnung des liberalen Deutschland. Seine Frau Victoria, Tochter der britischen Königin, hat den preussischen Prinzen an ihrer Seite zu einem konstitutionellen Demokraten und Bismarck-Gegner erzogen.

„Bismarck hat uns groß und mächtig gemacht“, hat der Thronfolger nach der Reichsgründung gesagt, „aber er raubte uns unsere Freunde, die Sympathien der Welt und – unser gutes Gewissen.“ Dem Kronprinzen schwebt ein Deutschland vor, das nicht „durch die Gewalt der Waffen“, sondern durch „deutsche Kultur, deutsche Wissenschaft und deutsches Gemüt“ draußen in der

schied von der Macht zu nehmen. Er will alle Fäden in der Hand behalten und unterlässt es, den Kaiser, den er schon als jungen Mann nicht leiden konnte, über die laufenden Geschäfte zu informieren. Zwischen Schloss und Reichskanzlei herrscht offener Krieg. Nach zwei quälenden Jahren kommt es schließlich zum Bruch.

Letzter Anlass ist das Sozialistengesetz. Bismarck will es verlängern und sogar verschärfen. Der Kaiser dagegen hat vor, es aufheben zu lassen, weil er seine ersten Regierungsjahre „nicht mit dem Blut seiner Untertanen färben“ wolle. Als Bismarck stirbt, schickt der Kaiser am Morgen des 17. März 1890 den Chef seines Militärkabinetts, General Hahnke, in die Reichskanzlei: Der Kanzler solle am Nachmittag ins Schloss kommen und sein Abschiedsgesuch mitbringen.

Bismarck lehnt dies ab. „Meine bis dahin gleichmütige Stimmung musste naturgemäß einem Gefühl der Kränkung weichen.“ Er lässt sein Abschiedsgesuch am nächsten Tag durch Boten ins Schloss bringen. Am Abend bestellt Wilhelm die

Zuletzt gilt Bismarck als Garant des Friedens

Er hält das Reich für „saturiert“ und will bewahren, „was wir mühsam unter dem bedrohenden Gewehrschlag Europas ins Trockene gebracht haben“. Er ist gegen Kolonien und gegen Militäreinsätze im Ausland. Als es wegen Bosnien (schon damals) zu einer Krise kommt, donnert er 1876 vor dem Reichstag, diese Frage sei nicht „die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketers wert“.

Sein Albtraum ist ein französisch-russisches Bündnis gegen Deutschland. Er tut alles, um Russland davon abzuhalten. Im „Rückversicherungsvertrag“ verpflichtet sich das Zarenreich für den Fall eines deutsch-französischen Krieges zur Neutralität. Dafür sichert Bismarck den Russen in einem geheimen Zusatzprotokoll Unterstützung für deren Balkanpläne zu. Es ist sein letzter Schachzug auf dem Feld der Diplomatie.

Am 9. März 1888 stirbt Wilhelm I. im Alter von 91 Jahren. „Es ist nicht leicht, unter einem solchen Kanzler König zu

Welt „Achtung, Liebe und Ehre gewinnen“ würde.

Die Chance, ein solches Deutschland zu schaffen, ist ihm nicht vergönnt. Der Kehlkopfkrebs hat ihn umklammert, als Friedrich III. mit 57 Jahren endlich die Krone übernimmt. Die letzten Monate seines Lebens sind ein Martyrium. Er kann nicht mehr sprechen und nicht mehr essen. Er wird künstlich ernährt und verständigt sich nur noch durch kleine handgeschriebene Zettel. Auf eine förmliche Krönung wird verzichtet.

99 Tage später ist er erlöst. Mit ihm stirbt die Hoffnung, das Bismarck-Reich in ein liberaleres Staatswesen umzuwandeln.

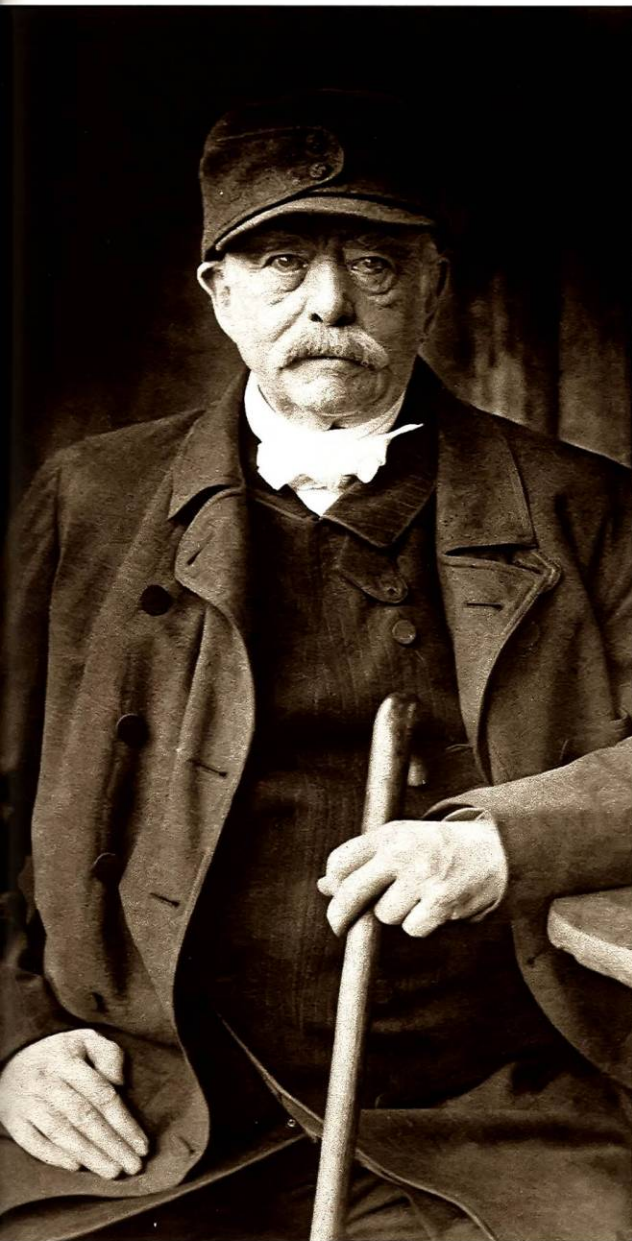
Eine neue Zeit bricht an, in Gestalt des schneidigen jungen Herrn, der nun als Wilhelm II. „die Brücke übernimmt“, wie er sich ausdrückt. Er ist 29 Jahre alt. Bismarck, 73, könnte sein Großvater sein. Der junge Monarch steckt voller Kraft und Tatendrang. Bismarck ist ausgebrannt, doch er denkt nicht daran, Ab-

Kommandierenden Generäle ein und teilt ihnen den Abgang des Reichskanzlers mit.

Am 29. März 1890 verlässt Bismarck nach 26 Dienstjahren die Reichskanzlei. In offener Kutsche fährt er zum Lehrter Bahnhof. Die Berliner stehen am Straßenrand Spalier. Der Kaiser hat eine Ehresekorte zum Bahnhof geschickt, aber der scheidende Reichsgründer empfindet alles nur als „Leichenbegängnis erster Klasse“.

Europa ist bestürzt. Der Eiserne Kanzler galt zuletzt als Garant des Friedens. Doch in Deutschland sind viele erleichtert. „Ein Glück, dass wir ihn los sind“, schreibt der Preuße Theodor Fontane, der ihn einst verehrt hat.

Das „System Bismarck“ hat fast 20 Jahre wie ein erstickender Panzer über dem Land gelegen. Das autokratische Regiment eines einzigen Mannes, der jeden Widerspruch niederbügelte, hat alle Regungen zur politischen und geistigen Emanzipation verkümmern lassen. „Die Gewinne an Macht“, schreibt der Histori-



Otto von Bismarck als Landwirt in Friedrichsruh. Der alternde Staatsmann muss mit ansehen, wie Wilhelm II. die deutsche Außenpolitik auf gefährlichen Kurs bringt

ker und liberale Reichstagsabgeordnete Theodor Mommsen um die Jahrhundertwende, „waren Werte, die bei dem nächsten Sturm der Weltgeschichte wieder verloren gehen; aber die Knechtung der deutschen Persönlichkeit, des deutschen Geistes, war ein Verhängnis, das nicht mehr gutgemacht werden kann.“

Bismarck lässt sich in Friedrichsruh nieder, wird „der Alte vom Sachsenwald“. Längst ist er zum Mythos seiner selbst geworden, Gegenstand eines wuchernden Personenkults, den er verabscheut. Noch immer grollt er und schleudert Blitze gegen seine Feinde. Er schreibt seine Memoiren (die zum Bestseller werden) und rechnet mit allen ab, die ihm in die Quere kamen, einschließlich seiner weiblichen Gegner am Hof.

Vier Jahre nach seiner Entlassung kommt der Kaiser zu einem Versöhnungsbesuch nach Friedrichsruh. Die Atmosphäre bleibt frostig. Die alten Bitterkeiten sind nicht vergessen. Der Reichstag lehnt es mit knapper Mehrheit ab, dem Altkanzler zum 80. Geburtstag zu gratulieren.

Am Ende ist er einsam. Johanna, die geduldige Gefährtin seines wilden Lebens, stirbt vor ihm. Ihr hat er seine wahren Gedanken anvertraut. Bei ihr war er nie hochmütig. „Leb wohl mein süßes Herz und lerne des Lebens Unverstand mit Wehmut genießen“, schreibt er ihr einmal, „es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob uns das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muss sie doch über kurz oder lang...“

Er stirbt am 30. Juli 1898 in Schloss Friedrichsruh.

*

47 Jahre später, in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs, wird das Schloss zerbombt. Einige Erinnerungsstücke werden gerettet – seltsamerweise auch ein vertrockneter Olivenzweig und ein silbernes Zigarrenetui. Heute liegen sie zusammen im Bismarck-Museum, zwischen den Kürassierstiefeln und martialischen Kolossalgemälden: Lebensspuren einer empfindsamen Seele, die an einen brodelnden Vulkan gekettet war. □

Für den Journalisten und Buchautor Heinrich Jaeckel, Jahrgang 1928, war die Beschäftigung mit Bismarck erneut Anlass, hinter der „Spottgeburt aus Dreck und Feuer“ (Theodor Mommsen) den Menschen freizulegen. Er hat für GEOEPOCHÉ zuletzt über Abraham Lincoln geschrieben.

Ein Volk in

Unruhe ist ein Phänomen der Epoche. Millionen suchen einen neuen Platz im Reich: eine neue Heimat, einen neuen Beruf, eine neue Ideologie. Die Menschen experimentieren mit ihrem Leben. Jürgen Kocka, Berliner Sozialhistoriker, über die gesellschaftlichen Probleme und Veränderungen um die Jahrhundertwende

FOTOS: AUGUST SANDER

GEOEPOCHE: Herr Professor Kocka, was waren die großen gesellschaftlichen Herausforderungen um 1900?

Jürgen Kocka: Deutschland hatte vor allem mit großen sozialen Gegensätzen und einem rasanten Bevölkerungswachstum zurechtzukommen.

Was hat dieses Wachstum ausgelöst?

In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts fiel die Sterbeziffer enorm – dank massiver Fortschritte in der Hygiene, im Lebensstandard und in der Medizin. Das Kindbettfieber beispielsweise ging stark zurück, Seuchen wie Pocken oder Typhus wurden durch den Ausbau der sanitären Infrastruktur und durch den Beginn der Reiheneimpfungen stark eingedämmt. Die Lebenserwartung erhöhte sich bis 1914 auf 47,4 Jahre bei Männern und 50,7 Jahre bei Frauen. Das war um jeweils rund zwölf Jahre höher als noch knapp zwei Generationen zuvor.

Und zugleich wurden auch sehr viel mehr Kinder geboren?

Es gehörte zur Normalität und war ein Zeichen für Erfolg, viele Kinder zu haben – nicht nur auf dem Lande, auch im Bürgertum. Zudem war der Anteil der Verheirateten in der Bevölkerung nun sehr viel höher als noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts: weil sehr viel mehr Menschen als zuvor über die sozialen und ökonomischen Möglichkeiten verfügten, Familien zu gründen.

Wovon wurde die so stark gewachsene Bevölkerung satt?

Deutschland entwickelte sich ab etwa 1870 zum größten Industrieland des eu-

ropäischen Kontinents. Damit wuchs das Volkseinkommen enorm. Dennoch gab es weiterhin auch bittere Armut.

In welchen Regionen kam es zur Industrialisierung?

Vor allem in Sachsen, Berlin-Brandenburg, dem Ruhrgebiet, Schlesien, um Nürnberg herum. Daneben gab es natürlich immer noch sehr große, ländlich geprägte Bereiche, so den ganzen östlichen und südlichen Teil des entstehenden Deutschen Reiches.

Und dort kam es zur Landflucht?

Landflucht gab es das ganze 19. Jahrhundert hindurch, weil die ländlichen Gebiete die „Überschussbevölkerung“ nicht hinreichend ernähren konnten. Zunächst wanderten diese Menschen aus – etwa nach Amerika. Später gingen sie zunehmend auch in die deutschen Städte, wo sich als Folge der wachsenden Mechanisierung und der Konzentration von Ressourcen wie Dampfkraft auch die Arbeitsplätze konzentrierten und wachsende Erwerbsmöglichkeiten boten.

Kamen die Menschen von selbst oder wurden sie angeworben?

Am häufigsten ausgelöst wurde der Entschluss, die Heimat zu verlassen, durch Verwandte und Freunde, die das bereits getan hatten. Diese bildeten gewissermaßen Brückenköpfe der Migrationsbewegung. Daneben beauftragten Industrieunternehmen auch gewerbliche Agenten, für sie Arbeitskräfte anzuwerben. Das waren oftmals Leute, die zuvor für die Hamburger und Bremer Reedereien die Auswanderung nach Amerika organisiert hatten.

Welche Dimensionen hatte diese Wanderung?

Es ging da um Millionen von Menschen: Nicht nur das Bevölkerungswachstum erreichte um die Jahrhundertwende seinen Höhepunkt, sondern auch die Wanderungshäufigkeit. Um 1900 war beispielsweise die Mehrheit der Berliner nicht in Berlin geboren. Und das galt auch für andere Großstädte – etwa Dortmund, das von 4450 Einwohnern 1819 auf 214 200 im Jahre 1910 wuchs.

Wie ist es gelungen, diese Massen von Menschen in die Städte zu integrieren? Und vor allem: in so relativ kurzer Zeit ausreichenden Wohnraum zu schaffen und die Versorgungsstruktur, also Trinkwasser, Abwasser, Straßenbau, Verkehr, zu organisieren?

Zum einen kauften Bauunternehmer Grund auf und errichteten darauf ganze Stadtteile. Zum anderen gab es zivilgesellschaftliche Initiativen wie etwa Siedlungsgenossenschaften. Darüber hinaus legten Unternehmen wie beispielsweise Krupp in Essen Siedlungskolonien an, um die angeworbenen Arbeitskräfte unterzubringen. Den geringsten Anteil an dieser Entwicklung hatte die öffentliche Verwaltung, die sich allerdings um den Ausbau der Infrastruktur kümmerte, auch etwa um die Anlage von Parks.

Ging es den Menschen in den Städten besser als zuvor auf dem Land?

Zum Teil. Wohnraum blieb in den wachsenden Städten außerordentlich begrenzt, das Wohnungselend war groß. Aber für die Menschen vom Lande, wo es meist keinerlei sanitäre Installationen

Bewegung



Der Lebensstandard ist um 1900 deutlich angestiegen – auch bei Jungbauern im Westerwald

gab und wo es für die Unterschicht normal war, dass mehrere Personen in einem Bett schliefen, war das Wohnen in den Hinterhäusern von Mietskasernen, in den Souterrains oder Kellerwohnungen der Städte keine große Verschlechterung. Allerdings: Da diese Menschen aus ihren gewohnten Lebenskreisen herausgerissen worden waren, erschien in der Stadt manches an Deprivation schwerer erträglich als in der heimatischen Umgebung.

Sie erwähnten den Mangel an sanitären Einrichtungen auf dem Lande. Sah es mit der Hygiene in den Städten denn so viel besser aus?

Zunächst natürlich nicht, und bis Anfang des 20. Jahrhunderts war die Säuglingssterblichkeit in den Städten höher als auf dem Lande. Aber dann verbesserte sich die medizinische Versorgung in den Städten. Die Zahl der Ärzte und der Krankenhäuser nahm dort sehr viel schneller zu. Mehr und mehr bemühten sich Beratungsdienste um hygienische und medizinische Aufklärung, sodass man Ende des 19. Jahrhunderts in der Stadt im Durchschnitt gesünder lebte als auf dem Lande.

Aber es gab doch noch 1892 in Hamburg eine große Cholera-Epidemie, die Robert Koch mit den Worten kommentierte: „Meine Herren, ich vergesse, dass ich in Europa bin.“

Kochs Verwunderung zeigt ja, dass eine solche Epidemie in einer deutschen Stadt schon 1892 etwas Außerordentliches war. Und Hamburgs Verwaltung reagierte dann auch sehr rasch auf diese Katastrophe, während man sich früher damit wohl abgefunden hätte.

War der Abwanderungsdruck vom Land überall gleich hoch?

Nein. Östlich der Elbe und des Böhmerwaldes, wo die Gutsbesitzer trotz der Bauernbefreiung noch erhebliche feudale Vorrechte hatten – etwa weiter über ein Stück niederer Gerichtsbarkeit verfügten –, war das Einkommen der kleinen Leute meist erbärmlich und ihre Freiheit nicht sehr viel größer als die der Hintersassen am Ende des 18. Jahrhunderts. Dort war die Abwanderung eindeutig eine Flucht aus elenden Lebensverhältnissen. Dagegen lebten die Menschen in anderen ländlichen Gebieten durchaus auskömmlich, im Münster-

land etwa, in Teilen Bayerns oder in Dithmarschen.

Trotzdem wanderten die Menschen auch von dort in die Städte?

Sie entschieden sich dazu eben nicht nur aus ökonomischem Gründen, sondern auch wegen der Attraktivität des städtischen Lebens, der größeren Unabhängigkeit, der geringeren sozialen Kontrolle, der besseren Unterhaltungsmöglichkeiten.

Aber in erster Linie wohl doch wegen der besseren Verdienstmöglichkeiten?

Wahrscheinlich. Die Wirtschaft wuchs in manchen Jahren um mehr als fünf Prozent. Die Zahl der Arbeitsplätze nahm rapide zu. Und spätestens seit den 1880er Jahren beobachten wir einen allmählichen Anstieg der Reallöhne in Gewerbe und Industrie.

Gab es angesichts dieser Entwicklung eigentlich Konzepte für den ökonomischen und sozialen Ausgleich überall im Reich? Ähnlich der Bestimmung in unserem Grundgesetz, welche die Herstellung gleicher Lebensverhältnisse in allen Teilen des Bundesgebietes fordert?

Nun, da waren auf der einen Seite die Forderungen der Arbeiterbewegung, die insbesondere seit Ende des Sozialistengesetzes 1890 enorm an Bedeutung und Größe wuchs. Diese Forderungen wurden durch Streiks und den rasch zunehmenden

Deutschlands Klassengesellschaft bleibt offen für Aufsteiger

den Stimmenanteil sozialdemokratischer Wähler immer deutlicher artikuliert. Andererseits gab es auch auf der Seite konservativer Denker und Parteien Ideen des sozialen Ausgleichs, der sozialen Fürsorge, der sozialen Gerechtigkeit.

War das eine Reaktion auf die erstarkende Arbeiterbewegung?

Nicht nur. Zum Teil stammten diese Ideen aus dem frühen 19. Jahrhundert und waren auf kommunaler Ebene seit längerem wirksam. Diese Vorstellungen führten schließlich zur Bismarckschen Sozialversicherungsgesetzgebung der 1880er Jahre. Der beginnende Ausbau des deutschen Sozialstaats war also sowohl eine Reaktion auf die Herausforderung der sozialdemokratischen Bewegung als auch Konsequenz nicht-wirtschaftsliberalen, konservativen, zum Teil christlichen Denkens in Teilen der herrschenden Eliten.

Haben sich die Wirtschaftseliten, die heutzutage über jeden zusätzlichen

Bruchteil eines Prozents bei den Lohnnebenkosten stöhnen, damals widerstandslos in deren Erfindung, also in die Beitragsparität der jungen Sozialversicherung, gefügt?

Bismarck musste im nationalliberalen Lager, wo unternehmerische Interessen stark vertreten waren, durchaus Widerstände überwinden gegen seine in vielem paritätische, auf dem Prinzip Arbeit und Arbeitseinkommen basierende Sozialversicherung. Aber das starke Wirtschaftswachstum jener Zeit machte es den Unternehmern leichter, dies hinzunehmen.

Man darf nicht vergessen: Deutschland war damals schon Exportweltmeister in den Bereichen Elektrotechnik, Chemie und Maschinenbau. Hinzu kam, dass die Unternehmer die Sozialgesetze ja nicht als eine Konzession an ihre Gegenseite akzeptieren sollten, die Gewerkschaften,...

...deren Verhandlungsmacht damals noch relativ gering war,...

...sondern als Zugeständnis an einen autoritären Staat, den sie grundsätzlich bejahten. Sie verstanden Bismarcks Sozialpolitik eben auch als Mittel im Kampf gegen die Sozialdemokratie.

Wie sehr war die damalige Gesellschaft eine Klassengesellschaft?

Um 1900 prägte die Klassenstruktur der Gesellschaft – Adel, Bürgertum, Pro-



Es ist ein Zeichen von Erfolg, viele Kinder zu haben: Bauernfamilie, 1913



Kaum eine Gruppe prägt das Reich so wie das Militär: ein Oberst im Krieg, 1916

letariat – sehr viel stärker das Bewusstsein der damals Lebenden als 50 Jahre zuvor und 50 Jahre danach. In den Jahrzehnten der Hochindustrialisierung verstärkte sich vor allem der Unterschied zwischen den Arbeitgebern, den Selbstständigen und denen, die ein öffentliches Gehalt bezogen, auf der einen Seite – und einfachen Lohnempfängern andererseits.

Und die besser Gestellten, die einflussreichen und herrschenden Schichten, definierten sich durch Abgrenzung zu denen da unten?

Ja, sie reagierten häufig mit antisozialistischer und, so in Fragen des Wahlrechts, auch antidemokratischer Stoßrichtung.

Kam es denn zu gar keiner Durchmischung zwischen diesen Schichten?

Doch. Trotz aller Gegensätze waren die Klassen und Schichten nicht hermetisch gegeneinander abgeschlossen wie indische Kasten. Sie waren auch heterogen in sich: Es gab arme und besser gestellte Arbeiter, qualifizierte und unqualifizierte. Bis zu 20 Prozent der Arbeiter gelang ein Aufstieg als Handwerker, Händler oder sogar als Beamter. Die Zahl der Studenten aus Arbeiterhaushalten überstieg aber nie ein Prozent.

Heiratete man untereinander?

Die Schichten schotteten sich ziemlich ab – auch innerhalb des Bürger-

tums. Dennoch war Heirat eine der häufigsten Formen des Aufstiegs. Ein Fünftel aller Töchter aus Arbeiter- und ländlichen Unterschichtshaushalten hatten, so wird geschätzt, haben selbstständige Handwerker oder kleine Beamte geheiratet.

Welche Stellung hatten die Frauen im Kaiserreich?

Deutschland war eine Männergesellschaft. Höhere Schulen und Universitäten blieben bis Ende des 19. Jahrhunderts Frauen weitgehend verschlossen. Und das politische Personal bestand fast ausschließlich aus Männern. Die Diskriminierung von Frauen in Berufen und öffentlichen Ämtern verstärkte sich im 19. Jahrhundert sogar noch im Vergleich zu der Zeit zuvor.

Wieso?

Weil sich mit der Industrialisierung schärfere Unterschiede zwischen Mann und Frau herausbildeten. Denn nun waren die Bereiche Familie und Haushalt einerseits und Arbeitsleben andererseits stärker voneinander abgetrennt.

Und die Frauenbewegung ...

Die wuchs parallel zur Arbeiterbewegung seit den 1860er Jahren erheblich an. Diese hauptsächlich bürgerliche Emanzipationsbewegung setzte sich nach und nach immer vernehmlicher für bessere Erwerbs- und Bildungschancen,

für mehr Rechte der Frauen ein. Und es kam auch zu Fortschritten.

Zum Beispiel?

Seit Beginn des neuen Jahrhunderts erreichten immer mehr Frauen Universitätsabschlüsse in den verschiedensten Bereichen, am spätesten übrigens in der Jurisprudenz. Seit 1908 konnten Frauen in politischen Vereinen und Parteien aktiv werden. Der Kampf für das Frauenwahlrecht wurde immer schärfer, bis es Ende 1918 dann auch tatsächlich eingeführt wurde.

Wie war die Stellung der Frau in den einzelnen Klassen und Schichten?

Am ausgeprägtesten war der Unterschied zwischen den Geschlechtern im Bürgertum. Der Mann repräsentierte die Familie nach außen, die Frau war für das Zuhause zuständig, das allerdings mit hohem Ansehen. Anders bei den Arbeitern: Dort war es üblich, dass eine Frau zum Einkommen der Familie beitrug, durch Heimarbeit als Büglerin etwa, durch Fabrikarbeit oder als Dienstmädchen. Hier waren die Geschlechterrollen weniger ausgeprägt.

Welchen politischen Einfluss hatten die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen im Kaiserreich?

Obwohl in Deutschland auf Reichsebene das allgemeine und gleiche Wahlrecht für Männer ab 25 schon 1871 ein-



Der Militarismus beginnt bei den Jüngsten – etwa diesen Gymnasiasten während der Kaisergeburtstagsfeier in Köln, 1915

geführt worden war, früher als beispielsweise in Großbritannien, waren die Kompetenzen etwa des Reichstags sehr begrenzt. Das ist zum einen auf die doch sehr starke, im wesentlichen seit der Zeit des Absolutismus ungebrochene Tradition der Beamtenherrschaft in Deutschland zurückzuführen: Von jeher waren die Beamten außerordentlich wenig kontrolliert worden, und sie waren im Kaiserreich kaum mehr liberal und selten demokratisch gesinnt.

Der zweite Grund für die Schwäche des Parlamentarismus war die starke Rolle des Militärs – dessen auf Befehl und Gehorsam gegründeter Geist. Die deutsche Einheit, das neue Reich war ja in drei Kriegen zustande gekommen, was zu einer weiteren Aufwertung des Militärs und dessen sozialer Stellung geführt hatte.

Und nicht zuletzt war der Adel samt den ländlichen Herrschaftsschichten, vor allem den Gutsherren in Preußen, ein Machtfaktor wie eh und je.

Und das Bürgertum?

Auch wenn es bis 1914 keinen einzigen bürgerlichen Reichskanzler gab, so verfügte das Bürgertum dennoch über großen Einfluss, vor allem in den Städten. Die rasante wirtschaftliche Entwicklung wäre ja nicht denkbar gewesen ohne ein starkes Wirtschaftsbürgertum. Ohne selbstbewusste Unternehmer, ohne mutige Bankiers, ohne Kapitalisten, die auf Profit spekulierten.

Zum anderen war in Deutschland das Bildungsbürgertum besonders ausgeprägt – jene Bürger also, die über eine akademische Bildung verfügten und mehr oder weniger davon lebten. Das waren Ärzte, Professoren, Wissenschaftler, Rechtsanwälte, Ingenieure. Also Experten.

Aber hatte das Bürgertum auch auf konkrete Entscheidungen in der Reichspolitik Einfluss?

Nur wenig, und das lag vor allem an der vorparlamentarischen Struktur des Reiches. Allerdings: Ein großer Teil der Staatsbürokratie, der Beamtenschaft, hatte studiert und war bürgerlicher Herkunft. So ragte das Bürgertum denn doch hinein in die Machtstruktur. Auf jeden Fall aber hat das Bürgertum die Kultur und das politische Bewusstsein im Kaiserreich ungeheuer geprägt.

Auch mit neuen Ideologien wie Nationalismus und Antisemitismus?

Parallel zur Herausbildung einer deutschen Nation aus den einzelnen regionalen Identitäten hatte sich zunächst ein Nationalbewusstsein, das Gefühl einer nationalen Identität entwickelt und verstärkt – nicht anders als in den meisten europäischen Ländern. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts aber wuchs dieses Nationalgefühl in Deutschland extrem an und wurde zum Nationalismus. Das geschah zum Teil als Reaktion auf die innenpolitischen Verkrustungen, auf die Blockaden des inneren Machtausgleichs. Dieser Nationalismus verschärfte sich, als die Konflikte und Feindseligkeiten zwischen den imperialistischen Staaten zunahmen, die sich dann 1914 im Krieg entluden.

Und für diesen Nationalismus begeisterte sich besonders das Bürgertum?

In unterschiedlicher Intensität drang er die gesamte Bevölkerung und fand vor allem unter den Nationalliberalen viele Anhänger, während Konservative sich nur zögernd auf diese nationalchauvinistische Haltung einließen. Die wenigsten Anhänger hatte sie auf dem Lande und in der Arbeiterschaft, sehr viel mehr dagegen bei Kleinbürgern in den Städten, in den mittleren und höheren Schichten.

Wie entstand in jener Zeit die andere verhängnisvolle ideologische Strömung, der Antisemitismus?

Das Kaiserreich war in vielen Aspekten ein sehr modernes System, mit viel Öffentlichkeit, einer Vielzahl von Vereinigungen, die sich für alles Mögliche engagierten, mit Lebensreformansätzen von der Jugendbewegung bis zur Nacktkultur. Nur hatte in dieser Modernität eben doch, offen oder unterschwellig, sehr viel Altes überlebt – im Beamtentum, im Offizierkorps, im Großgrundbesitz, im Kleinbürgertum. Da gab es sehr viel ständisches Denken und deutschümelnden Anti-Modernismus.

Und es gab über die schon erwähnten gesellschaftlichen Konflikte hinaus weitere große Konfliktpotenziale. Zum Beispiel nichtdeutsche Minderheiten, drei bis vier Millionen von 54 Millionen Einwohnern – Polen, Franzosen und Dänen vor allem. Das trug zu einer gewissen Fremdenfeindlichkeit bei.

Eine besonders starke Problemgruppe stellten die Verlierer des Fortschritts – voller Unzufriedenheit, Deklassierungsgefühle, Verzweiflung und Hass. Und nicht zu vergessen die protestantisch-katholischen Gegensätze.

Ein solches Gesamtpotenzial an Konflikten, Entbehrungen, Deprivationen und Verlusterfahrungen strebt irgendwann darauf zu, sich in der einen oder anderen Weise zu entladen.

Und warum entlud es sich gegen die Juden?

Insbesondere die jüdische Minderheit war zu einer sehr sichtbaren Verkörperung des Fortschritts, des Wandels, des Aufstiegs der neuen Zeit geworden – nicht zuletzt als Konsequenz einer besonderen Erfolgsgeschichte des Kaiserreichs, nämlich der allmählichen, wenn auch längst noch nicht vollständigen Einbeziehung der jüdischen Minderheit in die deutsche Mehrheitsgesellschaft. Und all diejenigen, die sich von diesem Wandel bedroht fühlten, ließen sich nun umso leichter verführen, Ursachenvermutungen und Projektionen anzustellen, die sich gegen die Juden richteten, von der Ablehnung bis zum Hass.

Aber wie wurde aus der Judenfeindlichkeit, die ja nichts Neues war in Europa, der rassistische Antisemitismus?

Bei der Ausprägung des Antisemitismus spielte auch die rasante Entwicklung der Wissenschaften eine wichtige Rolle. Naturwissenschaftliche Konzepte – etwa gewisse darwinistische Vorstellungen – förderten das Denken in biologistisch-rassistischen Kategorien. Insofern war der rassistische Antisemitismus sogar etwas Modernes – nicht nur in Deutschland.

Wie haben im Deutschen Reich die herrschenden Schichten, insbesondere die Regierungen, auf Rechtsextremismus und Antisemitismus reagiert?

Bis 1914 identifizierten sie sich kaum damit. Aber sie waren fortwährend be-

Die Gesellschaft wird politischer – und radikaler



Bauernpaar, etwa 1912. Die Industrialisierung lockt Millionen vom Land in die Städte

müht, die innere Opposition zurückzudrängen, insbesondere die Sozialdemokraten, diese „vaterlandslosen Gesellen“. Und so setzte die Regierung immer wieder auf die nationale Karte – auch wenn dies den radikalen Nationalisten meist noch zu wenig war. Die schimpften auf die zu zahme, zu laue Regierungspolitik und forderten mehr Aggressivität nach außen.

Wie konnte sich damals die Gesellschaft, so ganz ohne die Medienvielfalt von heute, überhaupt derart politisieren?

Ende der 1840er und dann wieder seit den 1860er Jahren kam es in Deutschland nahezu permanent zu Wahlen und Wahlkämpfen; daraus resultierte ein erhebliches Maß an öffentlicher Politisierung. Dann gab es die Vereine – eine spezifische Ausprägung bürgerlicher Kultur. Darunter waren politische Vereine, aber auch solche, die sich vielleicht „Harmonie“ nannten und sich kulturellen Aktivitäten widmeten, in denen aber auch über Politik geredet wurde. Und zum Dritten wurden nun sehr viel mehr Zeitungen, Zeitschriften und Bücher als zuvor publiziert – eine direkte Folge der rasch sinkenden Analphabetenquote, einer im europäischen Vergleich sehr erfolgreichen Literarisierung.

Gab es denn auch Presse- und Informationsfreiheit?

Durchaus. Die Bismarcksche Reichsverfassung war ja ein Kompromiss, der einerseits den alten Kräften enormen Einfluss bewahrte, andererseits aber liberalen Forderungen auf entscheidenden Gebieten entgegenkam. Im Kaiserreich waren Religionsfreiheit, Gewerbefreiheit, ein vorbildliches Bürgerliches Gesetzbuch und auch Koalitionsfreiheit in erheblichem Maße verwirklicht – und eben auch Pressefreiheit.

Doch diese Freiheiten machten das Reich letztlich weder demokratisch noch stabil?

Genau. Das Schicksal des Kaiserreiches lehrt, dass Kompromisse bei den bürgerlichen Grundrechten nicht ausreichen, damit eine wirkliche Zivilgesellschaft entstehen kann. □

Dr. Jürgen Kocka, 62, ist Professor für die Geschichte der industriellen Welt an der FU Berlin und Autor des Buches „Das lange 19. Jahrhundert“ (Klett-Cotta). Das Interview führten Insa Holst, Ernst Artur Albaud und Olaf Mischer.



Als Kaiser der Letzte

Es herrscht Frieden, als der junge **Hohenzoller** 1888 die Herrschaft über das Reich antritt. Glanzvoll scheint er sein Erbe zu führen, selbstbewusst und ideenreich. Doch Wilhelm II. strebt nach Größerem: Er träumt von deutscher Weltmacht. Rücksichtslos, sprunghaft und unberechenbar für Freund und Feind regiert er sein Land in den Weltkrieg – und die deutsche Monarchie in den Untergang

VON JÖRG-UWE ALBIG

Auf die Stimmung Seiner Majestät ist kein Verlass. Montags fordert der Kaiser die Welt in die Schranken – dienstags verkriecht er sich vor ihr ins Bett. Heute legt er sich für die Arbeiter ins Zeug – morgen droht er, sie zusammenschießen zu lassen. Bald fuchtelte er mit dem Säbel gegen den allgegenwärtigen Feind – bald ist er „Friedenskaiser“. „Ein typischer Fall periodischen Gestörteins“, diagnostiziert, ganz unter Kollegen, der Psychiater Emil Kraepelin.

Kraepelin ist eine Koryphäe, ein führender Seelenarzt seiner Zeit. Das „periodische“ oder „circuläre Irresein“, bei dem manische und depressive Phasen sich abwechseln, hat er als Erster benannt. Bald teilen auch Zunftgenossen in München, in der Schweiz den Verdacht: Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preußen, hat eine „maniaco-depressive Psychose“.

Er allein? Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt; zwanghaft getrieben, dann wieder starr und antriebslos – ist das nicht auch die Gemütsverfassung der Zeit, die man die wilhelminische nennt? Um die Jahrhundertwende liegt über Deutschland ein explosives Gemisch aus Endzeitstimmung und Fortschrittsglauben, aus technischem Schub und gesellschaftlichem Stillstand, aus Aufbruch und Niedergang. Das junge Reich strebt zu neuen Ufern und igelt sich dabei in Traditionen ein, greift nach den Sternen und erstarrt unter der Pickelhaube. „Höchste Reizbarkeit und Stumpfheit“ sind, so der Kulturhistoriker Egon Friedell, „die Generalzustände des Zeitalters“.

Und selten hat sich eine Epoche so restlos in ihrem Monarchen dargestellt. „Wilhelm der Zweite hat jedes Mal ungehemmt nur herausgesagt, was im Hintergrunde jedes Bewusstseins war“, schreibt ein Zeitgenosse, der Schriftsteller Heinrich Mann. 1908, als die Liebe zwischen Volk und Kaiser in ernsthafte Turbulenzen gerät, ruft der Liberale Friedrich Naumann den murrenden Deutschen zu: „Dieser Kaiser, über den ihr euch aufregt, ist euer Spiegelbild!“ Ein verzerrtes, aber getreues Spiegelbild: der Kaiser, mit seinem optimistisch aufwärts gedrehten Schnurrbart und seinen traurigen blauen Augen.

Den Herrschern dieser euphorischen Jahre liegt die Trauer knapp unter der Haut. Zwar walten in ganz Europa, abgesehen von Frankreich, der Schweiz und ab 1910 auch Portugal, noch immer gekrönte Häupter, durch Familienbande eng vernetzt: Zar Nikolaus II. etwa ist Wilhelms Vetter; und Wilhelms Großmutter die legendäre Queen Victoria, deren Kinder, Enkel und Enkelinnen in fast allen Fürstenhäusern sitzen.

Doch am Horizont flammen schon die Menetekel. 1867 stirbt Kaiser Maximilian in Mexiko im Feuer eines Erschießungskommandos; Bayerns König Ludwig II. und sein Bruder enden unter psychiatrischer Aufsicht.

Kronprinz Rudolf von Österreich erschießt 1889 seine Geliebte, dann sich selbst; neun Jahre später erliegt seine Mutter, Kaiserin Elisabeth („Sisi“), einem Attentat. Rund um Wilhelm II. fallen Monarchen Anschlägen zum Opfer: ein Zar in Russland, ein König in Italien, einer in Serbien.

DURCH DEUTSCHLAND aber geht um die Jahrhundertwende der Ruck der Mobilität. Die Jugend zieht, aus Protest gegen bürgerliche Erstarrung, mit dem „Wandervogel“ ins Grüne, und die Arbeitskräfte wandern vom Land in die Städte, von den Feldern im Osten zu den Fabriken des Westens. Kurz nach 1900 wohnt nur noch die Hälfte der Deutschen am Ort ihrer Geburt.

1886 hat Carl Benz mit 15 Kilometern pro Stunde öffentlich das Auto-Zeitalter eingedröhnt, und zwischen 1907 und 1914 wächst im Reich die Zahl der Kraftwagen von 10000 auf 65000. 1891 wagt Otto Lilienthal mit seinem Fluggleiter die ersten Sprünge, 1900 steigt Graf Zeppelins Luftschiff am Bodensee auf, 1906 baut Hamburg die größte Bahnhofshalle des Planeten. Nervosität („Neurasthenie“) ist die Modekrankheit der Zeit; die „BZ am Mittag“ feiert sich als „schnellste Zeitung der Welt“. Handwerk wie Industrie bersten vor Tatendrang: Zwischen 1895 und 1913 verdoppeln sie ihre Produktion. Die Wertschöpfung der Volkswirtschaft wächst um 75 Prozent. Auch das Volk bläht sich auf, jährlich um fast eine Million.

Der Manisch-Depressive braucht ein vergöttertes Liebesobjekt, sagt die Psychoanalyse, an dessen Allmacht er teilhaben kann: Mit seinen Hoffnungen und Erwartungen formt sich das Volk einen Kaiser, in dem es seine aufgeblasene Existenz erkennt. „Dies Volk in dieser Zeit, bewusst und unbewusst“, wird der spätere Außenminister Walther Rathenau feststellen, „hat ihn so gewollt und nicht anders gewollt.“

Wie sein Reich ist ja auch der Kaiser ein Körper, der nicht still sitzen kann – laut Kraepelin „das wichtige Krankheitszeichen“ der Manie. Nicht mal die Hälfte des Jahres hält es den Monarchen in Berlin oder der Potsdamer Residenz. 51 Stationen umfasst sein Reiseplan für das Jahr 1889, nicht gerechnet die jährliche „Nordlandreise“ auf der Yacht „Hohen-zollern“ in die norwegischen Fjorde, bei der er sich mit Männerfreunden umgibt und flotten Matrosen, die auch noch musikalisch sein müssen; wo er altgediente Militärs unter Rippenstößen an Deck vorturnen lässt und ihnen die Hosenträger durchschneidet; wo er mit gellenden Schreien Exzellenzen ins Nachtlager und mit Salutschüssen Weidevieh ins Wasser treibt. Mit seiner schamhaften Frau Auguste Victoria, die den Namen „Paris“ nicht aussprechen kann, ohne zu erröten, zeugt er sechs Prinzen beinahe im Jahrestakt, schließlich noch eine Prinzessin dazu.



Wilhelm als Kind in Leutnantsuniform

krüppelten Prinzen

Er spricht ohne Pause mit seiner stochernden, ruckenden Stimme, suchend und entschlossen zugleich – ein Hang zur Selbstdarstellung, den er mit seiner Generation teilt: Eine nie gesehene Welle von Autobiografien und Selbstbekenntnissen überrollt nach der Jahrhundertwende den Buchmarkt. Ohne Unterlass hält Wilhelm Paraden ab, Feste, Besichtigungen, unterschreibt fast täglich mehr als 100 Ernennungsurkunden für Offiziere und Beamte, isst wegen seiner Behinderungen am linken Arm mit einer seitlich zum Messer geschliffenen Gabel, um Zeit zu sparen.

„Es ist immer was los“, staunt man im Auswärtigen Amt, „und nichts geschieht.“

Und über alldem herrscht die Pflicht zur guten Laune: Wo Wilhelm auftritt, hat „Kaiserwetter“ zu sein. „Majestät brauchen Sonne“, heißt die Maxime, und das gilt auch für die Stimmung: „Schwarzseher dulde ich nicht!“

Das Reich gehorcht und strahlt. Es strahlt vor Sehnsucht nach Befehlen, nach Maßstäben, nach Hierarchie – jener Ordnungswahn, der nach Ansicht von Psychiatern meist dem Ausbruch der manischen Depression vorausgeht. An Deutschlands Schulen stehen die Kinder auf Kommando auf, marschieren und richten die Augen geradeaus. Diederich Heßling, in Heinrich Manns Roman „Der Untertan“ der prototypische Held dieser Zeit, ist so beschaffen, „dass die Macht, die kalte Macht, an der er selbst, wenn auch nur leidend, teilhatte, sein Stolz war“ – und dabei doch „ein weiches Kind, das am liebsten träumte, sich vor allem fürchtete und viel an den Ohren litt“.

Auch der Kaiser ist ja ein Fantast, der als Kind gern Märchen hörte und als Erwachsener daran glaubt. Auch er hat von Geburt her oft Schmerzen im linken Ohr, dazu Gleichgewichtsstörungen und diesen verwünschten lahmen linken Arm, der 15 Zentimeter kürzer ist als der rechte. Und auch er steckt wie ganz Deutschland seit seiner frühen Kindheit in der Zwangsjacke soldatischen Drills.



Vier Hohenzollern 1882: Wilhelm I. wird noch sechs Jahre regieren, sein Sohn Friedrich (links) danach nur 99 Tage. Mit dem Enkel Wilhelm endet das Kaiserreich, der Urenkel wird den Thron nie besteigen

Der Hang zu Uniformen und militärischem Pomp ist, sagen Ärzte, ein Merkmal der Manie – und das Kaiserreich treibt diese Vorliebe zum Exzess. Das deutsche Parlament sei die einzige Volksvertretung der Welt, mutmaßt ein Abgeordneter, in der Minister ihre Reden mit der Hand am Degen halten, und sogar die pazifistischen Sozialdemokraten pochen auf soldatische Disziplin. Der Bürger trinkt aus Tassen mit Waffenbildern, isst von Tellern mit Schlachtenszenen, schenkt zu Weihnachten den Kindern Zinnsoldaten. Der 2. September, der Gedenktag der siegreichen Schlacht gegen die Franzosen bei Sedan 1870, ist eine kollektive Orgie aus Fahnen, Paraden, Jubelgefühlen. Der Kyffhäuserbund, der Dachverband der Kriegervereine, zählt 1913 mehr als 2,8 Millionen Mitglieder – keine andere Massenbewegung kann da mithalten.

Auch der Kaiser umgibt sich mit Soldaten, vorzugsweise mit „langen Kerls“. Schon mit sechs Jahren hat „Fritzchen“, wie der kleine Wilhelm genannt wurde, das Exerzieren gelernt,



Besonders gern inspiziert Wilhelm II. die Truppen in Potsdam, denn als Prinz war er beim dortigen 1. Garderegiment stationiert und fand hier eine Heimat, die ihm das Elternhaus nie geboten hat

ist am zehnten Geburtstag, wie jeder Preußenprinz. Leutnant geworden. Drei Monate später paradiert er zum ersten Mal vor seinem Großvater – „ein unvergesslicher Tag“. Lange zehrt er von „Kindheitserinnerungen militärischer Art“, die ihn geprägt haben: 1864 die Parade der österreichischen Truppen auf dem Weg zum Dänenkrieg; 1866 der Einzug des preußischen Heeres nach dem Sieg über Österreich; 1871, nach dem Triumph über Frankreich, der Zug seines Großvaters, des neuen Kaisers, durchs Brandenburger Tor. Wilhelm begleitete den Vater auf einem Pony.

Der Stolz mag die Qualen seiner Kindheit für einen Moment gelindert haben: die Operationen, die „Fixierungs-Gestelle“, die Kopf- und Armstreckmaschinen, mit denen sein missratener Körper in leidliche Form gebracht wurde, die Fesselung des rechten Arms, um den linken zur Aktivität zu ermuntern, die „animalischen Bäder“ der lahmen Extremität im Blut frisch geschlachteter Hasen.

Mit sieben ist der kleine Wilhelm in die Obhut des calvinistischen Erziehers Georg Hinzpeter gelangt, der ihm trockenes Brot zum Frühstück verabreichte und dann zwölf Stunden Caesar und peloponnesische Kriegszüge. Der den behinderten Prinzen, blind gegen dessen Tränen, wieder und wieder aufs Pferd zwang, ohne Zaumzeug und Sattel, um ihn zur kaiserlichen Pose abzurichten. „Freudlos wie das Wesen dieses pedantischen und herben Mannes“, erinnert sich später der Kaiser, so „freudlos die Jugendzeit“.

Die Eltern haben nicht viel getan, sie ihm zu ver-süßen. Der Vater, Kronprinz Friedrich, mit Mitte 50 noch immer im Schatten Wilhelms I., hat seine Unzufriedenheit am Sohn ausgelassen, hat ihn missachtet, ihn vor Zeugen „unreif“ geschimpft und „urteilslos“. Wilhelms Mutter Victoria, Tochter der britischen Königin, war bei seiner schweren Geburt 18 Jahre alt und von Schmerzen zerrissen; sie schlug um sich, schrie, zerbiss ihre Finger und das Schnupftuch, das

Uniformen und Drill geben ihm Sicherheit

man ihn in den Mund steckte. Schließlich beendeten die Geburtshelfer ihr Toben mit Chloroform.

Aus Anstand hantierte der Arzt unter ihrem langen Flanellock und förderte endlich einen Säugling zutage, der „im hohen Grade scheintot“ war. Den unbrauchbaren Arm hat sie dem Sohn zeitlebens übel genommen. „Sie entzog dem Kind ihre Liebe wegen seines Gebrechens“, befindet später Sigmund Freud. „Als aus dem Kinde ein großmächtiger Mann geworden war, bewies dieser durch seine Handlungen unzweideutig, dass er der Mutter nie verziehen hatte.“

Die Mutter und ihr Mann, der britisch-liberal gesinnte Friedrich, haben ja versucht, den Sohn nicht zum Eisenfresser heranwachsen zu lassen, sondern „ihm unser britisches Unabhängigkeitsgefühl einzuflößen“, wie Victoria ihrer Mutter schrieb, dazu ein bisschen „gesunden Menschenverstand, der auf dieser Seite des Wassers so selten ist“.

Wilhelm bekam Shakespeare und Dickens zu lesen, Lord Byron und Sir Walter Scott, sprach Englisch bald so mühelos wie Deutsch. Victoria bemühte sich, Wilhelm vom Hof fern zu halten, schickte ihn nach Kas-

sel ins Internat, wollte ihn ins Ausland reisen lassen. Doch ihr Schwiegervater, der Kaiser, erhob Einspruch: Der zukünftige Herrscher sollte ein richtiger Preuße werden.

BEIM 1. GARDEREGIMENT IN POTSDAM fand der Prinz nicht nur endlich jene „Familie“, die „ich bis dahin hatte entbehren müssen“, sondern lernte auch Haltung, Härte und Hass gegen England – einen Hass, den nicht nur seine Frau teilte, die in den geistigen Grenzen des schleswig-holsteinischen Landadels aufgewachsen war, sondern mehr und mehr auch das politische Preußen.

Reichskanzler Otto von Bismarck. Gegner der „Anglo-Coburg-Partei“ der Eltern des Prinzen, die der junge Wilhelm inzwischen verächtlich „die englische Kolonie“ nannte, nahm ihn unter seine Fittiche. Er



Nur selten hält der Kaiser sich in seiner offiziellen Residenz auf, dem Berliner Stadtschloss

vermittelte dem Prinzen diplomatische Missionen, auf denen Wilhelm sich beim Zaren Nikolaus II. über den „falschen und intriganten“ Prince of Wales beschwerte, und ein Büro im Außenministerium, wo er „unsere Abhängigkeit von England“ beklagen lernte: War nicht Großbritannien, Welt- und Seemacht Nummer eins, deren Empire ein Viertel der Erdbevölkerung und der Landfläche des Planeten umfasste, immer schon da, wohin sich die verspätete Nation Deutschland nun auch wenden wollte?

1888 STIRBT SEIN GROSSVATER WILHELM I. mit fast 91 Jahren, bald darauf auch sein Vater: Friedrich III. hat, den Krebs im Kehlkopf, nur 99 Tage regiert. Jetzt besteigt der 29-jährige Sohn den Thron. Vor der Feier spricht Hofprediger Kögel auf Wilhelms Weisung zum Thema „Von Gottes Gnaden bin ich, was ich bin“, und der neue Kaiser hält seine Thronrede in der abzeichenbestimmten Generalsuniform des Garde-du-Corps und dem selbst entworfenen roten Samtumfang des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler.

„Ich bin gesonnen, Frieden zu halten mit jedermann, so weit es an mir liegt“, sagt er. Und das Wort „mir“ betont er „so laut und schön“, wie sich ein Zeuge erinnert, „dass es wie ein elektrischer Funke durch alle Hörer fuhr“.

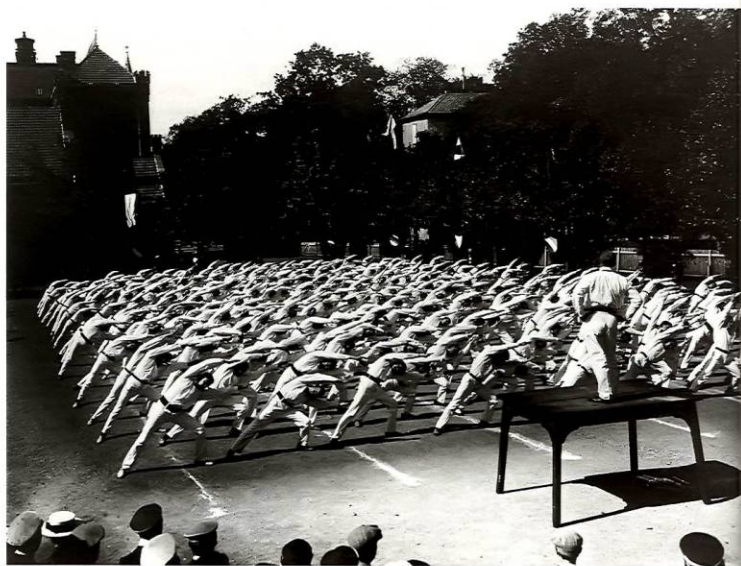
In seinem allumarmenden Überschwang will Wilhelm die alte Zeit überwin-



1884 im Schottenkostüm



Nicht nur in der Armee bestimmen Kommandoton, Gleichschritt und Uniformen den Alltag von Wilhelms Untertanen. Sondern auch auf dem Paukboden in Hamburg, wo Verbindungsstudenten mit blankem Säbel fechten; oder 1911 auf dem Turnfest in Gotha



Vor allem das **Bürgertum** teilt seine Liebe zum Militär

den mit ihren Verfassungskonflikten, Kulturkämpfen, Sozialistenverfolgungen. Will ein zerrissenes Reich einen, in dem 25 Bundesstaaten, mit eigener Regierungsgewalt und sogar eigenen Außenministern versehen, auf ihre Interessen pochen, Katholiken und Protestanten einander beargwöhnen, Besitzende gegen Besitzlose stehen, die Junker im Osten gegen die Schlotbarone im Westen, der gewählte Reichstag gegen den Bundesrat mit den Vertretern der regierenden Fürsten.

In Berliner Fabriken hat er als Kind erschüttert das Elend der Beschäftigten, die „zwölfstündige Arbeitszeit mit ihrem kärglichen Lohn“ und „die traurigen Wohnverhältnisse“ in den Mietskasernen registriert. „Den Schwachen und Bedrängten im Kampfe ums Dasein“ wolle er beistehen, verspricht er jetzt, zur „Ausgleichung ungesunder gesellschaftlicher Gegensätze“. Beim Streik der Ruhrmalocher 1889 schlägt er sich sogar auf deren Seite: „Die Arbeiter sind meine Untertanen, für die ich zu sorgen habe.“

Sein höchster Untertan aber, der „Eiserne Kanzler“ Otto von Bismarck, 44 Jahre älter als Wilhelm, ist ein Mann der Konfrontation. Genossen, findet er, kann man nicht „trotzreformieren“, sondern nur „totschießen“. Die Arbeiterschutzprojekte des Kaisers – Sonntagsruhe, Verbot der Kinderarbeit – sabotiert Bismarck, wo er kann. Er will seine „Kanzlerdiktatur“ fortsetzen, den Kaiser in Vormundschaft nehmen, wie es ihm bei Wilhelm I. oft gelungen ist.

Als der Reichstag Bismarcks „Sozialistengesetz“ von 1878, das sozialdemokratische Vereine und Propaganda verbietet und die Ausweisung von SPD-Anhängern erlaubt, nicht mehr verlängern will, erwägt der Kanzler den Staatsstreich und bekommt das letzte Gefecht mit seinem Monarchen. Am 20. März 1890 entlässt der Kaiser den Kanzler. Dann kommandiert er: „Voll dampf voraus!“

Voraus heißt: im Kreis. Das „Kaiserliche Jahr“ mit seinen immer wiederkehrenden Paroleausgaben und Defilierröcken, seinen Geburtstagen, Krönungs- und Ordensfesten, seinen Militärparaden und Herbstmanövern, Wiesbadener Festspielen und Kieler Wochen, seinen Nordland- und Mittelmeereisen, Ball- und Jagdsaisons hat in seiner geheimen, rituellen Abfolge magische Züge.

Im Zeitalter von Elektrizität und Relativitätstheorie zelebriert Wilhelm das Heilige Römische Reich Deutscher Nation – mit einem 62 Rangstufen umfassenden „Hof-Rang-Reglement“, mit höfischen Zeremonien, die Geisterbeschwörungen ähneln.

„Der Kaiser bringt immer so ein Stück Mittelalter hinter sich her“, gruselt sich 1905 sein späterer Generalstabschef Helmuth von Moltke (der Jüngere) bei einem Hofball: „Es ist, als ob die Toten auferstehen mit Zopf und

Puder.“ Und von der Magie zur Manie, vom Zyklus zur Zyklothymie, wie Emil Kraepelin die milde Form der manisch-depressiven Krankheit nennt, ist es vielleicht nur ein Schritt.

Eine Macht neben sich will Wilhelm II. jedenfalls nach Bismarcks Abgang nicht mehr dulden. Der Eiserne Kanzler brauchte den Monarchen nur als romantische Fiktion, um demokratische Appetite zu zügeln – der Kaiser nimmt sich jetzt wörtlich. Zwar lässt ihm die Verfassung nur begrenzten Spielraum im politischen Tagesgeschäft: Er ernannt und entlässt die Reichsbeamten, auch den Kanzler, verkündet die Reichsgesetze und überwacht deren Ausführung, beruft Bundesrat und Bundestag ein und entscheidet über Krieg und Frieden (siehe Seite 177). Trotzdem will er jetzt mehr: Er will sein „persönliches Regiment“.

Ob er es erreicht, wird umstritten bleiben: Ist er ein Autokrat oder ein „Schattenkaiser“, ein Spielball der Machteliten? Ist er der Treibriemen eines „Königsmechanismus“, der seine Umgebung zwingt, dauernd um die Gunst der „Allerhöchsten Person“ zu buhlen – oder ist er, wie seine Feinde giftig, ein Haustier der „Camarilla“, jener Herrenrunde um seinen engsten Vertrauten, Philipp Graf zu Eulenburg, der 1907 über den gerade in einer männerbündischen Welt wie dem Kaiserreich unverzeihlichen Makel der Homosexualität stürzt (und von seinem kaiserlichen Freund fallen gelassen wird)?

Fest steht: Der Monarch will Liebe. Notfalls ist er bereit, sie zu erzwingen. Als die Arbeiter seine Gefühle enttäuschen, die Sozialdemokraten 1893 von 19,7 auf 23,3 Prozent hochwählen und binnen acht Jahren mehr als 3000-mal streiken, ziehen Majestät andere Saiten auf. 1894 ist er es, der jetzt – im Einklang mit seiner hochkonservativen Umgebung – schärfere Gesetze gegen Revolutionäre fordert. Leo Graf von Caprivi, sein Kanzler nach Bismarck, lehnt, ebenso wie der Reichstag, die „Umsturzvorlage“ ab – und wird entlassen. Gegnern droht Wilhelm mit „Feuerspritzen“ und „Kartätschen“. Sozialisten will er nun „abschießen, köpfen und unschädlich machen“.

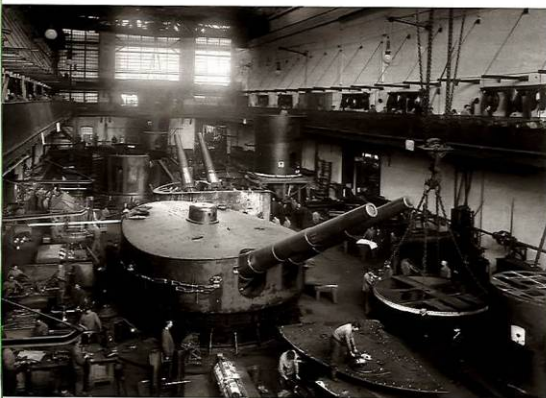
Der Historiker Ludwig Quidde, dessen „Studie über römischen Cäsarenwahnsinn“ am Beispiel des Kaisers Caligula – „sprunghaft und oft widerspruchsvoll, und dazu eine höchst gefährliche Sucht, alles selbst auszuführen“ – die Deutschen allzu sehr an den eigenen Herrscher erinnert, muss für drei Monate ins Gefängnis. Noch 1934, im Exil, wird sich Wilhelms Verdruss in Gewaltfantasien entladen: „Blut muss fließen, viel Blut, bei den Offizieren und den Beamten, vor allem beim Adel, bei allen, die mich verlassen haben.“

Den Wankelmut seines Gönners hat Graf zu Eulenburg noch vor Wilhelms Thronbesteigung erahnt. „Alles im Leben trägt den Charakter von Perioden“, hat er ge-



1910 in dänischer Admiralsuniform

Weltgeltung des Reiches ist **Wilhelms Ziel** – dazu lässt er rüsten



Krupp in Essen ist die wichtigste Waffenschmiede im Kaiserreich

sagt, „auch meine Periode wird vorübergehen.“ In Perioden, so wie sie auch der Psychiater Kraepelin beschreibt, kämpft sich das Ego des Kaisers über seine Grenzen hinaus, und das Reich folgt ihm mit auf die seelische Reise: Ist nicht auch Deutschland gewaltsam und blutig geboren in drei Kriegen, reich von Geburt, doch ungeliebt von der Welt?

Vor Wilhelm II. war Deutschland ein halbwegs genügsamer Bund aus Groß-, Mittel- und Kleinstaaten mit heimeligen Namen wie Schwarzburg-Rudolstadt, Schaumburg-Lippe, Reuß älterer und jüngerer Linie: das „Bleigewicht am Stehaufmännchen Europa“, wie Bismarck es schuf.

In der Mitte des Kontinents stand ab 1882 wie ein Klotz sein „Dreibund“ aus Deutschland, Italien und Österreich-Ungarn. Dieser Bund wurde flankiert von Großbritannien (das sich 1887 durch ein Mittelmeerabkommen dem Dreibund angenähert hatte), von Russland (das sich kurz danach in einem geheimen Rückversicherungsvertrag zu „wohlwollender Neutralität“ im Kriegsfall verpflichtet hatte) und der Republik Frankreich (deren außenpolitische Isolation nach dem verlorenen Krieg durchaus im deutschen Interesse lag). Es war ein mühsam austariertes Gleichgewicht, das auch durch Bismarcks anfänglichen Verzicht auf koloniale Expansion in der Schwebe blieb.

UNTER DEM JUNGEN KAISER aber wirft Deutschland den Ballast ab und will Weltgeltung

– lieber heute als morgen. Hatte noch Bismarck das Reich für „saturiert“ erklärt, meldet sich jetzt der Hunger der Unge liebten. Zwar ist, auch dank Bismarcks Zurückhaltung, beim Verteilen der Kolonien für Deutschland nur gerade mal ein Stückchen Südsee abgefallen, dazu Kamerun, Togo, Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwest. Dafür drängen jetzt Stinnes, Krupp, Siemens und AEG gewaltig auf die Weltmärkte, kurbeln die Exporte an – und rufen nach dem Imperium.

„Die Zeiten, wo der Deutsche dem einen seiner Nachbarn die Erde überließ, dem anderen das Meer und sich selbst den Himmel reservierte, wo die reine Doktrin thront – diese Zeiten sind vorüber“, schmettert Wilhelm späterer Reichskanzler Bernhard von Bülow 1897 im Reichstag: „Wir verlangen auch unseren Platz an der Sonne.“

Hastig klaubt das Reich die letzten kolonialen Krümel auf: Kiautschou in China, in der Südsee die Karolinen, Palau und die Marianen, den Großteil Samoas. Die Kolonien sind Zuschussgeschäfte, die gerade den Bedarf an Hanf und Phosphat decken und Deutschland 1912 etwa 104 Millionen Mark Handelsvolumen einbringen, dafür aber 87 Millionen Mark Verwaltungs- und Infrastrukturkosten im Jahr – sowie das Misstrauen Großbritanniens, Russlands und der USA.

Doch die Aktivität des Reichs richtet sich nicht auf ein Ziel, sondern auf die Tat selbst – wie die Manie, in der „die motorischen Äußerungen überhaupt keine bestimmte Richtung erkennen“ lassen, wie Professor Kraepelin weiß: „Der Kranke schweigt gewissermaßen in Bewegungen.“ Deutschland will nur dabei sein, Flagge zeigen, auch wenn es nichts zu holen gibt.

Wie ein Kreuzritter zieht Wilhelm 1898 in selbst entworfener Tropenuniform in Jerusalem ein, tappst mitten durch die politischen Vorgärten Großbritanniens und Russlands, um eine evangelische Kirche einzuweihen: Türkische Militärkapellen spielen die „Wacht am Rhein“ und „Tochter Zion, freue Dich“. Der Alldeutsche Verband, eine militant-völkische Lobby mit wenigen, dafür um so einflussreicheren Mitgliedern, posaunt mit Gloria die vage Maxime: „Weltpolitik als Aufgabe, Weltmacht als Ziel, Flotte als Instrument!“

Die Flotte ist ein Spielzeug des Kaisers. Das Festland ist zu eng für ein Ego, das ins Unbegrenzte strebt. Bei Flottenmanövern verbringt Majestät Tage an Deck, schießt „zu seinem nicht geringen Jubel“ mit Kanonen auf schwimmende Tonnen. Selbst sein Generalstabschef Alfred Graf von Waldersee fürchtet die kaiserliche „Marine Passion“: Sie sei „stärker, als für uns gut ist“.

Als Kind hat Wilhelm Seefahrerbücher verschlungen; nun entwirft er Idealschiffe, die nie gebaut werden. „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“, sagt er 1898 bei



Um 1900 als Friedrich der Große



Mit einem Offiziersstock in der Hand des verkürzten linken Armes beobachtet Wilhelm II. im Manöver die Kampfestüchtigkeit seiner Truppe

der Eröffnung des Stettiner Hafens – und im Überschwang spürt er nicht, dass die bis dato unangefochtene Seemacht Großbritanniens empfindlich zusammenzuckt. Mit dem Tausch kolonialer Gebiete in Ostafrika gegen das seit 1807 britische Helgoland glaubt Wilhelm, sich „à l’amiable“ mit London arrangiert zu haben: „England kommt uns nicht trotz, sondern wegen meiner kaiserlichen Marine.“

Im Konteradmiral Alfred Tirpitz findet der Kaiser einen eifrigen Partner (siehe Seite 90). Dem schwebt die aufgerüstete Flotte nicht nur „als politischer Machtfaktor“ vor, sondern auch als „starkes Palliativ gegen gebildete und ungebildete Sozialdemokraten“ – als nationale Gemeinschaftsaufgabe, die innere Risse kitten kann. Die noch junge Seestreitkraft bietet, im Gegensatz zur vom Adel beherrschten Kavallerie, auch Bürgersöhnen die Aussicht auf militärischen Aufstieg.

Industriekapitäne, Journalisten, Pastoren und Turnlehrer beten die schwimmende Macht an – und zahlen auch gern die

neue Sektsteuer, die den Bau der Schiffe finanzieren helfen soll. Selbst Friedrich Naumann, der Liberale, bekennt sich in zeittypischem Mix als „Christ, Darwinist und Flottenschwärmer“. Der Flottenverein, gegründet 1898, wird zum mitgliederstärksten nationalistischen Verband, der Matrosenanzug zum beliebtesten Kleidungsstück des deutschen Knaben.

DER HANG ZUR VERKLEIDUNG ist ein Zeichen der Zeit: Nicht von ungefähr vergleicht Sigmund Freud den manischen Gemütszustand mit dem Karneval. Auch der Kaiser wechselt bis zu sechsmal am Tag die Uniform, posiert für Fotos als Großer Kurfürst und Lord Nelson, als Johanniter und russischer Infanterist; selbst sein Schreibstuhl ist von einem Pferdesattel gekrönt. „Alle Tage Maskenball“, staunt Graf zu Eulenburg, der Vertraute des Kaisers.

Auch das Volk liebt ja den Mummenschanz. Das Wort „Nachahmung“ fasst für Heinrich Mann „die ganze Leere der



Sozialdemokraten sind

„Der Bourgeois im Stechschritt, der Händler als Held, der Geschäftsreisende im Feldwebelton, der Jobber und Schnorrer mit den Gebärden Wotans“, wie der Schriftsteller Hermann Bahr seine Zeitgenossen beschreibt, wünschen sich auch ihren Kaiser als Siegfried in schimmernder Wehr.

Der „Wille zur Macht“, wie eine zur Kaiserzeit erscheinende Textsammlung des 1900 gestorbenen Friedrich Nietzsche heißt, ist der Gradmesser jeden Erfolges. Das Recht des Stärkeren, kühn abgeleitet von der populären Theorie Charles Darwins, ist einer Generation, die ihre Schwächen nicht kennen will, zur Natur geworden – und Wilhelm nimmt es sich heraus, wie es ihm passt: Dem König von Bulgarien haut er öffentlich auf den Hintern, schlägt einem russischen Großfürsten den Marschallstab auf den Rücken, zwingt den Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha zu Boden und setzt sich auf dessen Bauch.

Die Sorgen der Welt dürfen Wilhelm nicht bekümmern. Bismarcks Rückversicherungsvertrag mit Russland hat sein Kanzler Caprivi nicht verlängert – beleidigt

rückt jetzt der Zar endgültig an Frankreich heran. Als die deutschfreundliche Burenrepublik Transvaal im goldreichen Südafrika 1895 einen englischen Umsturzversuch niederschlägt, gratuliert der Kaiser dem Burenpräsidenten Paul „Ohm“ Krüger in einem Telegramm – und stößt damit die Briten vor den Kopf. Und 1898 beschließt er gemeinsam mit dem türkischen Sultan Abdul Hamid, die anatolische Eisenbahn über Bagdad bis zum Persischen Golf zu verlängern – und erschreckt Russland wie Großbritannien, die um ihre strategischen Interessen im Orient bangen.

Immer wieder schwankt Wilhelm zwischen der Liebe zum hochgemuten England, dem Stolz auf die Admiralsuniform, die ihm die Queen 1889 verlieh, den seligen Jugenderinnerungen an Schloss Windsor, wo „ich als kleiner Junge oft gespielt“ und „infolge des vielen Puddinggessens mich kolossal übergeben habe“ – und dem Hass auf die englische Mutter, auf das „perfide Albion“, dessen Medizinern er vorwirft, nicht nur



Sieben Kanzler ernannt der Kaiser, darunter 1890 Georg Leo Graf von Caprivi, 1894 Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, 1900 Bernhard Fürst von Bülow und 1909 Theobald von Bethmann Hollweg (v. l.). Keinem gelingt es, die gesellschaftlichen Probleme im Reich zu lösen. Die Sozialdemokraten erhalten immer mehr Zulauf, auch bei verbotenen Demonstrationen wie 1910 in Berlin

vierzig Jahre“ des Zweiten Reichs zusammen: „Der Bürger öffnete den Ritter, beide zusammen öffneten England.“

Die neuen High-Tech-Bahnhöfe verstecken sich hinter historisierenden Fassaden, die Villen der Neureichen hinter Oberflächen im barocken, romanischen, byzantinischen und Empire-Stil, der neue Reichstag, ein monumentaler Klotz, borgt sich die Pracht der heiteren Renaissance – und bleibt doch klobig und schwer. In den Opernhäusern hüllt der Komponist Richard Wagner, der „markige gewaltige Schöpfer unserer neuen germanischen Tonwelt“ (Wilhelm II.), die deutsche Seele in Nibelungengewänder. Und am 16. Oktober 1906 schlüpft der entlassene Schusterei-Arbeiter Wilhelm Voigt in eine Hauptmannsuniform vom Trödler, rekrutiert zehn preußische Gardisten, lässt den Bürgermeister von Köpenick verhaften und beschlagnahmt die Stadtkasse mit etwas über 4000 Mark. „Famose Chose“, applaudiert sogar der Kaiser, und: „Das macht uns keiner nach!“

für den Kaiser »waterlandslose Gesellen«

seine Geburt verpfuscht, sondern durch falsche Diagnosen auch den Tod Friedrichs III. beschleunigt zu haben: „Ein englischer Doktor tötete meinen Vater und ein ebensolcher verküppelte meinen Arm!“

Er will doch Frieden mit Oma Victoria, Onkel Edward, Vetter George – aber er hat seinen Stolz. Vorschläge zur Aufgabe der Flottenausrüstung weist er als „Unverschämtheit“ zurück. Das Wort „Angst“, sagt er, komme im Wörterbuch des deutschen Offiziers nicht vor – und das Gefühl schlägt er tot. Er schimpft auch auf die „faulen, lügenhaften Russen“, bereit, „mit dem Ordensschwert in der nervigen Faust“ auf sie einzuhauen. Und gegen Frankreich: „Ich glaube“, sinnt er vor einer Statue des römischen Diktators in Neapel, „dass ich die Mission habe, Gallien zu zerschlagen wie Julius Caesar.“

Als Kind, erinnert er sich, habe er begeistert die Trommel gespielt, „nicht harmonisch vollender“, doch „sehr geräuschvoll“. Nun haut er im Konzert der europäischen Eitel- und Begehrlichkeiten auf die Pauke – nur leider nie im Takt. Im Sommer 1900, als chinesische Rebellen („Boxer“) ausländische Vertretungen angreifen und den deutschen Gesandten ermorden, will der Kaiser gleich ganz Peking „dem Erdboden gleichgemacht“ sehen.

In seiner „Hunnenrede“, mit der er in Bremerhaven das deutsche Expeditionskorps verabschiedet, ruft er sich zum neuen Attila aus: „Pardon wird nicht gegeben, Gefangene nicht gemacht“, dröhnt er. „Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in der Überlieferung gewaltig erscheinen lässt, so möge der Name Deutschland in China in einer solchen Weise bekannt werden, dass niemals wieder ein Chinese es wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen!“

Es ist nicht nackte Brutalität, die aus den kaiserlichen Tiraden spricht. Es sind Schlachtengemälde aus Worten, heroische Bilder wie jene Seestücke mit Titeln wie „Der Raddampfer „Hohenzollern“ in schwerer See“, die der junge Wilhelm unter Anleitung des Marinemalers Carl Saltzmann angefertigt hat.

Es ist ein Rittertraum, die edle Welt des Parzival, des Ideals seiner Jugend. Es ist der Traum einer unbefriedigten Generation, der Söhne der Sieger von 1866 und 1870, welche die Schlachten ihrer Väter nicht mehr schlagen können und die „innere Leere“, wie der zeitgenössische Publizist Bernhard Guttman schreibt, „in romantischer Selbstvergötterung“ füllen.

Es ist der Traum des Manikers, der sich als Tat tarnt. In einem Reich, in dem die königlichen Theater ein Fünftel des Hofbudgets verschlingen – „Das Theater ist auch eine meiner Waffen“, sagt der Kaiser – und

auf den neuen Kinematografen gerade die Bilder laufen lernen, siegt die Illusion über die Realität. Und wo Bismarck Geschichte machte, hat Wilhelm II. Gesichte.

ES IST EIN TRAUM, aus dem der Kaiser nicht aufwachen darf. Sobald er die Rüstung für einen Moment ablegt, verhöhnen ihn die Meinungsmacher als „Wilhelm den Friedlichen“. Die Öffentlichkeit drängt den Reichstag, mehr Kriegsschiffe als geplant zu bewilligen, die Marinelobby sabotiert die Abrüstungsverhandlungen, und der Staatssekretär im Auswärtigen Amt Alfred von Kiderlen-Wächter findet, „dass das Volk einen Krieg nötig hat“.

Das Militär, das als Folge der Einigungskriege von 1864, 1866 und 1871 zum Leitbild des jungen Reichs aufgestiegen ist, hat nicht nur an Masse zugelegt – von 1875 bis 1914 verdoppelt das Heer seine Mannschftsstärke fast –, sondern auch an Einfluss. Die Kriegervereine mobilisieren den Alltag mit Umzügen, Paraden, Fahnenappellen und Bällen, und die nationalen Verbände geben den Ton dazu an, der nicht markig genug sein kann.

Die „Deutsche Kolonialgesellschaft“ giert nach Neuland in Übersee. Der Flottenverein trägt die Sehnsucht nach Seemacht, wie er sich rührt, „bis in die kleinsten Hütten“. Der „Ostmarkenverein“ organisiert den „Volkstumskampf“ gegen die Polen in den Grenzgebieten. Und die Alldutschen, jene hoch organisierte Meinungselite aus Oberlehrern, Professoren und Journalisten, fordern für die „germanische Rasse Ellenbogenraum“ im Osten und Südosten – „selbst wenn darüber solch minderwertige Völkchen wie Tschechen, Slowenen und Slowaken“ ihr „für die Zivilisation nutzloses Dasein einbüßen sollten“.

Den radikalen Nationalisten ist die Machtpolitik des Kaisers noch immer viel zu schlapp. Auch Maximilian Harden, der Herausgeber der Zeitschrift „Die Zukunft“, der den Skandal um Eulenburg auslöst, will mit dem Vorwurf der Homosexualität nicht nur den Grafen und seinen Kaiser treffen, sondern auch deren „süßliche und weibliche Politik“, die feigerweise „nicht von Weltbränden“ träumt, weil sie es auch so „schon warm genug“ hat.

Also träumt der Kaiser weiter, beschwört im Fernen Osten, als der „Boxeraufstand“ so gut wie beendet ist, „ein heißes blutiges Ringen“. Im Sommer 1903 stellt sein Freund Eulenburg fest, des Kaisers „Objektivität“ sei endgültig dahin – „die Subjektivität reitet auf einem beißenden und stampfenden Rosse“. Und die Weltmächte halten das für Politik.

Das diplomatische Jonglieren mit fünf Kugeln, das Bismarck zur Meisterschaft geführt hat, ist dem Kaiser fremd: Ein Ritter



Als Ritter des Johanniterordens

Wilhelms Außenpolitik ist unberechenbar



Zar Nikolaus II. und Wilhelm II. treffen sich oft, auch auf der kaiserlichen Yacht. Doch über der Balkanpolitik werden sie zu Gegnern

schachert nicht. Nicht Geschick, sondern Stärke will er beweisen. Jetzt muss er feststellen, wie ihm ein Ball nach dem anderen entgleitet.

Im April 1904, drei Jahre nach dem Scheitern der letzten deutsch-englischen Koalitionsgespräche, schließen Großbritannien und Frankreich eine „Entente Cordiale“, ein „herzliches Einvernehmen“ über die Zukunft ihrer Kolonien: Großbritannien bekommt freie Hand in Ägypten, Frankreich in Marokko. Im Auswärtigen Amt zu Berlin herrscht „tiefe Niedergeschlagenheit“: Man sieht sich umzingelt.

Reichskanzler von Bülow und Friedrich von Holstein, die Graue Eminenz im Außenministerium, überreden den Kaiser, auf seiner jährlichen Mittelmeerreise einen Landgang in der marokkanischen Hafenstadt Tanger zu unternehmen, um, wie Bülow drängelt, „die Gegenwart Deutschlands im Weltkonzert“ zu unterstreichen.

Wilhelm sträubt sich. Er fürchtet den „Zündstoff“, den eine solche Demonstration birgt, das offene Boot, in dem er bei bewegter See in den Hafen einschaukeln soll, „spanische Anarchisten“ und den Ritt auf einem unbekannten Araberpfard, das ihn „um ein Haar ums Leben“ bringt.

Sein Opfer ist wertlos. Als im April 1906 auf deutsches Drängen im spanischen Algeciras die Welt über das Schicksal Marokkos berät, stellen sich Russland, Großbritannien, die USA und selbst das mit Berlin

verbündete Italien hinter Frankreich: Deutschland und nicht der Erbfeind findet sich isoliert.

Es ist zu einem Prestigeverlust gekommen, den das Reich auch später nicht wettmachen wird, als es 1911 nach Frankreichs Besetzung der Königsstadt Fes das Kanonenboot „Panther“ vor Marokkos Küste kreuzen und in den Hafen von Agadir einlaufen lässt: Großbritannien stärkt den Franzosen auch diesmal den Rücken und lenkt die deutsche Drohgeste ins Leere. Die Alldeutschen, die, sekundiert von der Schwerindustrie, schon Südmorokko zur Kolonie erklärt haben, sehen „Schandflecke auf dem germanischen Ehrenschild“.

Den demonstrativen Landgang in Tanger hat der Kaiser nicht gewollt. Er möchte ja ein „Friedenskaiser“ sein. Schon 1905 ließ er auf eigene Faust während der Nordlandreise die „Hohenzollern“ in russische Gewässer driften, wo sie vor der Insel Björkö auf die Privatjacht von Zar Nikolaus II. traf. Aus heiterem Himmel holte Wilhelm einen Bündnisvertrag aus der Tasche, den der verdutzte Vetter unterschrieb. „Ein Wendepunkt in der Geschichte Europas“, brüstete sich Seine Majestät hinterher.

Doch die Berater des Zaren erklärten das Papier für nichtig: Es verstöße gegen Russlands Verträge mit Frankreich. Und auch bei Bülow erntete der Kaiser nur Undank und ein Abschiedsgesuch: Der Vertrag, nur auf Europa beschränkt, sei nutzlos und schädlich. Wilhelm verspürte einen „fürchterlichen Stoß“. Er drohte damit, „einer schweren Nervenkrankheit anheim zu fallen“.

Jetzt scheint sich Deutschland vollends zu isolieren – zumal sich das Zarenreich im August 1907 mit Großbritannien über die Aufteilung der Interessen in Asien und Nahost verständigt. Dass der „russische Bär“ und der „englische Löwe“ je ihr historisches Misstrauen gegeneinander vergessen und Front gegen Berlin machen könnten, hat die deutsche Diplomatie stets ausgeschlossen – jetzt wittert sie „Einkreisung“.



1905 besucht der Kaiser Tanger



1906 in ungarischer Uniform



und weist französische Ansprüche auf Marokko lautstark zurück. Doch die europäischen Mächte stellen sich auf Frankreichs Seite. Deutschland wird isoliert

Nur noch die morsche, gleichfalls isolierte Donaumonarchie scheint es an Deutschlands Seite auszuhalten. Vor dem Reichstag bekräftigt Kanzler Fürst von Bülow die „Nibelungentreue“ zum Kaiser Franz Joseph, die das Reich schon unter Beweis gestellt hat, als die k.u.k. Monarchie Bosnien und die Herzegowina annektierte – und damit Europa an den Rand des Krieges führte. 1907 reist Kaiser Wilhelm nach London zu seinem Onkel Edward VII. (der ihn für „den glänzendsten Versager der Geschichte“ hält) und versichert, die deutsche Flotte sei nicht gegen England gerichtet. Die Universität Oxford verleiht ihm die Ehrendoktorwürde.

Ein Jahr später druckt der Londoner „Daily Telegraph“ ein Gespräch mit dem Kaiser. Die Briten lesen nicht gern, dass Wilhelm behauptet, nur dank seiner guten Ratschläge habe Großbritannien 1902 den Burenkrieg gewonnen. Russen und Franzosen lesen nicht gern, ohne Wilhelms Fürsprache hätten Paris und Petersburg sich zur Front gegen Großbritannien zu-

sammengeschlossen. Und seine Untertanen lesen nicht gern, dass er beteuert, er halte zu Großbritannien – im Gegensatz zur Mehrheit der Deutschen.

Einen „Sturm des Volksempfindens“ konstatiert der Liberale Friedrich Naumann im Reich: Ein Desaster des „persönlichen Regiments“, moniert der Reichstag. Ein Weichling, heißt es an Stammtischen, ein Halbengländer, der sich beim Feind lieb Kind macht, statt ihm das Schwert zu zeigen!

Vergebens redet sich Wilhelm heraus, sein Kanzler habe versäumt, den Text vor Abdruck zu prüfen. Er versinkt in „einer großen Depression“, wie seine Entourage bemerkt, verkriecht sich im Bett, isst allein, will niemanden sehen.

Selbst die Fuchsjagd beim Späßvogel Max Egon zu Fürstenberg macht den Kaiser nicht froh. Immer war die Jagd für den gehetzten Monarchen der größte Trost – auch wenn Leibjäger dem behinderten Waidmann als Stütze für die „geliebte Büchse“ dienen und Gehilfen ihm das Wild zutreiben

Im Krieg verliert Wilhelm II. Heimat und Thron

mussten. 78 330 Stück Wild bringt er im Lauf seines Lebens zur Strecke – jetzt lässt der Schwarzwald ihn kalt; die Kabarettgruppe, die den Monarchen zerstreuen soll, zieht unbelacht ab.

Schließlich führt Fürstenberg die bewährte Tanzeinlage des Generals Graf Dietrich von Hülsen-Haeseler, Chef des Militärkabinetts, ins Feld: Im Ballkleid der Hausherrin, einen Hut mit Straußenfedern auf dem Kopf und einen Fächer in der Hand, pirouettiert der Krieger zum Klang des Orchesters – und bricht plötzlich tot zusammen, vom Herzschlag gefällt.

Zerrütet kehrt Wilhelm nach Potsdam zurück, wo ihn der Kronprinz „gealtert“ im Bett findet, „verlassen“ und „zusammengebrochen unter der Katastrophe“. Wilhelm verstummt. Je schärfer der Chauvinismus jetzt aus dem Reichstag schrillt, umso leiser wird der Monarch. Die Militärs, die ihn in Berlin umgeben, nutzen die Schwäche, ziehen die Zügel straff: Das „persönliche Regiment“ ist endlich vorbei.

„Das ganze Volk steht hinter mir“, sagt der Kaiser trotzig. Im Frühjahr 1913 verheiratet er die Prinzessin Victoria Luise mit dem Herzog Ernst August von Braunschweig, während im Balkan Kämpfe um die Reste des zerfallenden Osmanischen Reichs toben, die Großmächte Kriegsszenarien durchspielen und ihre Rüstungsausgaben in schwindelnde Höhen jagen.

Wilhelm trägt auf dem Fest eine englische Paradeuniform, sein Vetter, der britische König George V., die Uniform eines deutschen Generals. Auch Russlands Zar Nikolaus II. bringt seine Glückwünsche. Es ist das letzte Mal, dass die drei Monarchen sich treffen.

Im Sommer, zu Wilhelms 25-jährigem Regierungsjubiläum, ziehen Vereine, Innungen, Studenten mit Musikkorps und Fahnen durch die Straßen. Die Lichtmasten tragen Kronen aus gestanztem und vergoldetem Zinkblech. Über den Magistralen Berlins schweben Girlanden und Baldachine mit Goldbuchstaben: „W II“. Und während Wilhelm in seinem blumengeschmückten Automobil durch Berlin fährt, bangt und fiebert Europa der Explosion entgegen.

Krieg liegt in der Luft, die Paranoia und der Zwang zur Selbstbehauptung, die Angst und die Lust zur Aggression: Bevor der Gegner losschlägt, will man es lieber selber tun. Europas Kinos zeigen Martialisches, und auf die Frage nach seinen Reiseplänen für das Jahr 1914 – so hat Wilhelm erfahren – antwortet der Zar seinem Hofmarschall: „Ich werde in diesem Jahr zu Haus bleiben, weil wir Krieg bekommen.“

VOM TOD DES österreichischen Thronfolgers und seiner Frau in Sarajevo durch die Kugeln des bosnisch-serbischen Studenten Gavrilo Princip erfährt Wilhelm am 28. Juni

1914 auf der Kieler Woche. Er schwankt zwischen Friedenssehnsucht und Verlangen nach Sühne, gibt aber dem Wiener Sonderbeauftragten Graf Hoyos die Blankovollmacht: Es wäre schade, „wenn Österreich-Ungarn den jetzigen für sich so günstigen Moment ungenutzt ließe“, sagt er und hofft wohl, der Konflikt werde sich auf den Balkan beschränken.

Auf seiner Nordlandfahrt steht er dann an der Relling und starrt auf das Meer, in die weite, endlose Welt, die einzig ist gegen Deutschland. Die Flotte, die ihm den Respekt der Welt bringen sollte, hat nur deren Hass erzeugt. „Die Hämmer, die auf den Werften von Kiel und Wilhelmshaven erklangen“, wird Winston Churchill sagen, „schmiedeten die Koalition, die Deutschland erlag“ – und die rund 14 Millionen, die durch Gas und Feuer, Hunger und Vertreibung sterben werden.

Von dem Ultimatum, das Wien den Serben am 23. Juli stellt, erfährt Wilhelm zwei Tage später – und von der Bereitschaft Russlands, den slawischen Brüdern bei einem Angriff zu Hilfe zu kommen. Bleich und verstört, von neuem am Boden, kehrt er am 27. Juli zurück nach Berlin. Die Antwort der Serben auf das Ultimatum, ein weitgehendes Entgegenkommen, gibt man ihm erst am 28. Juli, drei Tage zu spät: „Damit fällt jeder Kriegsgrund fort“, sagt der Kaiser erleichtert – doch da machen Wien und Belgrad bereits mobil.

Am selben Tag erklärt Österreich-Ungarn Serbien den Krieg. Zar Nikolaus und Wilhelm wechseln Depeschen. „Unsere lange währende Freundschaft muss mit Gottes Hilfe dazu führen, dass ein Blutbad verhindert wird“, kabbelt der Kaiser. Doch „Willys“ letztes Telegramm vom 1. August kann „Nicky“ nur noch mit der Anmerkung versehen: „Empfangen nach der Kriegserklärung.“

Vom Balkon des Berliner Schlosses aus sieht Wilhelm sein Volk wieder. „Ich kenne keine Parteien mehr“, sagt er vor dem Reichstag, „ich kenne nur noch Deutsche.“ Die Abgeordneten jubeln ihm zu wie noch nie, doch der Kaiser fällt in ein Loch. „Mein Amt ist aus“, raunt er, und Exkanzler Bülow starrt in sein „bleiches, erschrockenes“, ja, „verstörtes Antlitz“.

In den Städten steigert sich derweil das Bürgertum in den Rausch. Täglich fluten 50 000 Kriegsge-dichte in die Redaktionen. Männer stürmen die Rekrutierungsbüros, Soldaten tragen Blumen im Gewehrlauf – ein „gewaltiges, berauschendes Abenteuer“, wie der Dichter Carl Zuckmayer schreibt.

Die Stimmung nähert sich der von Kraepelin beschriebenen „delirösen Form“ der Manie mit „Sinnes-täuschungen und abenteuerlichen Wahnideen“.

„Die Einwohnerschaft fängt an, ver-rückt zu werden“, berichtet der Stuttgarter



Um 1910 als Totenkopfhäuser



Im August 1914 ziehen Soldaten begeistert an die Front. Noch glauben sie an einen leichten und schnellen Sieg

Polizeidirektor in einem Anruf an seine Schutzleute: „Jeder sieht in seinem Nebenmenschen einen russischen oder französischen Spion. Wolken werden für Flieger, Sterne für Luftschiffe, Fahrradlenkstangen für Bomben gehalten, Telefon- und Telegrafendrähte mitten in Stuttgart sollen zerschnitten, Spione standrechtlich erschossen und die Wasserleitungen vergiftet worden sein. Es ist nicht abzusehen, wie sich das alles gestalten soll, wenn die Zeiten wirklich einmal schwieriger werden.“

Vor dem 1. Garderegiment gibt Wilhelm, Oberster Kriegsherr, die Parole aus: „Und jetzt wollen wir sie dreschen!“ Doch es ist nicht mehr seine Armee. Seine Generäle bauen längst an einer Militärdiktatur; der Kaiser kann wenig mehr tun, als einen Kanzler nach dem anderen zu feuern.

Als das Kriegsglück sich wendet, fordert das Volk seinen Abschied; auch seine Entourage rät ihm zu. Er sträubt sich, geht „langsam zugrunde“, spielt verbissenen Skat. Seit Ende Oktober 1918 meutert ausgerechnet die Flotte, und am 9.

November schickt sein letzter Reichskanzler Max von Baden die Nachricht von Wilhelms Abdankung in die Welt.

Der Monarch weiß von nichts. „Verrat!“, ruft er, füllt Telegrammformulare aus, wirft sie in den Papierkorb. Dann sitzt er starr in seinem Lehnstuhl am Kamin, raucht schweigend eine Zigarette nach der anderen und brütet über der Flucht. Erst im holländischen Exil, im teuer renovierten Schloss Doorn, holt ihn die Manie wieder ein. Wie besessen fällt er die Bäume im Park und sägt sie in Stücke; am 12. November 1919 erlegt er den zwölftausendsten Stamm.

Auf dem Holzplatz bricht er im März 1941 ohnmächtig zusammen und erholt sich nicht mehr. Am 4. Juni stirbt er, 82 Jahre alt. Noch einmal zieht man ihn um. Aufgebahrt wird er in Generalsuniform; beim Begräbnis ist „Kaiserwetter“. □

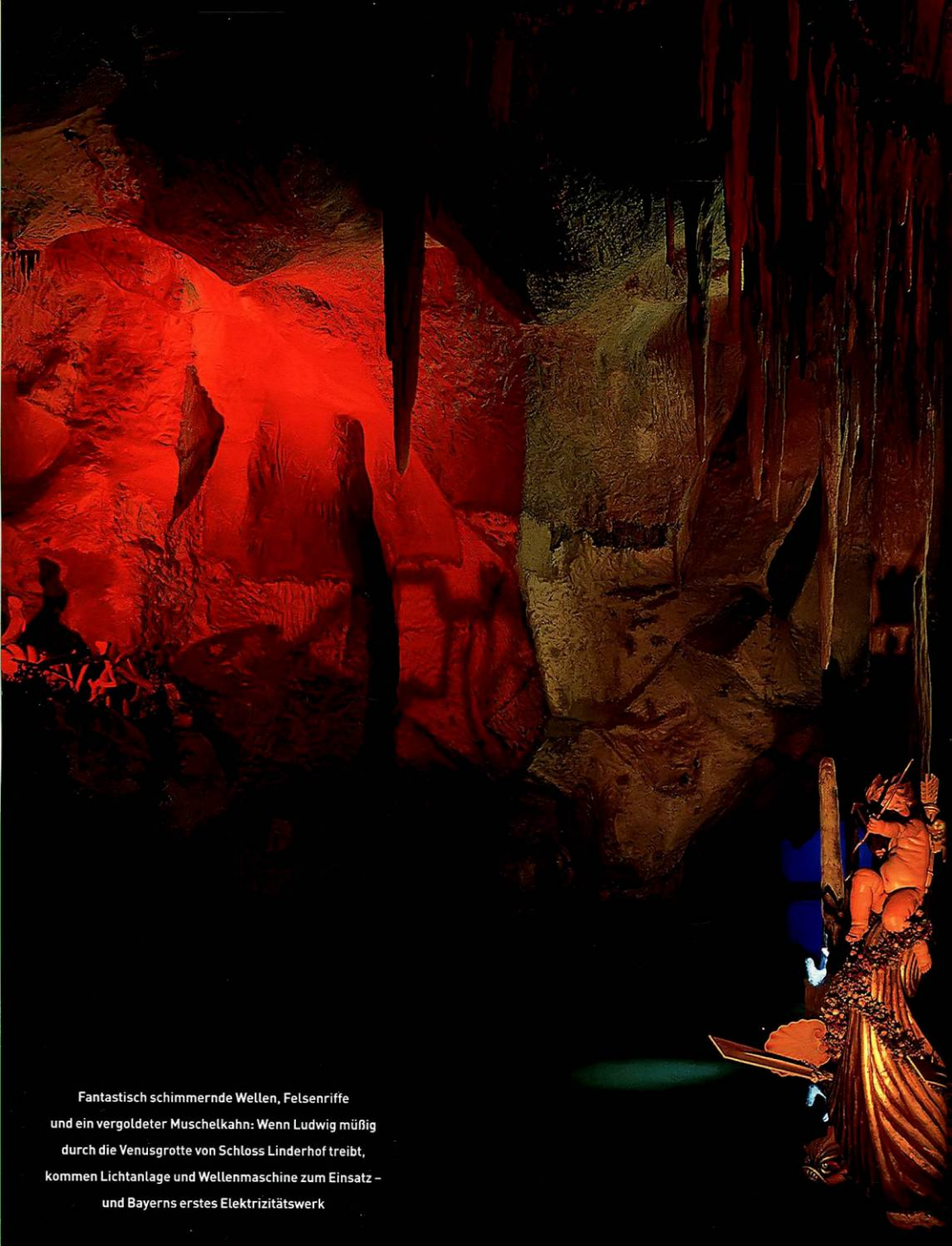
Der Reporter, Schriftsteller und GEO-Autor Jörg-Uwe Albig, 43, erarbeitet für GEOEPOCHÉ regelmäßig thesenhaft zugespitzte Reportagen und Porträts.



Rückzug in den **Glanz** von gestern



Zwei Kräfte wirken im Kaiserreich:
hier der Glaube an Fortschritt und Wissen-
schaft, dort die Sehnsucht nach der
alten ständischen Ordnung. Symbolfigur sei-
ner Zeit wird Bayerns König Ludwig II.
Exzentrisch wie kaum ein anderer deutscher
Aristokrat, flüchtet er sich in Trutz-
burgen wie Schloss Neuschwanstein, wo er
pompöse Architektur mit hochmoderner
Technik kombinieren lässt



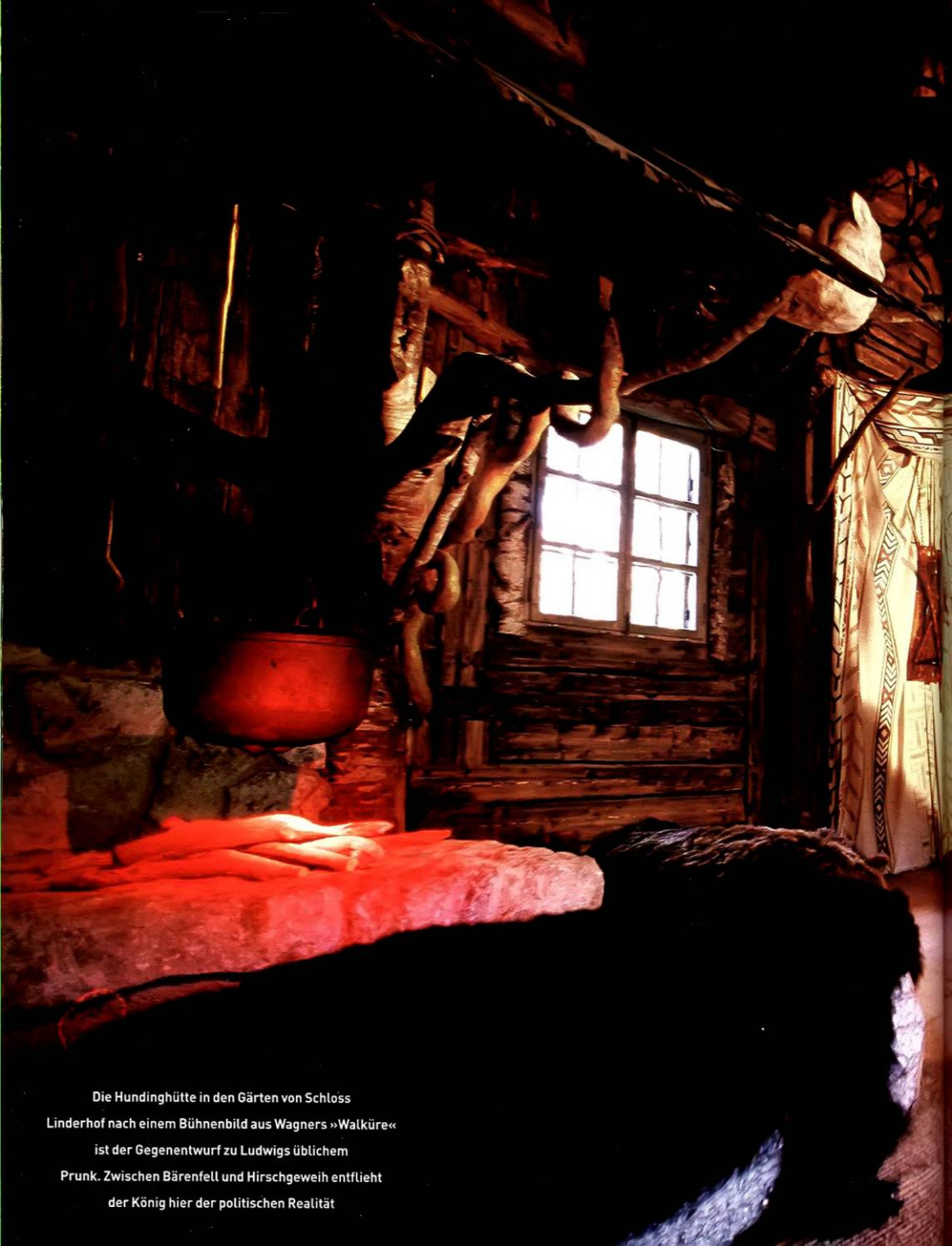
Fantastisch schimmernde Wellen, Felsenriffe
und ein vergoldeter Muschelkahn: Wenn Ludwig müßig
durch die Venusgrotte von Schloss Linderhof treibt,
kommen Lichtenanlage und Wellenmaschine zum Einsatz –
und Bayerns erstes Elektrizitätswerk





Orient im Wettersteingebirge: Glanzstück
des Jagdschlusses Schachen auf 1866 Meter Höhe ist
das opulente Türkische Zimmer mit farbigen Fenstern und
Pfauenfedern. Scheinwelten, die Ludwig einiges kosten -
am Ende hat er 20 Millionen Mark Schulden





Die Hundinghütte in den Gärten von Schloss
Linderhof nach einem Bühnenbild aus Wagners »Walküre«
ist der Gegenentwurf zu Ludwigs üblichem
Prunk. Zwischen Bärenfell und Hirschgeweih entflieht
der König hier der politischen Realität



Die Deutschen um 1900 leben in einem Land voller Widersprüche. Deutschlands Wirtschaft ist hochmodern und ultradynamisch – kein Vergleich zu heute. Viele seiner Forscher sind Weltspitze. Gleichzeitig gibt es in Berlin, in Preußen und in den kleineren deutschen Staaten Fürstentümer, die auf den ersten Blick fast so aussehen wie in den Zeiten des Absolutismus; gibt es Untertanengeist, Militarismus, jede Menge Plüsch und Pickelhauben.

Das Deutsche Reich besteht seit 1871 aus 25 Staaten. Neben den vier Königreichen – Preußen, Sachsen, Bayern und Württemberg – gehören zu Deutschland sechs Großherzogtümer, darunter Baden und Hessen, fünf Herzogtümer, sieben Fürstentümer, drei freie Städte und das eroberte „Reichsland“ Elsass-Lothringen.

Die Einheit ist der Wille des Volkes gewesen und ein Ergebnis geschickter Politik. Nicht alle Fürsten waren davon begeistert. Preußen dominiert, aber Reichskanzler Bismarck verpackt die preussische Herrschaft in Watte.

Die Fürstenhöfe bestehen weiter, mit feudal-aristokratischem Gepräge. Es gibt das ausgestufte Klassensystem der „Hofrangordnung“, die genau bestimmt, in welcher Reihenfolge Gäste begrüßt werden und wer bei offiziellen Anlässen wo aufgestellt zu nehmen hat. Der Hof bezahlt und organisiert Theater und Ausstellungen, errichtet Bauten, wirkt als Mäzen.

Finanziert wird das hauptsächlich aus der „Zivilliste“, dem Etat, den der Staat sei-

nem Fürsten zur Verfügung stellt. In Hessen sind das im Jahr 1875 sieben Prozent des Staatshaushalts. Ist das viel oder wenig? Ein deutscher Mittelstaat wie Baden gibt 1910 etwa so viel aus wie der König von Dänemark. Wenig ist es also nicht.

Ludwig II., der junge, traurige, exzentrische König von Bayern, gilt als Ausnahme-figur. Als Sonderling. Aber vielleicht ist er das gar nicht. Ludwig glaubt an den schönen Schein der höfischen Kultur dieser Jahre. Er spielt noch einmal absolute Monarchie.

Vielleicht verkörpert gerade er besser als jeder andere die Widersprüche des neuen Deutschland von 1871, das gleichzeitig modern und altmodisch ist. Auch Ludwig ist für manches Neue offen, toleriert die künstlerische Avantgarde, begeistert sich für Technik. Er pfeift auf die

Wie groß ist der Einfluss der deutschen Fürsten?

Zwänge seines Amtes, ein Individualist, wie wir heute sagen. Gleichzeitig sehnt er sich nach einer heroischen und romantischen Vergangenheit.

Ludwig wird mit 18 Jahren König, im Jahr 1864, als sein Vater Maximilian stirbt. Vater und Mutter kennt er kaum. Höflinge haben ihn erzogen. In seiner Einsamkeit tröstet ihn Theater, Oper und Literatur. Mit 15 sieht er Richard Wagners „Lohengrin“ – Ludwig weint vor Entzücken. Später geht er eine Zeit lang zur Universität, hört Vorlesungen in Philosophie, Physik, Sprachen.

„Ein Schattenkönig ohne Macht will ich nicht sein“, sagt der junge Mann. Er lässt sein Haar in Locken legen, sein Parfüm riecht etwas zu intensiv. Er mag das Militär

nicht, diese wichtigste Kaste im wilhelminischen Deutschland, liebt die Freiheit und alles Schöne. Seine Cousine Elisabeth, acht Jahre älter, Kaiserin von Österreich, genannt Sisi, ist eine verwandte Seele. Mit ihr führt er lange Gespräche, tauscht Gedichte aus.

Sisis Schwester Sophie Charlotte wird seine Verlobte. Ein Traumpaar. Aber Ludwig lässt den Hochzeitstermin immer wieder verschieben, löst die Verlobung schließlich – ein Skandal, über den Europa spricht. Ludwig widerstrebt der Gedanke an körperliche Vereinigung. Er träumt von Reinheit. Vermutlich kann er diesem Ideal nicht immer gerecht werden. Die Luft schwirrt von Gerüchten. Sie betreffen den König und junge Männer.

MANCHE FÜRSTEN im Deutschen Reich leben unkonventionell. Der Hesse Ludwig III. wechselt fast täglich das Schloss. Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz gilt als sagenhaft geizig – der blinde Monarch lässt in 44 Jahren Herrschaft nur ein einziges Bauwerk errichten, eine Irrenanstalt. In Schwarzburg-Sondershausen regiert ein fanatischer Jäger. Ein Zeitgenosse notiert fassungslos: „Das ganze Leben richtet sich nach den Brunnzeiten der Waldbewohner.“

Heinrich – Fürstentum Reuß ältere Linie –, sehr menschen-scheu, fast taub, vollstreckt Prügelstrafen an straffällig gewordenen Kindern angeblich persönlich. Er pflegt einen solchen Preußenhass, dass er als einziger Fürst im Bundesrat gegen das Sozialistengesetz stimmt – die Preußen mag er noch weniger als die Sozialdemokraten. Als ein Wirt in der Landeshaupt-

stadt Greiz seinen Bierkeller in den preußischen Farben streicht, fordert der Fürst vom Landtag ein Verbot, weil diese Farbkombination die Pferde scheuen lasse. Bismarck lässt diskrete Nachforschungen über Heinrichs Geisteszustand anstellen.

Einige deutsche Staaten sind putzige Kleinstgebilde wie das Fürstentum Schaumburg-Lippe, 45 000 Einwohner, Hauptstadt Bückeburg. Das Leben in den Ministaaten ist nicht sehr aufregend, Zeremoniell und Prachtentfaltung aber können mit mancher mittelgroßen Republik des heutigen Europa mithalten.

Als wichtigste Hofcharge gilt der Hofmarschall, meist ein ehemaliger Offizier, erkennbar am Marschallstab. Er ist Chef der Hofbehörde, überwacht die Kleiderordnung nebst anderen Regeln der Etikette und organisiert Bälle. An den größeren Höfen folgen auf Platz zwei und drei der Rangordnung Hofstallmeister und Hofjägermeister.

Überhaupt herrscht an Titeln kein Mangel: Hofjäger, Oberbüchsenspanner, Hoftafeldecker... Titel und Orden – auf diesen Gebieten erreichte der deutsche Föderalismus internationale Spitzenleistungen. Titelhandel gibt es zumindest in einigen Staaten. In Coburg ist ein „Kommerzienrat“ ab 5000 Mark zu haben; den „Justizrat“ gibt es sogar schon ab 100 Mark, ein echtes Schnäppchen.

Diese Fürsten- und Herzogtümer wirken wie Operettenstaaten, doch der Anschein trügt. Machtlos sind die deutschen Fürsten nicht. Ist ihr Einfluss größer als der Einfluss eines heutigen Ministerpräsidenten? Ja, weil der damalige Bundesrat, die Länderkammer, mehr zu sagen hat als der Bundesrat von heute. Im Bundesrat sitzen Vertreter der 25 Fürsten und frei-

en Städte, sie müssen jedem Gesetz zustimmen. können jeden Beschluss des gewählten Reichstages mit einem Veto blockieren, dürfen auch selbst Gesetzesinitiativen ergreifen.

Preußen verfügt im Bundesrat nur über ein Drittel der Stimmen, obwohl fast zwei Drittel aller Deutschen in Preußen leben. Berlin ist kraft seines politischen Gewichts dennoch die beherrschende Kraft im Reich, gegen seinen Willen läuft wenig.

Bismarck hat das Reich als einen Fürstenbund konzipiert, er hat den Bundesrat in der Verfassung stark gemacht, um die Macht des Parlaments zu begrenzen. Parlamente mag Bismarck nämlich nicht. Außenpolitik und Militär sind Sache des Reichs. Die Verwaltung dagegen bleibt weitgehend Ländersache, viele Steuern werden von den Ländern festgesetzt und eingezogen.

Der Fürst regiert über die Schulen und taucht manchmal unangemeldet im Unterricht auf, er hat die Regie über Amts- und Landgerichte, darf Begnadigungen aussprechen.

Die Mecklenburger haben noch einen fast mittelalterlichen Ständestaat. Die Hansestädte haben keine Fürsten, die anderen Länder sind Monarchien mit starken Regenten und schwachen Parlamenten.

Das Wahlrecht ist überall beschränkt oder ungleich, immerhin muss das Parlament neuen Gesetzen und dem Haushalt zustimmen.

LUDWIG, DER JUNGE KÖNIG von Bayern, ist nicht faul, er kümmert sich durchaus um die Staatsgeschäfte. Morgens um

Ludwig will Bayern eintauschen – gegen Mallorca vielleicht?

halb zehn berät er mit seinen Sekretären, um 11 Uhr trifft er einen seiner Minister, um 12 Uhr empfängt er zur Audienz, um 16 Uhr versammelt sich die königliche Tafel, von 18 bis 21 Uhr lässt er sich aus den Zeitungen vorlesen. Der König fährt, bald nach seiner Krönung, im eigenen Sonderzug durch Bayern, ein Vorgang von unerhörter Modernität.

Aber Ludwig ist scheu. Und er wird im Lauf der Zeit immer scheuer. Die Landaufenthalte verlängern sich, die Zeit in München wird immer kürzer. Statt zu konferieren, verkehrt er mit Ministern und Beratern fast nur noch schriftlich. Das Volk sieht ihn nicht, seine Popularität schwindet.

Eines Tages lässt der neue König sich ein Schlafzimmer einrichten, in dem eine Felsengruppe mit künstlichem Wasserfall steht, unter einem künstlichen Nachthimmel und mit einer Vorrichtung zur Erzeugung von Regenbögen. Da beginnen die Leute, sich zu wundern.

Der König holt den Komponisten Richard Wagner in seine Nähe, sein Lieblingskünstler wird zur grauen Eminenz bei Hof. Ludwig rettet Wagner vor der Pleite, dafür muss der ihm eine Art Leibkomponist sein. Jahrelang schreibt der König an Wagner glühende Liebesbriefe: „Ewige Liebe, Treu bis in den Tod... ich halte es nicht mehr aus vor Sehnsucht! Einziger! Heiliger!“ Sexuell ist zwischen den beiden wahrschein-

lich nie etwas gewesen, obwohl die Briefe so klingen.

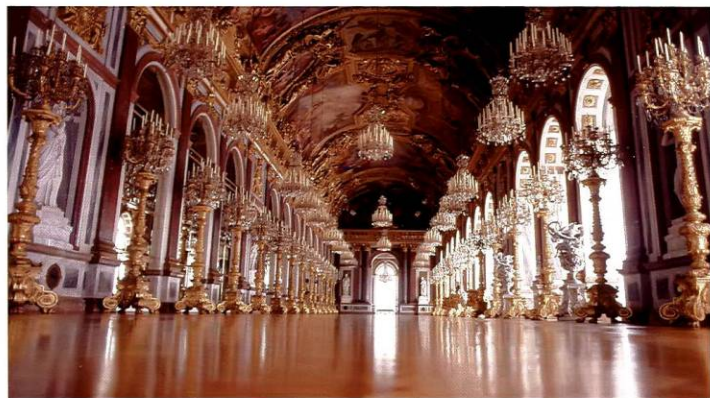
Wagner ist finanziell meistens klamm. Ludwig lässt eines Tages zwei Wagenladungen Geld zu Wagners Wohnung bringen, 40 000 Gulden. Der Komponist, der einst mit den Revolutionären von 1848 sympathisiert hat, wird immer selbstbewusster.

Bei der Uraufführung der „Meistersinger“ verneigt sich Wagner in der Königsloge statt auf der Bühne. Er stellt sich also dem König gleich. Ein Eklat. Wagner verlangt sogar die Entlassung zweier Politiker, die ihm nicht passen – in den Augen der Regierung eine Art Putschversuch. Ludwig verbannt den Musikus blutenden Herzens aus München, um nicht zur Witzfigur zu werden.

Der König von Bayern inszeniert eine Macht, die er nicht hat, die Macht des absoluten Monarchen, der auf kein Parlament und keinen Kaiser in Berlin Rücksicht nehmen muss. Das tut er perfekt. Er ist grenzenlos stolz und grenzenlos verletzlich.

Er ist eine Art Popkönig, so scheu, so romantisch, so professionell und wohl auch so kaputt wie, viele Jahre später, Michael Jackson. Ludwig möchte sich selbst verwirklichen, sein Leben nach seinen eigenen Regeln leben. Eigentlich ist er ein sehr moderner Mensch, moderner als die meisten seiner Zeitgenossen.

Bayern wird ihm zu eng. Ludwig schickt einen Schriftsteller hinaus in die Welt, Franz von Löher. Der soll ein neues Reich für ihn suchen. Eine Insel oder ein Land, das er kaufen könnte, wo er der absolute König sein kann, wo sein Traum Wirklichkeit wird. Die Philippinen, Costa Rica, Samoa, Afghanistan, Ägypten – viele Optionen werden geprüft. Diese Länder sind aber zu wild oder zu heiß.



Die große Spiegelgalerie von Herrenchiemsee demonstriert herrscherlichen Glanz in einer Zeit, in welcher der König nur noch der Schatten eines Monarchen ist

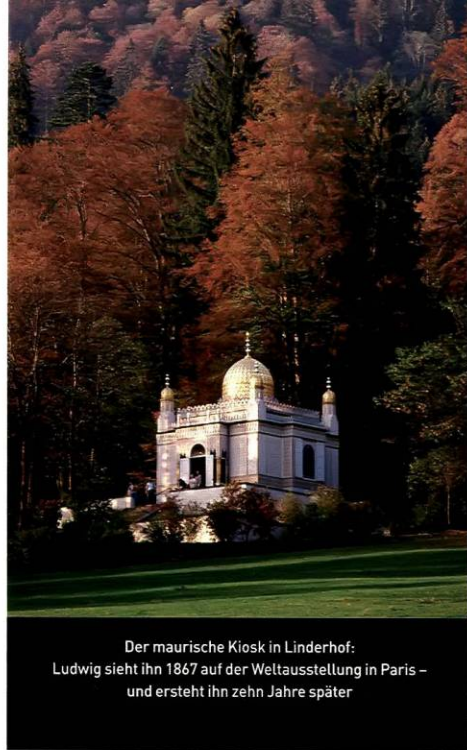
Ludwig wäre auch bereit, Bayern einzutauschen gegen ein anderes Land. Sein Favorit: Mallorca. Gutes Klima, viel Kultur. Perfekt. Für 50 Millionen Mark würde Spanien eventuell verkaufen, und Ludwig wäre König von Mallorca. Doch so viel Geld hat er nicht. Daran scheitert die Sache.

1870 GIBT BAYERN als erster süddeutscher Staat seine Unterstützung Preußens im Krieg gegen Frankreich bekannt. Ludwig bietet nach dem Sieg Wilhelm die Kaiserkrone im Namen der deutschen Fürsten an. Es sieht für das Volk so aus, als wäre der König von Bayern ein Motor für die Einheit Deutschlands.

Doch Ludwig ist kein Motor, eher ein Getriebener. Die öffentliche Stimmung, seine Berater, die Armee – alle drängen sie ihn. Außerdem hat er zu dieser Zeit Zahnschmerzen, da ist ihm alles egal.

Er mag in Wirklichkeit weder Preußen, noch den Kaiser, noch die Einheit. Hinter den Kulissen versucht er sogar, seine Zustimmung zum Deutschen Reich zu verkaufen. An Bismarck lässt er telegraphieren: „Der König von Bayern ist durch Bauten und Theater in große Geldverlegenheit geraten. Sechs Millionen würden ihm sehr angenehm sein.“

Tatsächlich fließt später auf unauffällige Weise Geld aus Preußen an König Ludwig, der damit einen Teil seiner Schlösser finanziert und im Gegenzug in Bayern für eine preußenfreundliche Regierung sorgt. Begegnungen mit dem Deutschen Kaiser, weicht Ludwig dagegen aus. In Bayern wird Kaisers Geburtstag kein Feiertag, ein Affront.



Der maurische Kiosk in Linderhof:
Ludwig sieht ihn 1867 auf der Weltausstellung in Paris –
und erstet ihn zehn Jahre später

Ludwigs Politik steckt eben voller Widersprüche, wie Deutschland insgesamt. Bismarck mag diesen spinneten König trotzdem – irgendwie. „Er hat das Recht, ein Sonderling zu sein“, sagt der Kanzler. Man solle dessen Schrullen tunlichst ignorieren. Ist Heinrich in Greiz nicht viel schlimmer?

Da gibt es vor allem diese eine Schrulle. Ludwig kann sich in der Politik nicht selber verwirklichen. Er ist nicht der Mensch dazu, Widerstände durch geschicktes Verhandeln zu überwinden. Stattdessen lebt er sich in seinen Bauten aus, die heute jeder kennt. Er selbst will nicht gesehen werden. Was die Welt von ihm sehen kann, sind Schlösser. Vor allem drei: Linderhof, Herrenchiemsee und Hohen Schwangau, die Burg des Schwanenritters Lohengrin,

angeregt von Bühnenbildern zu Wagneroperen. Heutiger Name: Neuschwanstein.

Die Sache ist längst nicht so verrückt, wie es scheint. Die Vermischung historischer Stile und der Blick zurück, das liegt im Trend des Historismus, also der herrschenden Baumode dieser Jahre.

Heute würde man sagen: Der König schafft Arbeitsplätze. Er legt ein riesiges Konjunkturprogramm auf, fördert strukturschwache Gebiete. Er schafft Kulturgüter, bayerische Identifikationsobjekte, Touristenattraktionen von unschätzbarem Wert, viel sinnvoller lässt sich Geld nicht investieren. Vielleicht ist ausgerechnet der sonderbare Ludwig der tatkräftigste deutsche Monarch seiner Zeit.

In Neuschwanstein hat das Mittelalter elektrisches Licht und die modernste Heizung, die es damals gibt. Linderhof bekommt eine Grotte mit Badeseite, Wellenmaschine und Lichteffekten, dort sind zu jeder Jahreszeit 25 Grad Temperatur. Nachts kommt der König, füttert Schwäne und lässt sich auf einem Kahn in Form einer Muschel über die Wellen rudern.

Seine Lebensgewohnheiten ändern sich. Er steht jetzt frühestens um 18 Uhr auf, isst um ein Uhr nachts, diktiert seine Briefe, morgens um acht geht er zu Bett. Die Bediensteten arbeiten deshalb fast rund um die Uhr. Ludwigs Diener müssen sich ihm in gebückter Haltung nähern. Die Worte des Königs sind kaum zu verstehen, er nuschelt, weil er seine schlechten Zähne verbergen will.

Das Hofzeremoniell wird immer extremer. Kammerlakai Mayr muss eine schwarze Maske tragen, weil der König sein Gesicht nicht erträgt. Wer widerspricht, fällt in Ungnade. Auf der Speisekarte stehen mit Trüffeln gefüllte Pfauen.

Nachts fährt Ludwig in Kutsche oder Schlitten durch die Berge, immer sehr schnell, wie ein Spuk. Theaterstücke oder Opern werden nur für ihn und eine Hand voll Gäste aufgeführt. Er sitzt dann allein in seiner Loge, unsichtbar für alle. Die Bürokratie in München wird währenddessen immer selbstständiger.

Schloss Herrenchiemsee ist als Kopie von Versailles geplant. Eine zweite Alhambra soll später folgen. Zur Hauptaufgabe der bayerischen Gesandtschaften wird es in diesen Jahren, die in aller Welt verstreuten Originale aus Versailles zu finden und aufzukaufen – Möbel, Bilder, alles. Der Rest wird detailgetreu kopiert.

Beim Nachbau duldet der König keine Kompromisse. Ludwig studiert die Kunst der Epoche Ludwigs XIV., wird Experte, entwickelt wieder viel Tatkraft, lässt sich von Mitarbeitern lange Referate über das höfische Leben im Absolutismus halten. Sein Prunkbett soll Ludwigs Original sogar noch übertreffen.

Allerdings hatte Versailles eine politische Funktion, es entstand nicht aus einer Laune heraus. Das Schloss von Versailles repräsentierte den Staat und war dessen Mittelpunkt, nahe der Hauptstadt.

Der Hof war ein Herrschaftsinstrument – der Ort, an dem der König den einst rebellischen Adel unter Kontrolle hatte und Loyalität stiftete. Jedes Fest, jeder Empfang war eine Demonstration königlicher Größe. Die höfischen Rituale luden die Macht des Königs mit fast religiöser Energie auf. Das war ihr Sinn.

Bei Ludwig dagegen sind der Pomp und die Bauten scheinbar sinnlos. Die Schön-

Der König ist pleite – das wird sein Verhängnis

heit seiner Schlösser kann damals fast niemand bewundern, sie liegen weitab. Kaum ein Projekt wird von Ludwig zu dessen Lebzeiten wirklich beendet; in seinen Augen, den Augen des Perfektionisten, sind alle Bauten unfertig.

1885 ist der König zahlungsunfähig. Er hat nur noch wenige Freunde. Das wird sein Untergang. Die Gläubiger drohen mit Klage – ein König vor Gericht, welch ein Skandal. Wenn man die Pracht der Bauten in Rechnung stellt, geht es um erstaunlich wenig Geld, 20 Mil-

lionen Mark etwa. Der bayerische Etat liegt 1882 bei rund 230 Millionen, der König bekommt davon über seine „Zi-villiste“ etwas über 4 Millionen. Seine Nachfolger werden mehr ausgeben als er. 1910 liegt Bayerns Hof mit 5,4 Millionen Mark Kosten pro anno auf Platz acht in der Welt, hinter Japan, dann folgt Sachsen.

Ludwig plant weiter, als sei nichts geschehen, zum Beispiel ein byzantinisches Schloss, und er denkt gar nicht daran, sich einzuschränken. Er ist schließlich der König, oder? Da kommen seine Minister auf die Idee, ihn für wahnsinnig erklären zu lassen. Die Bürokratie will ordentliche Verhältnisse. Prinz Luitpold, Ludwigs Onkel, ist mit von der Partie und wird später Prinzregent.

Ludwig hat seine Regierungsgeschäfte immer korrekt erledigt. Er ist ansprechbar und wirkt völlig klar. Gewiss, er zeigt sich selten, aber auch Kaiser Wilhelm verbringt weniger als die Hälfte des Jahres in Berlin. Der Bayer hat komische Ansichten, ein übersteigertes Herrschaftsbewusstsein, baut viel – reicht das, um jemanden zu entmündigen? Sind andere Fürsten, zum Beispiel Heinrich in Greiz, nicht ebenso schrullig?

Eine Intrige wird gesponnen. Ein Diener sucht in Ludwigs Tagebuch nach „Beweisen“ für dessen Unmachtung und findet wirre Verse – es sind, was keiner merkt, Zitate aus Wagneroperen. Ludwigs Befehle werden nicht mehr ausgeführt.

Ein Arzt, Bernhard von Gudden, stellt bei dem Monarchen „Irrsinn“ fest, ohne ihn ein einziges Mal gesprochen zu haben. Ludwig lässt bei den seltenen Gala-Dinern einen großen Blumenschmuck vor sich aufbauen, um unsichtbar zu bleiben, lässt laute Musik spielen, damit er sich

nicht unterhalten muss, spielt stundenlang mit einer Haarlocke. Er hat den Bau einer Flugmaschine befohlen. So klingen die Beweise.

Zum Vormund wird ein Graf bestimmt, der bei Ludwig einst in Ungnade gefallen ist und deswegen allen Grund hat, den König nicht zu mögen. Ludwig sitzt in seinem Schloss Hohenschwangau und ahnt von nichts. Als eine Delegation auftaucht, um ihn festzunehmen, darunter „Irenwärter“ mit Chloroform, wird die zunächst von Gendarmen verjagt. Das Landvolk rotet sich mit Äxten und Stöcken zusammen, um seinen König zu verteidigen – hier in den Bergen lieben sie ihn, anders als in München.

Der zweite Versuch einer Festnahme, besser organisiert, gelingt dann: Ludwig, der sich kaum wehrt, wird zum Patienten des Dr. Gudden, schon jetzt für unheilbar erklärt, interniert in zwei Räumen mit gesicherten Fenstern, Gucklöchern in den Türen und abmontierten Türklinken. Ludwig sagt zu einem Vertrauten, kurz, bevor er abgeholt wird: „Das Ganze ist nur eine Geldfrage.“ Er sagt auch, dass er um sein Leben fürchte.

Das Ende des Königs bleibt ein Rätsel, bis heute. Mord? Freitod? Fluchtversuch? Fest steht, dass er, einige Tage nach der Festnahme, die im Grunde ein Putsch ist, mit Dr. Gudden zu einem Spaziergang aufbricht, am Starnberger See. Ein Pfleger, der sie begleitet, wird von Gudden fortgeschickt. Später findet man beide Leichen im See, bekleidet. Der König hat Verletzungen am Knie, bei Gudden sind die Spuren eines Kampfes ausgeprägter. Gendarmen waren in der Gegend, sie haben nichts gehört. Mysteriöse Wagenspuren werden entdeckt. Man schreibt den

13. Juni 1886. Der Traum ist aus.

DIE DEUTSCHEN FÜRSTEN feiern 1913 ihre letzten feuernden Feste, zum Beispiel das 25. Kronjubiläum Wilhelms II. Im Krieg tauchen die Herren manchmal zu Besuch an der Front auf, einige befehligen sogar Einheiten.

Militärisch aber spielt der Hochadel im modernen Maschenkrieg keine nennenswerte

Nur einer der Fürsten wird zum Mythos

Rolle mehr. Seine Zeit ist vorbei, das sieht plötzlich fast jeder. Der junge Theodor Heuss – der spätere Bundespräsident – schreibt 1918, kein Soldat habe das Gefühl gehabt, mit der Waffe den Thron seines Fürsten zu schützen. Das deutsche Nationalgefühl schluckt alle anderen Gefühle.

Im November 1918 bricht die Herrschaft der Könige, Fürsten und Großherzöge schnell und lautlos zusammen, eine Hand voll meutender Matrosen genügt mancherorts, um ein jahrhundertaltes Herrschergeschlecht in Pension zu schicken.

In Detmold spaziert ein einzelner Unteroffizier ins Schloss und hisst dort die rote Fahne. Es ist durchweg ein unheroisches Ende. Die Exfürsten führen ihre stark verkleinerten Höfe in der neuen Republik weiter und tauchen vor allem im Theater regelmäßig auf. Dort bleibt für sie stets eine Loge reserviert.

Nur einer wird zum Mythos: Ludwig. □

Harald Martenstein, 50, Autor in Berlin und studierter Historiker, hat, wie regelmäßige Leser von GEO EPÖCHE inzwischen wissen, eine ganz eigene geschichtliche Perspektive.



Aufstand im Revier

Die »Gründerzeit« ist Deutschlands erstes Wirtschaftswunder.

Die Unternehmer investieren, die Gewinne steigen. Die Löhne ihrer

Arbeiter dagegen werden nur

gering erhöht, und so beschließen im

Juni 1872 mehr als 20 000 Bergleute in Essen, den bis dahin größten

Streik Deutschlands auszurufen.

Der sechswöchige Ausstand bleibt zunächst erfolglos – und ist doch ein

Schritt hin zu einer schlagkräftigen

Gewerkschaftsbewegung

VON WOLFGANG SPIELHAGEN

Von den Bergleuten, die sich am Pfingstmontag, dem 20. Mai des Jahres 1872 im Burggrafschen Saal in Essen versammeln, weiß wohl kaum einer, worauf er sich einlässt. Und könnten sie sich ausmalen, dass sie schon bald den mächtigsten Streik Deutschlands ausrufen – viele von ihnen würden vermutlich erschrocken umkehren.

Jede öffentliche Versammlung muss bei den Ordnungsbehörden angemeldet werden. Die Polizei weiß also, dass man sich bei Burggraf treffen will. Der Berginvalide Johann Mühlenbeck, der seinen Namen unter den Anmeldeantrag gesetzt hat, ist als „Agitator“ polizeibekannt.

Die erste öffentliche Spur des bevorstehenden Massentriks findet sich auf den Anzeigenseiten der „Essener Volkszeitung“ vom 16. Mai 1872 unter „Vermischtes“. Zwischen einer Ankündigung der Bruderschaft-Sterbelade St. Gertrudis zur ordentlichen Generalversammlung und der „freundlichsten“ Einladung des Altenessener Wirts Steinforth zum Ball in seinem Etablissement klemmt eine schwächliche Anzeige. Darin berufen „mehrere Bergleute“ eine „öffentl. Versammlung sämtlicher Bergleute von Essen und Umgebung am Montag den 20. d. Mts., vormittags 1/2 11 Uhr“ ein.

Tagesordnung: „Besprechung über die schlechte Lage der Bergleute und über die Mittel zur Abhilfe.“



Mit Minenpferden transportieren Kumpel die Kohle zum Förderkorb

Die Stimmung unter den Kumpeln ist gereizt. Im Jahr zuvor sind die Belegschaften im rheinisch-westfälischen Steinkohlerevier fast um ein Viertel vergrößert worden. Die meisten der neuen Bergleute stammen aus den preußischen Ostprovinzen; sie sind teils polnischer Abstammung und haben keine Berufserfahrung. Es kommt immer häufiger zu schweren Arbeitsunfällen.

„Dann und wann brachte man einige heraus, die durch Kohlen- und Steinfall getötet, auch wohl im dämpfenden Wetter erstickt waren“, erinnert sich später ein Bergmann. Der Anmarsch zum Stollen führt durch lange, kaum beleuchtete Strecken. Feucht und sehr heiß ist es dort unten – und oft so niedrig, dass die Hauer auf Knien arbeiten müssen.

Die Bergleute schufteten im Akkord. Die Steiger – die Aufseher in den Zechen – werden bestochen, damit sie die Arbeitsleistung der Kumpel anerkennen. Trotz solcher Zuwendungen aber entscheiden sie oft willkürlich, weigern sich unter anderem, angeblich unzureichend beladene Wagen auf den Lohn der Hauer anzurechnen. „Wagennullen“ nennen sie das.

Die Antwort der Beschäftigten auf ausbeuterische Arbeitsbedingungen heißt: *strike*. In Großbritannien, wo die Industrialisierung bereits drei Generationen früher als in Deutschland begonnen hat, ist das Wort (englisch: „zuschlagen“) seit 1810 in dieser Bedeutung verbürgt. 1826 haben Solinger Scherenschleifer die Arbeit eingestellt, um günstigere Bedingungen zu erzwingen –

Deutschlands erster überlieferter Streik. Seit 1865 ist der englische Begriff auch im Deutschen gebräuchlich.

Einige hundert Männer mögen es sein, die an diesem Montag zu Burggraf kommen. Gut möglich, dass es Ärger geben wird. Wer sich in diesen Jahren auf eine Versammlung wagt, auf der über die „schlechte Lage“ gesprochen werden soll, riskiert nicht nur Probleme mit der Polizei, er muss auch mit Denunziation bei seinem Arbeitgeber rechnen – und mit dem Verlust seines Arbeitsplatzes.

In den Gründerjahren von 1871 bis 1873 wird in Deutschland häufiger die Arbeit eingestellt als im gesamten Jahrzehnt zuvor. Begonnen hat die Streikwelle bereits 1869. In jenem Jahr ist in der Gewerbeordnung des Norddeutschen



Gewerkschaft und SPD sind neue Mächte im wilhelminischen Reich – und zeigen mit Fahnen ihr Selbstbewusstsein

Bundes das „Koalitionsverbot“ aufgehoben worden. „Verabredungen und Vereinigungen zum Behufe der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen, insbesondere mittelst Einstellung der Arbeit“ stehen nun nicht mehr unter Strafe.

Damit können sich die Arbeiter organisieren, und sie dürfen streiken. In Deutschland entsteht eine neue politische Kraft: das Proletariat.

PFINGSTMONTAG 1872: Bei Burggraf einigen sich die Bergleute darauf, in jeder Zeche drei Deputierte zu wählen, die den Grubenbesitzern Forderungen überbringen sollen. In den folgenden acht Tagen stimmen die Belegschaften von 13 Zechen über ihre Delegierten ab.

Dies ist die große Zeit der Gastwirte. Da Zusammenkünfte auf den Zechengeländen undenkbar sind und die Gendarmerie Versammlungen unter freiem Himmel wohl nicht dulden würde, bleiben nur die Wirtshäuser.

Besonders „im Saale des Hrn. Burggraf, Rottstr. 18“ findet eine Belegschaftsversammlung nach der anderen statt. Am Sonntag, dem 26. Mai, etwa beginnt das erste Treffen (Zeche Victoria Mathias und Schacht Gustav) um 9.30 Uhr, die Zechen Graf Beust und Herkules folgen um elf Uhr, um 14 Uhr versammelt sich die Zeche Königin Elisabeth; Zeche Hoffnung tagt ab 15.30 Uhr.

Erstaunlich ist, dass unter den Bedingungen des Jahres 1872 all diese Diskussionen und Wahlen in so kurzer Zeit überhaupt zustande kommen. Denn es gibt noch keine schlagkräftige Interessenvertretung, keine hauptamtlichen

Funktionäre; jede Kommunikation zwischen den Zechen ist mit langen Fußmärschen verbunden. Allerdings wohnen die Kumpel der einzelnen Schachtanlagen dicht an dicht, und sie sehen sich in ihren Wirtshäusern und Vereinen.

So kommt es, dass ein provisorisches Streikkomitee im Namen von rund 8500 Bergleuten für Sonntag, den 2. Juni, zur öffentlichen Versammlung im Festsaal des Städtischen Gartens aufrufen kann. Beginn elf Uhr.

Dieser Festsaal, 1864 erbaut, ist zehn Meter hoch; unter prächtigen Kronleuchtern stehen Reihen langer Tische. Einen größeren Versammlungsraum gibt es in ganz Essen nicht – und doch kann der Saal die Massen nicht fassen. Einige tausend passen hinein, doch Hunderte bleiben vor der Tür stehen und verfolgen die Versammlung durch die geöffneten Türen und Fenster.

Nach zweieinhalb Stunden beschließen die Bergleute eine Petition, die am nächsten Tag den Zechenverwaltungen vorgelegt werden soll. Darin wird der „wohlwollende Vorstand“ zu einer 25-prozentigen Lohnerhöhung aufgefordert. Die Achtstundenschicht soll zudem künftig die immer länger werdenden Wegezeiten vom Umkleidesaal zum Stollen einschließen. Die Zechenvertreter werden „ganz ergebenst ersucht“, die Forderungen in den folgenden zwei Wochen mit dem Komitee der Bergleute zu verhandeln.

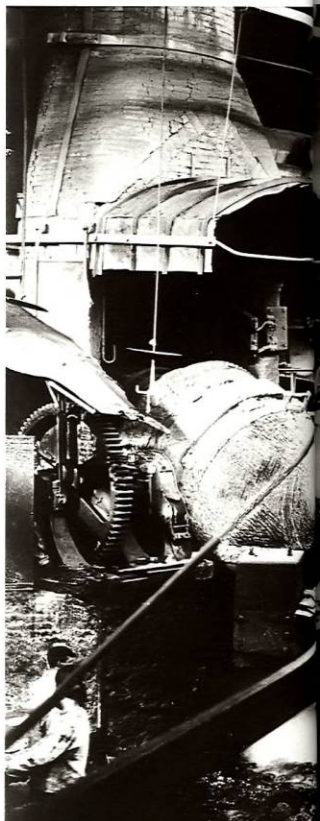
25 Prozent mehr Lohn – das hört sich radikal an. Angesichts der Preissteigerungsraten jener Jahre erscheint die Forderung jedoch moderat. Die Bergleute im Revier müssen immer länger arbeiten und können für ihr Geld immer weniger kaufen. Sie fühlen sich darüber hinaus den Hausbesitzern ausgeliefert, die für schäbige Unterkünfte immer höhere Mieten verlangen. 1872 kostet eine einfache Wohnung in Essen eine Jahresmiete von 180 bis 216 Mark – während „früher“, so ein Bergmann in einem Leserbrief, für eine menschenwürdige Behausung 45 bis 54 Mark verlangt worden seien.

Der Unmut über diese Misere ist auch deshalb so groß, weil die Bergleute noch 20 Jahre zuvor einem vom König privilegierten Stand angehört haben. Bis Mitte

des 19. Jahrhunderts war im westlichen Preußen der König Regalherr der Grubenbetreiber. Er verlieh ihnen das Recht, Kohle zu fördern; die technische und wirtschaftliche Kontrolle der Gruben übertrug er einer Bergbehörde. Die Kumpel standen unter dem Schutz und der Disziplinargewalt des Monarchen.

Der König garantierte den Bergleuten die Achtstundenschicht. Sie waren vom Wehrdienst, von Gemeindeabgaben und von Gemeindediensten, etwa dem Ausbessern von Wegen, befreit; bei Bedürftigkeit hatten sie Anrecht auf Zuwendungen aus der Knappschaftskasse. Viele Bergleute erhielten ein kleines Stück Land mit Stallungen. Bei ihrer Einstellung leisteten sie dem König einen Treueid.

1872 erinnern an jene Privilegien nur noch die Uniform der Bergarbeiter und ihre Knappschaftskasse. Ansonsten hat



die preußische Bergrechtsreform von 1851 bis 1865 sowohl die Grubenbesitzer als auch die Bergleute „befreit“ – die einen aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit, die anderen von königlicher Disziplinargewalt.

De facto aber sinken die Kumpel ins Proletariat hinab und sind nun, wie alle anderen Arbeiter auch, der Willkür von Unternehmern ausgeliefert.

DIE INDUSTRIALISIERUNG hat Deutschland erfasst, verspätet zwar, aber umso heftiger. Bereits um 1750 haben Bergwerke in Großbritannien rund fünf Millionen Tonnen Steinkohle jährlich gefördert, etwa so viel wie im Ruhrgebiet 100 Jahre später. Der verstärkte Einsatz von Stein- statt teurer Holzkohle hat in Großbritannien zu Produktionssteigerungen in fast allen Wirtschaftszweigen geführt, vor allem zum raschen Anstieg der britischen Kupferproduktion.

Und nach der Erfindung des „Puddel-Verfahrens“ Ende des 18. Jahrhunderts (wodurch Qualitätsstahl erstmals in Steinkohle hergestellt werden konnte) hat Steinkohle (beziehungsweise Koks) die Holzkohle auch bei der Eisenverhüttung abgelöst.

In Deutschland dagegen wird Stahl Anfang des 19. Jahrhunderts nach wie vor mit Holzkohle gewonnen. Dabei liegt die Steinkohle an der Ruhr noch fast an der Oberfläche und wird dort seit Jahrhunderten gefördert. Doch die veralteten Produktionsweisen werden beibehalten.

Gleichzeitig nimmt die Bevölkerung in den deutschen Ländern rasch zu: von 24,5 Millionen um 1800 auf 35,4 Millionen um die Jahrhundertmitte. Doch weil das Wachstum an Arbeitsplätzen zunächst nicht mit dem Bevölkerungswachstum Schritt hält, stürzt die Gesellschaft in eine tiefe Krise.

Es kommt zur Massenverelendung. In den 1840er Jahren leben mindestens 50 bis 60 Prozent der Deutschen, wie der Historiker Albin Gladen schreibt, „nicht bürgerlich-behäßig und gesichert, sondern knapp, ja dürftig und in Krisenzeiten elend und gefährdet“. Von gemütlichem Biedermeier keine Spur.

Aus dieser Unterschicht rekrutiert sich eine neue gesellschaftliche Klasse: das Industrieproletariat. Menschen, die täglich zehn, zwölf oder noch mehr Stunden für geringen Lohn in schmutzigen, lauten, gefährlichen Fabriken schuften. Die schuften *müssen*, um zu überleben.

Die Industrialisierung verändert nicht nur die Basis der Gesellschaftspyramide, sondern auch deren Spitze: Die Gruppe der Großkaufleute und Fabrikanten wird zur neuen Elite. Aus Großbritannien, der immer noch führenden Industrienation, versuchen Unternehmer wie Franz Haniel oder Friedrich



In Großbritannien beginnt die Industrialisierung rund 100 Jahre früher als in Deutschland, und so sind die Briten lange technologisch Weltspitze. Auch das Bessemer-Verfahren zur Herstellung von Stahl muss die Firma Krupp 1862 von der Insel einführen. Hierbei wird in schlotartigen Konvertern Luft durch das flüssige Eisen geführt, um den im Metall enthaltenen Kohlenstoff zu verbrennen. Doch 1900 hat sich der Rückstand in einen Vorsprung gewandelt, und die Kruppsche Stahlschmiede ist eine der größten der Welt

Aus zwei Gießpfannen fließen 80 Tonnen Stahl zu einer Panzerplatte zusammen: In den Krupp-Werken schufteten die Arbeiter, ähnlich den Bergleuten, oft unter erbärmlichen Bedingungen. Dafür aber erhalten sie neben ihrem Lohn günstige Werkswohnungen und verbilligte Lebensmittel. Doch bei Widerworten oder gar Streiks droht die fristlose Entlassung



Harkort Expertenwissen ins Ruhrgebiet zu holen. Entweder reisen sie selbst in die dortigen Industriezentren, oder sie werben britisches Fachpersonal an, mit dessen Hilfe sie ihre industriellen Imperien aufbauen.

Einer, dem dabei fast alles misslingt, ist Friedrich Krupp. In mehreren Anläufen vernichtet der Sohn einer Essener Kaufmannsfamilie nach und nach sein gesamtes Erbe mit einer Fabrik „zur Verfertigung des Englischen Gussstahles und aller daraus resultierender Fabrikationen“.

Kurz vor seinem Tod 1826 wird der Name Krupp aus dem Handelsregister gestrichen. Tiefer kann ein Unternehmer kaum sinken.

Im Alter von 14 Jahren erbt Alfred Krupp von seinem Vater die Fabrik sowie sieben Arbeiter – und 1000 Taler Schulden. Doch ihm gelingt, woran der Vater zerbrochen ist. Er verbringt Tage und Nächte am Schmelzofen, entwickelt ein Gespür für Schmelzriegel, Temperatur und Mengen. Bald produziert er Kleinteile wie Prägestempel, Feilen, Stahlfedern und Bestecke.

Schließlich, und das wird zu Krupps Geheimnis, findet er Wege, Tiegelstahlblöcke von bislang unerreichter Größe zu gießen. Die Erfindung seines Lebens gelingt Krupp 1852: Er ist fortan in der Lage, Europas Eisenbahngesellschaften nahtlose Radreifen aus Tiegelgussstahl anzubieten. Anders als geschweißte Rei-

fen, sind Krupps Radreifen selbst bei hohen Geschwindigkeiten nahezu unzerstörbar.

Seit 1844 versucht Alfred Krupp zudem, das preußische Militär von Stahlkanonen zu überzeugen. 1859 kommt der erste Großauftrag: 300 Sechspfünder. Auftragsvolumen: 200 000 Taler. Nun wollen alle Armeen ihre Bronzegeschütze verschrotten und die überlegenen Krupp-Kanonen kaufen. Das Unternehmen beliefert neben dem preußischen Militär auch die Armeen Spaniens, Russlands, Österreichs und Großbritanniens.

Das Ruhrgebiet zieht jetzt immer mehr Menschen an, die Städte wuchern. Auch Essen wächst, und stärker noch Krupps Gussstahlfabrik: Im Jahr 1830



Alfred Krupp muss seine Produktion durch den Streik der Kumpel nicht einschränken – er holt sich seine Kohle aus dem Saarland

arbeiten acht von 5457 Essenern bei Krupp – bis 1858 hat sich die Einwohnerzahl mit 17 165 Menschen mehr als verdreifacht, die Kruppische Belegschaft aber ist auf 1063 Arbeiter hochgeschwollen, das 130fache. 1875 zählt Essen 55 045 Einwohner, Krupp beschäftigt nun 10 000 Arbeiter und Angestellte.

Um Arbeiter an sein Unternehmen zu binden und zu einer verschworenen Gemeinschaft von „Kruppianern“ zu formen, setzt der Stahlmagnat auf innerbetriebliche Sozialpolitik. Andere Unternehmer tun das auch, sogar früher als er, doch Krupp baut die Fürsorge zu einem umfassenden System von Werkswohnungen, Krankenhäusern, Konsumanstalten, Kranken- und Pensionskassen aus.

Es ist seine Rückversicherung auf eine ungewisse Zukunft: „Wer weiß, ob dann über Jahr und Tag, wenn eine allgemeine Revolte durch das Land gehen wird, ein Auflehnen aller Klassen von Arbeitern gegen ihre Arbeitgeber, ob wir nicht die einzigen Versicherten sein werden, wenn wir zeitig noch alles in Gang bringen.“

Krupp zahlt höhere Löhne als andere Unternehmer und hält seine Belegschaft auch bei schlechter Auftragslage so lange wie möglich. Doch duldet er in seiner Fabrik keine Revolutionäre – oder solche, die er dafür hält. Jeder, der sozialdemokratische Zeitungen liest, muss mit fristloser Entlassung rechnen. Diskussionen sind unerwünscht, Streiks tabu.

Krupps Credo: „Man erwärmt keine Schlange an seiner Brust, und wer nicht von Herzen ergeben mit uns geht, wer unseren Ordnungen widerstrebt, kann nicht im Kreise unserer Arbeiter bleiben.“

SAMSTAG, 15. JUNI 1872. Am letzten Tag der vom Komitee der Bergarbeiter gesetzten Frist haben die Grubenbesitzer geantwortet. Einen einzigen Satz haben sie als Anzeige in die „Essener Zeitung“ rücken lassen: „Die Vorstände und Verwaltungen der unterzeichneten Zechen erklären hierdurch übereinstimmend ihren Belegschaften, dass sie weder mit dem so genannten Zentralkomitee oder mit den von demselben abgesandten Spezialkomitees in Verhandlung treten, noch die von ihnen gestellten Forderungen bewilligen können.“



Die Arbeiterbewegung schafft sich ihre eigenen Ikonen: Stickerei mit einem Porträt des SPD-Führers August Bebel, um 1910

Eine Kriegserklärung.

Tags darauf beschließen 40 Zechenbelegschaften der Kreise Essen und Duisburg den Streik. Wieder hat das Bergarbeiterkomitee in den Festsaal des Städtischen Gartens geladen. Die Versammlung muss wegen des starken Andrangs zweimal abgehalten werden, vormittags um 10.30 Uhr und nachmittags ab 13 Uhr. Die Polizei notiert 14 885 Streikwillige aus dem Essener und 4842 aus dem Duisburger Revier.

Am nächsten Morgen stehen auf den Gruben die mächtigen Räder der Fördertürme still. Ein Korrespondent der sozialdemokratischen Zeitung „Der Volksstaat“ berichtet: „Heute ist hier ein Streik ausgebrochen, von dem Umfange, wie wohl noch kein Zweiter in Deutschland. Heute Morgen um vier Uhr waren sämtliche Zechen von drei bis vier Gendarmen und Polizeidienern besetzt, vermutlich, um die zur Arbeit gehenden Bergleute zu ‚schützen‘.“ Aber nur wenige Arbeiter erscheinen. Auch in den nächsten Tagen fährt keiner ein.

Das Bergarbeiterkomitee, dem zeitweise 156 Deputierte angehören, weiß, wie wichtig es jetzt ist, die Streikenden kampfesmutig zu halten. Jeden Tag versammeln sich die Delegierten und erstatten Bericht. Neuigkeiten werden un-



Die Gewerkschaften sehen sich als Kämpfer für eine bessere Zeit: Postkarte mit einem Aufruf zur Maifeier, um 1900

verzögert an die Belegschaften weitergegeben. Insgesamt meldet das Essener Komitee mehr als 160 Versammlungen an, dazu kommen auswärtige Zusammenkünfte, die von lokalen Komitees organisiert werden. Die Treffen verlauten, so notiert ein Beobachter, „durchaus ruhig und gemütlich“.

Das Komitee fordert die Streikenden auf, Schlägel und Eisen, die Bergmannssymbole, an der Mütze zu tragen. Auf diese Weise können sie sich gegenseitig erkennen und Fremde ausschließen. Die Streikposten werden so organisiert, dass sie ausschließlich an weiter entfernt liegenden Zechen Wache stehen. Damit wird es für die jeweilige Ortspolizei unmöglich, die Aktivisten zu identifizieren.

Nach einer Woche Streik kommt es in Altenessen, einige Kilometer nördlich von Essen, zu einer „noch nie da gewesenen Schlägerei“, wie die „Essener Volkszeitung“ berichtet. Provokateure dringen an einem Sonntagnachmittag in ein Wirtshaus ein, in dem an die 1000 Bergleute darüber beraten, ob auch auf der Zeche Neu-Essen gestreikt werden soll.

Die Eindringlinge wollen einschüchtern und Schrecken verbreiten. Es setzt Beleidigungen, Flüche und Schläge; Fla-

schen, Gläser und Mobiliare gehen zu Bruch. Alles flüchtet auf die Straße, dort aber warten schon die Gendarmen und stürzen sich mit gezogenem Säbel auf die Fliehenden.

Die Provokateure dagegen bleiben unbehelligt. „Diese stehen unter dem Einfluss von Personen, die an der Fortsetzung der Arbeit auf der Zeche Neu-Essen das größte Interesse haben“, ist tags darauf in der „Essener Volkszeitung“ zu lesen, „und sie werden fortwährend mit Bier und Schnaps regaliert.“

MEHR ALS 20 000 BERGLEUTE im Streik – das hat es in Deutschland noch nicht gegeben. 20 000 Bergleute ohne Streikkasse und schlagkräftige Interessenvertretung. Zwar haben sich in den Jahrzehnten zuvor etliche meist linke Gewerkschaften, Arbeitervereine und kleine Parteien gebildet. Doch haben sie noch keine große Basis in der Arbeiterschaft – erst recht nicht 1872 bei den Bergarbeitern im katholischen Essen.

Schließlich geht es etwa den Kommunisten und Sozialisten um Karl Marx und Friedrich Engels nicht hauptsächlich um kurzfristige Erfolge in den Auseinandersetzungen mit den Unternehmern – sie wollen vielmehr die revolutionäre Umgestaltung der Gesellschaft. Seit der „Bund der Kommunisten“ 1848 das „Kommunistische Manifest“ herausgebracht hat, kann das jeder nachlesen. Für Friedrich Engels sind Streiks vor allem eine „Kriegsschule“ für den Klassenkampf.

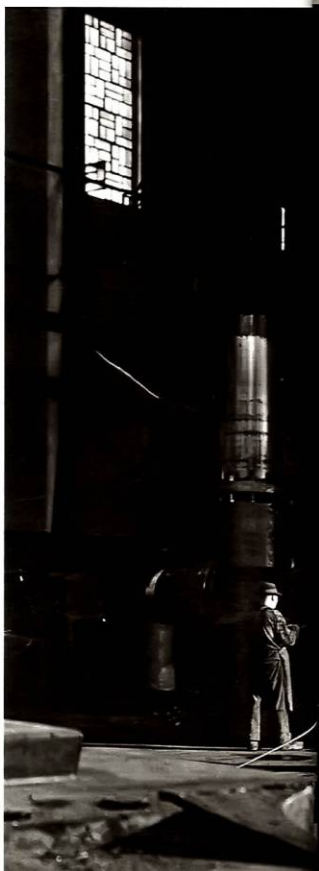
In Leipzig haben einige Arbeiter 1863 begonnen, eine Organisation zur Wahrnehmung ihrer Interessen aufzubauen, den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein (ADAV) – die Keimzelle der deutschen Sozialdemokratie. In Berlin tritt zu jener Zeit ein junger Agitator auf, der seine Zuhörer mit glühenden Reden begeistert: Ferdinand Lassalle.

Auch Lassalle will die politische und soziale Lage der Arbeiterklasse verbessern, doch nicht, wie Karl Marx, durch Revolution, sondern durch Reformen. Dazu will auch er die Kapitalisten ablösen, durch „Assoziationen“ von Produzenten, die jedoch nicht autonom agieren, sondern unter staatlicher Aufsicht und Fürsorge arbeiten.

Es gibt im sozialistischen Lager niemanden, der schillernder wäre als der Schlesier Lassalle: Der Sohn eines wohlhabenden jüdischen Kaufmanns ist hochgebildet, scharfzüngig, talentiert, gut aussehend, eitel, verwöhnt, charmant, ausgehalten von einer Gräfin und dennoch der sozialistischen Sache ergeben.

1863 wird er in Leipzig von den Gründern des ADAV zum Präsidenten gewählt. Doch trotz Lassalles Beredsamkeit ist der ADAV noch lange keine Massenbewegung: Auf dem Leipziger Treffen repräsentieren zwölf Delegierte aus elf Städten gerade mal 400 Mitglieder.

1868 gründen Anhänger Lassalles in Berlin den Allgemeinen Deutschen Arbeiterschaftsverband – einen Gewerkschaftsbund, zu dem auch die „Allgemeine Genossenschaft der Berg-, Hütten- und Salinenarbeiter“ gehört. Doch



nach internen Streitigkeiten und Verfolgung durch die Polizei löst sich die Genossenschaft schon 1869 wieder auf. Im selben Jahr schließen die Behörden auch die Essener Filiale des ADAV.

Eine weitere Arbeiterpartei wird 1869 in Eisenach ins Leben gerufen. Der Drechslermeister August Bebel und der Journalist Wilhelm Liebknecht verfassen das Parteiprogramm der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP), das in vielen Punkten den Zielen des ADAV ähnelt. Darin fordern die beiden die „Errichtung des freien Volksstaates“ – also eine Republik und damit die Abschaffung der Monarchie.

Doch für revolutionäre Ziele dieser Art ist die große Mehrheit der Arbeiter nicht zu haben. Auch deshalb wollen die Essener Kumpel während ihres Streiks „von den Sozialdemokraten nichts

wissen“, wie Carl Seelig, ein Führer des ADAV, auf einer Versammlung einräumt.

Und doch: Ganz allein stehen die Essener Bergleute nicht. Junge, sozial-reformerisch orientierte katholische Kapläne haben in Westfalen und im Rheinland ganz unauffällig eine Massenbewegung aufgebaut. In 229 rheinischen und westfälischen katholischen Vereinen sind insgesamt mehr als 46 000 Mitglieder erfasst.

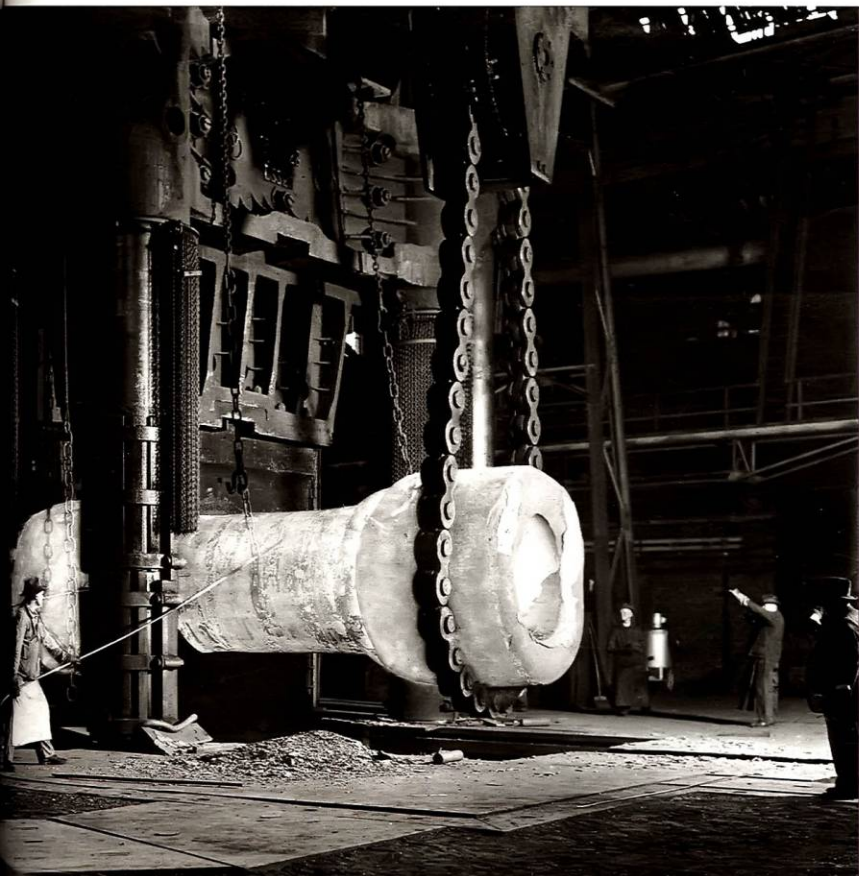
Inspiziert von der Soziallehre des Mainzer Bischofs Wilhelm Emanuel von Ketteler, fordern die „roten Kapläne“ das Verbot der Kinderarbeit, Lohnerhöhungen, Arbeitszeitverkürzungen und Ruhetage. Der Streik gilt ihnen als legitimes Kampfmittel der Arbeiterschaft.

Das schafft Sympathien und Zulauf. Der Christliche Arbeiterverein, 1870 in Essen gegründet, zählt ein Jahr danach

bereits 4000 Mitglieder. Er allein erklärt sich eindeutig solidarisch mit den streikenden Bergarbeitern: „Dum rufen wir Euch zu: Seid einig, einig, einig und haltet fest an der gerechten Sache. Glück auf!“

Schon im Vorfeld des Streiks lancieren die Arbeitgeber die Behauptung in der Presse, es seien in Wahrheit Jesuiten und Sozialdemokraten, die hinter der Eingabe der Bergleute stünden. Die „Essener Volkszeitung“, das Blatt der jungen Partei des katholischen Zentrums, schießt zurück: „Unser wackeres katholisches Volk ist über solche Töne entrüstet, und sehr viele billig denkende Protestanten lachen über solchen Blödsinn.“

Andere lachen nicht: In Gelsenkirchen, Hattingen, Langendreer, Witten und Dortmund fahren mehrheitlich evan-



Die Arbeit in den großen Stahlwerken, wie an Krupp's 15 000-Tonnen-Pressen, wo ein Hochdruckbehälter geformt wird, verlangt Geschick. Wer hier beschäftigt ist, verdient mehr als in anderen Industriezweigen. Wohl auch deshalb kommt es in den Krupp-Werken lange nicht zu Streiks

Die Obrigkeit steht auf Seiten der Unternehmer: Noch 1912 treibt die Polizei mit Säbelhieben und Schüssen streikende Arbeiter und deren Frauen in Dortmund auseinander und zieht vor den Zechen auf



gelische Bergleute ein. Die wollen mit dem „Jesuitenstreik“ nichts zu tun haben und beteiligen sich weder an den Arbeitsniederlegungen noch an Unterstützungsaktionen.

Die Front der Bergleute ist gespalten.

MITTWOCH, 10. JULI 1872. Nach mehr als drei Wochen sind die Streikenden am Ende ihrer Kraft. Zwar hat sich schon am zweiten Tag des Ausstands das Zentralkomitee der Bergleute „im Vertrauen auf unsere gerechte Sache“ an die „Bürger Essens und Umgebung“ mit der Bitte gewandt, „Familienväter der streikenden Bergleute durch Arbeit oder sonstige Mittel unterstützen zu wollen“. Dabei sind 910 Taler, 18 Silbergroschen und sechs Pfennig zusammengekommen – gerade genug, um 252 Bedürftige zu unterstützen. Die anderen aber müssen jetzt jede Arbeit zu jedem Lohn annehmen.

Auf Seiten ihrer Gegner hat Dr. Friedrich Hammacher, der Vorsitzende des „Vereins für die bergbaulichen Interessen“, kühl ausgerechnet, dass den Bergleuten täglich Lohnverluste von 15000

bis 20000 Talern entstehen. Das können die Streikenden auch durch Tagelöhnerarbeiten nicht annähernd wettmachen.

Immer wieder versuchen die Kumpel ihren Lebensunterhalt durch andere Arbeit zu sichern – oft vergebens. So wollen sich an diesem 10. Juli mehrere hundert Bergarbeiter beim Hafenausbau in Duisburg-Ruhrort verdingen. Doch obgleich für dieses Projekt überall in der Region Arbeitskräfte angeworben werden, weigert sich der Bauunternehmer, die Streikenden einzustellen.

Tags darauf meldet die sozialdemokratische Zeitung „Der Volksstaat“: „Auf der Kruppischen Gussstahlfabrik finden zurzeit Entlassungen derjenigen Arbeiter statt, welche sich durch Agitation für den christlich-sozialen Arbeiterverein hervorgetan haben“, oder die „in letzter Zeit feindlich gegen Herrn Krupp aufgetreten sind“.

Was hat Krupp mit den Bergarbeitern zu tun? Schon Anfang Juni, als der Streik noch längst nicht beschlossen war, hatte er die Lage nüchtern eingeschätzt: Er würde sich die Kohle für seine Stahlgießerei andernorts besorgen müssen. Deshalb hatte er diskret bei der Bergwerksdirektion Saarbrücken um Kohlelieferungen aus den dortigen Gruben gebeten.

Krupps Öfen glühen also, doch es geht ihm bei den Entlassungen auch gar nicht um ökonomische Schäden, sondern ums Prinzip. Und deshalb hat er bereits am 24. Juni in einem Appell eine War-

nung an die Werkstore nageln lassen. Darin steht unter anderem:

„An die Arbeiter der Gussstahlfabrik! Ich warne, bevor ich Anlass habe, über Untreue und Widerstreben mich zu beklagen, vor dem Los, welches herumtreibende Aufwiegler unter dem Schein des Wohlwollens und unter Missbrauch von religiösen und sittlichen Denksprüchen dem großen Arbeiterstande zu bereiten bestrebt sind. Ich werde wie bisher jedem gerechten Verlangen zuvorkommen, fordere daher all diejenigen, welche damit sich nicht begnügen wollen, hiermit auf, je eher, desto lieber zu kündigen, um meiner Kündigung zuvorkommen.“

Mit dieser Attacke setzt sich Krupp an die Spitze der Antistreik-Front. Bereits Anfang Juli haben die Grubenbesitzer den Druck auf die Bergleute erhöht und die werkseigenen Konsumanstalten geschlossen – jene Geschäfte, in denen Arbeiter zu günstigen Preisen einkaufen können. Und auf einer Sitzung des Vereins für die bergbaulichen Interessen am 9. Juli hat der Vorsitzende Hammacher den Streikenden erstmals staatsfeindliche Absichten unterstellt.

Wie auf Absprache beginnen Zeitungen nach dieser Sitzung nun regelmäßig genaue Zahlen über „Wiederaufgehende“ zu veröffentlichen. Schuldbekenntnisse angeblich verführter Bergleute werden abgedruckt. Gendarmen lassen sich „mit aller Energie blicken“.

Bei den wieder anfahren den Belegschaften greifen die Grubenbeamten hart durch: Alle bekannten Komiteemitglieder werden entlassen und bekommen den Vermerk in ihre Papiere, dass sie widerrechtlich gestreikt hätten. Das nimmt ihnen jede Chance, bei einer anderen Zeche unterzukommen.

Die Not zwingt die Bergleute zum Einlenken. Vom 10. Juli an zeigt die Streikfront Risse. Während in Essen nach wie vor nicht gearbeitet wird, fahren die Bergleute in Oberhausen ab Mitte Juli wieder ein. Allerdings tun sie das zunächst auf ihre eigene Weise: Obwohl Bergwerksdirektor und Bürgermeister auf sie einreden, den Streik sofort zu beenden, stimmen die Kumpel zunächst für die Fortsetzung des Ausstands.

Tags darauf nimmt die Belegschaft dann doch die Arbeit geschlossen wieder

Jetzt im Handel

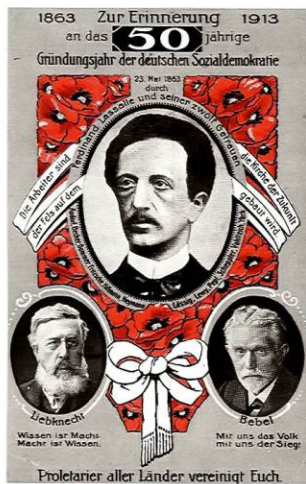


Hier kocht nicht nur ein Vulkan. Italiens Inseln im Jubiläumsheft.

Die schönsten italienischen Inseln, Elba, Ischia, Procida, Il Giglio, Salina und Stromboli, erwarten Sie im GEO SAISON Jubiläumsheft – dazu unser großes Preisrätsel mit Traumreisen zu Lande und zu Wasser. Mitmachen und gewinnen!

Jubiläums-Reisen
zu gewinnen:
Tasmanien, Procida,
Harley-Tour ...





1913 feiert die SPD ihre Väter Ferdinand Lassalle, Wilhelm Liebknecht und August Bebel – 50 Jahre nach der Gründung der ersten sozialdemokratischen Organisation. Aus der einst staatlich verfolgten Gruppierung ist Deutschlands stärkste Partei geworden, die Tausende mobilisieren kann, wie bei dieser politischen Demonstration 1910 in Berlin



auf. Diese Schlacht mag verloren sein, der Kampf für die Arbeiterrechte aber hält an – die Bergleute bekennen sich zu einer prinzipiellen Gegnerschaft gegenüber dem Kapital, wie es sie so noch nicht gegeben hat.

Auch in Essen bringen die Streikenden die Auseinandersetzung mit Würde zu Ende. Zwar wird am 28. Juli auf allen Zechen wieder gearbeitet. Dennoch kommen an diesem Tag 700 Bergleute zu einer letzten Streikversammlung zusammen.

Erst viele Jahre später, um die Jahrhundertwende, wird die in einer vereinigten sozialdemokratischen Partei und in Gewerkschaften organisierte Arbeiterbewegung in der Lage sein, die Interes-

sen der Bergleute wirksam zu vertreten und durchzusetzen.

Im Juli 1872 aber können die Kumpel nur mit gebrochenem Stolz auf den bislang größten Streik Deutschlands zurückblicken. Die „Essener Zeitung“ schreibt: „Es wurde konstatiert, dass, nachdem vor sechs Wochen in großartiger Weise der Beginn des Streiks beschlossen worden sei, man nun, da man inzwischen auf allen Zechen die Arbeit wieder aufgenommen hätte, nur noch erklären könne, dass der Streik beendet sei.“

*

Der Ausstand von Essen ist zu dieser Zeit keineswegs der einzige im Reich. Allein während der sechs Wochen, die dieser Arbeitskampf gedauert hat, werden in Deutschland mehr als 50 weitere Streiks organisiert – etwa in Breslau von

sam mit 500 Bergleuten Mitte Oktober 1872 den „Rheinisch-westfälischen Grubenarbeiterverband“.

Der soll „unter Ausschließung aller politischen und religiösen Fragen, lediglich die Ehre und die materiellen Interessen der Mitglieder wahren und fördern“. Doch die Behörden versagen dem Verband die Genehmigung.

Gut sechs Monate später, am 9. Mai 1873, setzt mit Kursstürzen an der Wiener Börse die so genannte „Gründerkrise“ ein. In einer Kettenreaktion brechen etliche Banken und andere Unternehmen zusammen. Zahlreiche Arbeiter werden entlassen – und das bringt den Sozialisten massive Stimmengewinne.

Bei der Reichstagswahl 1874 wählen 352.000 Deutsche SDAP und ADAV – fast dreimal so viele wie 1871. Im Mai 1875 einigen sich in Gotha „Lassalleaner“ und „Eisenacher“ und gründen die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAP). Bei der Wahl von 1878 kommt die neue Partei trotz massiver Wahlkampfbehinderung auf 437.000 Stimmen.

Doch wenige Monate später wird nach zwei missglückten Attentaten auf Kaiser Wilhelm I. (für die Bismarck die Sozialdemokraten verantwortlich macht) die Arbeit der sozialdemokratischen Bewegung durch das „Sozialistengesetz“ fast unmöglich gemacht. Es folgen zwölf Jahre der Verfolgung – zwölf Jahre aber, in denen die Sozialdemokraten in der deutschen Arbeiterschaft stetig an Boden gewinnen. Als der Reichstag das „Sozialistengesetz“ 1890 nicht mehr verlängert, stimmen bei den kurz darauf angesetzten Reichstagswahlen gut 1,4 Millionen Deutsche für die Anhänger von Bebel und Liebknecht – das sind fast 20 Prozent der Wähler.

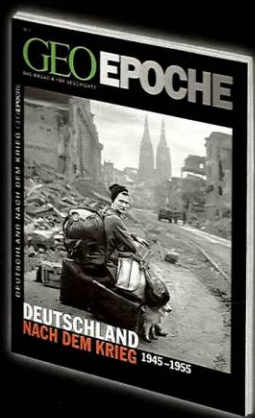
Die Partei nennt sich nun Sozialdemokratische Partei Deutschlands und bekennt sich zu einem marxistischen Programm. 1912 erhält die SPD 4,25 Millionen Stimmen. Sie wird damit die stärkste Fraktion im Reichstag.

Und zum mächtigsten Gegner von Kaiser und Krupp. □

400 Möbelarbeitern, in Leipzig von 250 Glasern, in Bremen von 400 Schuhmachern. Und bei rund der Hälfte dieser Auseinandersetzungen setzen die Arbeiter ihre Forderungen ganz oder teilweise durch.

Auch die Essener Bergleute resignieren nicht, sondern beschließen in ihrer letzten Versammlung, eine Streikkasse „für eventuelle Fälle“ einzurichten. Und weil ihnen in den vergangenen sechs Wochen klar geworden ist, dass sie ohne eine starke Organisation gegen den Bergbauverein der Grubenbesitzer nichts auszurichten vermögen, gründen die drei Streikführer Franz Daun, Hermann Lochthofen und Johann Trilling gemein-

Für Wolfgang Spielhagen, 54, Publizist in München, klang das „Arbeiterbewegung“ während seiner DDR-Schulzeit wie „Heilsgeschichte“. Grund genug für ihn, noch einmal genauer hinzuschauen.



**Gratis
zur Wahl!**



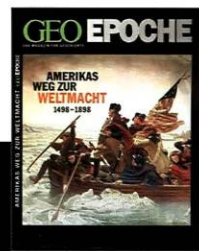
1. GEO EPOCHE Nr. 9 – Deutschland nach dem Krieg

Erfahren Sie alles Wissenswerte über die Nachkriegszeit. Mit spannenden Erlebnisberichten und zahlreichen Originalfotos.

2. Der Taschenbrockhaus „Das Wissenspaket“

Dieser Brochhaus ist eine kleine Enzyklopädie, die in jede Tasche passt. Etwa 10.000 Stichwort-erklärungen und mehr als 1.000 durchgehend farbig gedruckte Fotos, Illustrationen, Zeitleisten, Infokästen und Tabellen beschreiben Fakten, erklären Zusammenhänge und zeigen Details.

**Jetzt GEO EPOCHE lesen, 13% sparen –
ein Geschenk gibt es gratis zur Wahl!**



GEO EPOCHE. GESCHICHTE ERLEBEN MIT GEO

Gleich anrufen unter:

040/37 03 38 03

Fax: 040/37 03 56 57

E-Mail: Geo-Service@guj.de

oder einsenden an:

GEO EPOCHE-Kunden-Service,
20080 Hamburg

Abonnement-Service Österreich

Tel.: 08 20 / 00 10 85

E-Mail: geo-epoche@abo-service.at

Leserservice Schweiz

Tel.: 041 / 329 22 20

E-Mail: geo@leserservice.ch

GEO EPOCHE erscheint im
Verlag Gruner+Jahr AG & Co KG,
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg

Bitte Bestellnummern aus dem
Antwortcoupon mit angeben.

Antwortcoupon

Ja, ich bestelle GEO EPOCHE 4 x jährlich zum Preis von zzt. D € 6,90 pro Heft, € 27,60 im Jahr / AU € 7,60 pro Heft, € 30,40 im Jahr / CH Fr. 13,80, Fr. 55,20 im Jahr. Nach Erhalt des 4. Heftes kann ich jederzeit kündigen. Zum Dank für meine Bestellung erhalte ich ☐ 1. GEO EPOCHE Nr. 9 „Deutschland nach dem Krieg“ oder ☐ 2. den Taschenbrockhaus „Das Wissenspaket“ gratis (bitte nur ein Kreuz). Die Lieferung der Zugabe erfolgt nach Zahlungseingang. Die Lieferung aller Hefte erfolgt frei Haus. Ich gehe kein Risiko ein, denn ich kann nach Erhalt der 4. Ausgabe jederzeit kündigen. Das Geld für bezahlte, aber nicht gelieferte Ausgaben erhalte ich zurück.

Meine Adresse:

Name

Vorname

Geburtsdatum **1.9.**

Straße/Nr.

PLZ

Wohnort

Ich zahle bequem per Bankeinzug:

Bankleitzahl

Kontonummer

Geldinstitut

Datum

Unterschrift

239872

Adresse des Geschenkempfängers:

Name

Vorname

Geburtsdatum **1.9.**

Straße/Nr.

PLZ

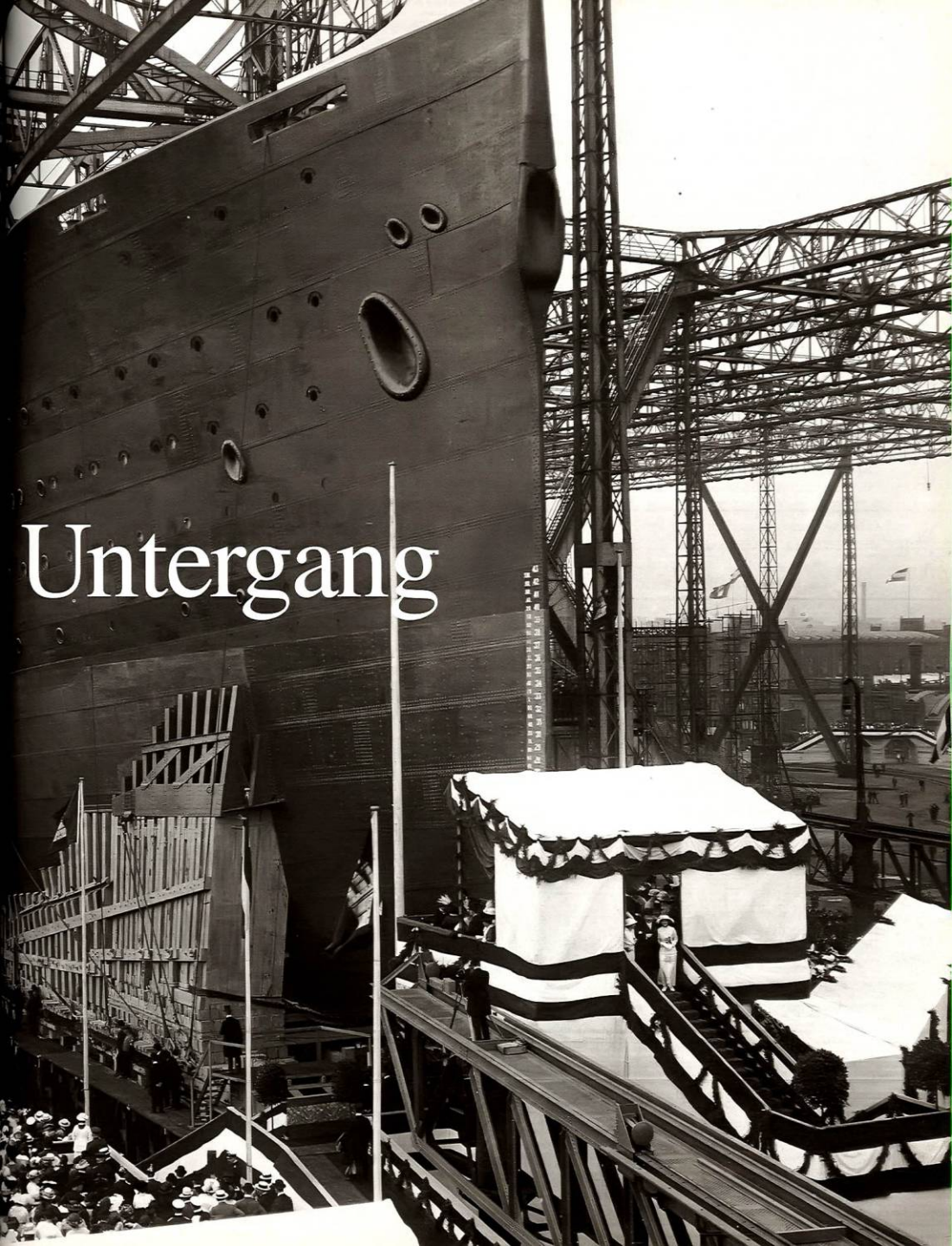
Wohnort

239873

Mit **Volldampf** in den

Im Jahr 1880 sind sowohl die Handels- als auch die Kriegsflotte des Deutschen Reichs unbedeutend. Doch schon um die Jahrhundertwende fahren mächtige Passagierdampfer und Schlachtschiffe unter seiner Flagge. Und 1914, als der Oceanliner »Bismarck« vom Stapel läuft, ist Hamburg Heimathafen der größten Schiffe der Welt. Deutschlands Sprung aufs Meer kündigt von wirtschaftlichem Wagemut und politischem Wahn – und er endet im Desaster





Untergang

Dies ist die Geschichte zweier atemberaubender Karrieren und zweier grandioser Flotten. Eine Geschichte von technischen Höchstleistungen und kaufmännischem Wagemut, von militärischer Meisterschaft und byzantinischen Intrigen, von Allmacht und Ohnmacht, von einem Kaiser und seinem Wahndrauma. Eine Geschichte vom rasanten Aufstieg und vollkommenen Scheitern einer Großmacht.

Es ist die Geschichte vom Kaiser des Deutschen Reiches, seinen Schiffen und den beiden Männern, die diese Schiffe auf die Ozeane gejagt haben.

Deutsche Schiffe auf den Ozeanen? Das war seit dem Ende der Hanse ein seltener Anblick. Noch 1881 sind die Reedereien in Hamburg oder Bremen international zweitklassig. Und das Rückgrat der Kriegsflotte der stärksten Landmacht des Kontinents besteht aus wenigen alten Panzerkreuzern, die nur im Sommer zu Manövern ausfahren, während im Winter die Besatzungen in Kasernen einrücken und die Schiffe sicher vor Anker liegen.

Im ganzen Reich, immerhin eine der führenden Industrienationen der Welt, gibt es keine Werft, die große Schiffe bauen oder auch nur reparieren kann. Selbst die Kriegsschiffe Seiner Majestät laufen, von den Offizieren der übermächtigen Royal Navy milde belächelt, das englische Portsmouth an, wenn mal wieder ein Kessel zu flicken ist.

Nur 20 Jahre später ist Deutschland Sitz der größten sowie der drittgrößten Reederei der Welt. Seine Riesenwerften bauen die größten und schnellsten Dampfer auf den Meeren. Und seine Kriegsflotte wird so mächtig, dass sie selbst die Royal Navy herausfordert.

Wie konnte das geschehen? Wie konnte ein ganzes Land binnen nur einer halben Generation in See stechen? Wie wird, historisch ziemlich einmalig, über Nacht aus einer Land- eine Seemacht?

IN DER RÜCKSCHAU scheint all dies das Werk eines Mannes gewesen zu sein: Wilhelms II. Tatsächlich ist der deutsche Kaiser, ein Enkel Queen Victorias, dem

Inselreich Zeit seines Lebens in Hassliebe verbunden (siehe Seite 50). Bewundern muss er es, übertreffen erst recht. Und auf welchem Feld wäre die Herausforderung größer als auf den Ozeanen? Seit Francis Drake die spanische Armada zerschlug, hat die Royal Navy keinen Krieg zur See mehr verloren.

Wenn es eine Konstante im Leben des sprunghaften, in seinen Zielen und Wünschen so erratischen Herrschers gibt, dann Wilhelms Begeisterung für Schiffe. „Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser“, verkündet er 1901 – selbstverständlich an Bord eines Schiffes. Unermüdlich fordert er seine Offiziere, bedrängt Politiker, besucht Werften und Reedereien, taufte Schiffe, hält Reden – immer mit dem Ziel, Druck zu machen, Begeisterung zu wecken, seinen Untertanen die Sehnsucht nach dem Meer einzupflanzen.

Seine Majestät lassen es sich nicht einmal nehmen, auf einem Telegramm-Formular eigenhändig die detaillierten Entwurfspläne eines Kreuzers zu zeichnen. „Sehr, sehr hübsch“, notiert ein deutscher Experte in einem Privatbrief, „nur könnte das Schiff nicht schwimmen.“

Doch man unterschätzt den Herrscher, würde man seine Schiffsbegeisterung für naiv, ja lächerlich halten. Der Monarch hat einen höher entwickelten Instinkt für die Stimmung im Volk als viele demokratische Politiker, und er spürt sehr früh, dass er sich hier an die Spitze einer Bewegung setzen und sie lenken kann – einer Bewegung, die weite Kreise der Gesellschaft erfasst. Denn die Lage im Land ist so, dass auch ohne einen enthusiastischen Kaiser zumindest eine der beiden gewaltigen Flotten geschaffen worden wäre: die der Luxusdampfer und Handelsschiffe.

ZWEI ENTWICKLUNGEN treiben die Deutschen hinaus auf die Ozeane.

Da ist, zum einen, der wirtschaftliche Aufschwung, den das Land nach der Reichseinigung, unterbrochen nur durch wenige Krisenperioden, über vier Jahrzehnte lang genießt. Vor allem in der Elektrotechnik, der Großchemie, dem Maschinen- und Motorenbau, der optischen sowie der Stahlindustrie werden die Firmen des Kaiserreiches Welt-



Die Hamburger Reederei Hapag, die weltweit größte, lässt 1910 das Riesenschiff »Imperator« bei der Vulcan-Werft in der Hansestadt auf Kiel legen. Durch den maritimen Aufschwung werden aus vormals unbedeutenden Werften Großbetriebe

spitze. So produziert im Jahr 1900 jedes Stahlwerk in Deutschland durchschnittlich 75 000 Tonnen (das größte Werk, Thyssen, sogar 839 300 Tonnen), die Konkurrenz in Großbritannien kommt nur auf 40 000 Tonnen.

Zwischen 1895 und 1913 verdoppelt sich die deutsche Gewerbeproduktion, die Exporte steigen gar um 180 Prozent. Am Ende dieser Epoche entfallen 12,3 Prozent des Welthandels auf das Reich – Rang zwei zwischen Großbritannien (14,2 Prozent) und den USA (11 Prozent).

Geld und geschäftlicher Wagemut sind im Überfluss vorhanden: Allein zwischen 1895 und 1900 werden 1551 Aktiengesellschaften mit gut 2,2 Milliarden Mark Kapital gegründet.

Deutschland wandelt sich vom agrarischen zum industrialisierten Land – einem Land, das nun weltweite Interessen hat. In China etwa wird die Deutsch-Asiatische Bank zur Finanzierung des Fernosthandels gegründet, die Dresdner Bank eröffnet Tochtergesellschaften in Lateinamerika.

Schon diese wirtschaftliche Lage verlangt nach immer mehr, nach immer größeren Schiffen, die von deutschen Häfen abgehen. Nach China etwa werden Maschinen für den Eisenbahnbau gelie-

fert, auf dem Rückweg sind die Frachträume voller Reis, Tee, Gewürze, Seide, Erze und Holztee.

Das Reich ist, zweitens, Ursprungs- und Transitland für Auswanderer. In manchen Jahren verlassen mehr als 100 000 Deutsche ihre Heimat gen Übersee, zumeist in die USA. Wegen seiner zentralen Lage und des gut mit dem osteuropäischen Netz verbundenen Schienensystems wird Deutschland zudem zum Sprungbrett für jene Emigranten, die in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in den Dimensionen einer Völkerwanderung das Zarenreich verlassen, hinausgetrieben durch wirtschaftliche Not,

politische Unterdrückung und, im Fall der Juden, durch mörderische Pogrome.

Hamburg entwickelt sich zum Zentrum osteuropäischer Auswanderer; zwischen 1871 und 1914 ist es für über zwei Millionen von ihnen die letzte Station in Europa. Auch für diese Reisenden, arm, aber beileibe nicht mittellos, müssen Schiffe gebaut werden.

Die 1847 gegründete Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft (Hapag) ist die bedeutendste Reederei der Stadt – was zunächst nicht viel heißt. Relativ kleine, veraltete Schiffe gehen von der Elbe ab; das träge, konservative Direktorium wird von einem Zeit-

genossen als „in den Angeln knarrendes Hanseatenium“ verspottet. Da tritt ein Mann an, das zu ändern: Albert Ballin.

BALLIN WIRD 1857 als 13. Kind eines aus Dänemark stammenden Juden in Hamburg geboren, Stubbenhuk 17, direkt am Hafen. Der Vater betreibt am Baumwall eine Passage-Agentur. Männer wie er vermitteln unter oft dubiosen Geschäftspraktiken Auswanderern Plätze auf deutschen oder britischen Schiffen nach Amerika. Dafür bekommen sie von den Reedern ein Kopfgeld ausbezahlt – und offene Verachtung zu spüren. „Abschaum der Menschheit“, nennt ein Hanseat die Agenten einmal.

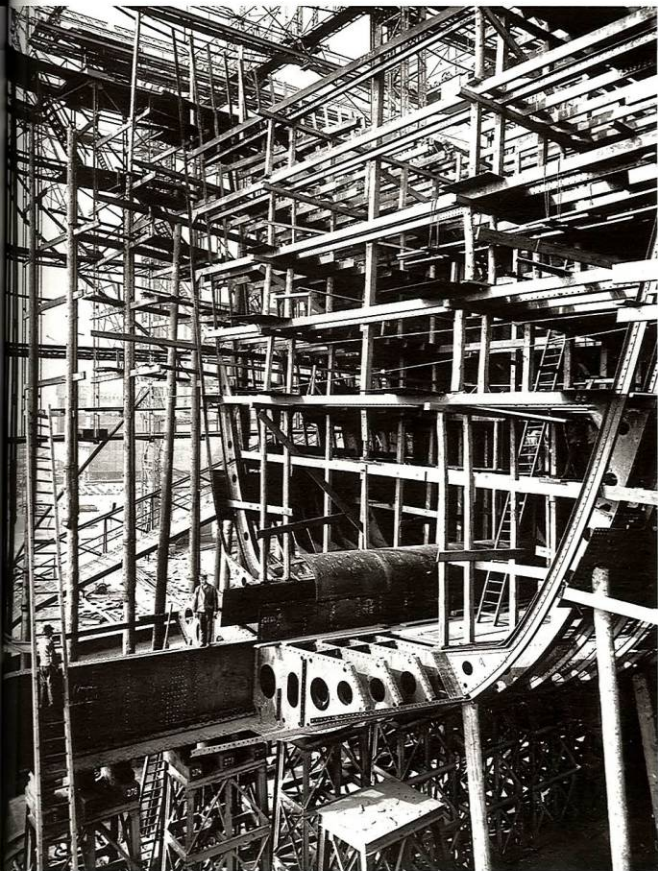
Als Albert Ballin 17 Jahre alt ist, stirbt der Vater. Und Albert ist der Einzige, der die Agentur übernehmen kann. Nun sorgt er für die Firma, seine Mutter und mehrere Schwestern. Seine Ausbildung: einige Jahre auf einer jüdischen Volksschule und „beachtenswerte Leistungen“ im Cellospiel. „Ich bin nie jung gewesen“, wird er viel später klagen.

Selbst ein Diplomat gibt zu, Ballin sei „nichts weniger als schön“, einem anderen erscheint sein Gesicht „wie aus Gummi geformt“. Doch er ist intelligent, charmant, machtbewusst, fleißig, cholerisch und ungeheuer ehrgeizig. Seine Karriere ist die vielleicht spektakulärste in der wilhelminischen Epoche.

Der junge Agent reist zu Reedern nach London, spricht schnell perfekt Englisch, knüpft wertvolle Kontakte. 1881 gründet er mit einem Partner eine eigene Auswanderer-Reederei, die bald Passagen nach Amerika für nur 60 Mark anbietet.

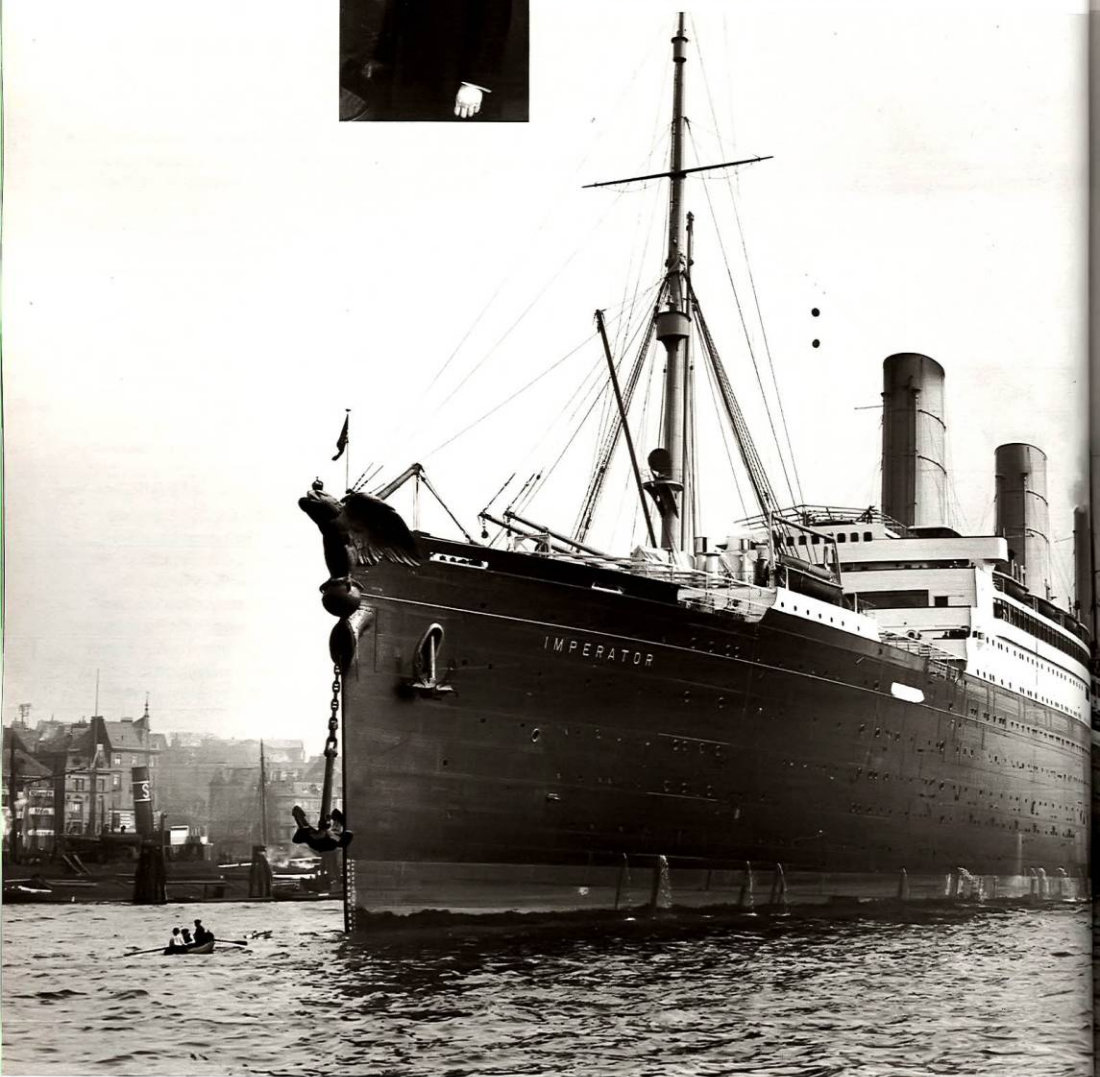
Die Direktoren der Hapag sind zunächst zu arrogant, dann zu träge, um auf den ruinösen Preiskampf zu reagieren. Der Neuling nimmt ihnen so viele Kunden ab, dass sie ihn schließlich in die Firma holen – zu seinen Bedingungen. 1886, da ist er 29 Jahre alt, wird Ballin Direktor der „Passageabteilung“ der Hapag, Jahresgehalt 10 000 Mark. Zwei Jahre darauf wird er, als jüngstes Mitglied, ins Direktorium berufen. 1899 wird er Generaldirektor.

Ballin lässt Schnelldampfer bauen, welche die strapaziöse Atlantikfahrt auf rund eine Woche verkürzen. Die Passage wird schneller und komfortabler: Die





Hunderttausende Auswanderer in die USA, vor allem aus Osteuropa, gehen in Hamburg an Bord. Der 277 Meter lange »Imperator« befördert 1913 auf einer einzigen Fahrt über 5000 Passagiere, mehr als je zuvor mit einem Schiff gereist sind. Der Menschenstrom macht die Reedereien reich – vor allem die Hapag unter ihrem Direktor Albert Ballin, einem Freund des Kaisers





Zwischendecks sind nun größer, sauberer, heller als auf den älteren Schiffen; die Verpflegung wird besser.

Das hat wenig mit Altruismus, dafür umso mehr mit Geschäftssinn zu tun. Zwar sind zwei Drittel des Volumens eines Dampfers für die wenigen Passagiere der 1. Klasse reserviert, doch zwei Drittel ihrer Gewinne im Passagierverkehr erwirtschaften die Reedereien mit den Emigranten.

Die meisten der Auswanderer reisen zwar nur einmal in ihrem Leben mit dem Schiff – doch Ballin erkennt früher als viele Konkurrenten, dass Emigranten, einmal in der Neuen Welt angekommen, Verwandte, Freunde, ehemalige Nachbarn nachholen. Waren sie mit der Überfahrt zufrieden, dann werden sie denen, die ihnen folgen, die gleiche Reederei, oft sogar dasselbe Schiff empfehlen. Da lohnen sich die Investitionen in ein Minimum an Komfort und Sauberkeit.

Dank der Passagierfahrt und der von Ballin noch stärker geförderten Frachtschiffahrt expandiert die Hapag nach 1886 rasch. Durch diesen Aufschwung und den anderer Reedereien erst wird in Deutschland eine ganz neue Industrie geschaffen: die der großen Werften.

Die Ingenieure Hermann Blohm und Ernst Voss etwa tun sich 1877 zusammen, um in Hamburg eine Werft zu gründen. Sie steigen gleich groß ins Geschäft ein: 800 Mann werden angeworben. Doch die ersten Jahre laufen schlecht. Erst ab 1881 wird es langsam besser. Am 21. Februar 1889 liefert Blohm & Voss die „Croatia“ an die Hapag; es ist ihr erster Auftrag für Ballins Unternehmen.

Mit diesen und mit anderen Reederei-Aufträgen beginnt eine ungestüme Expansion. Im Jahr 1900 wird Blohm & Voss bereits 142 Schiffe abgeliefert haben; mehr als 4400 Männer arbeiten in den Docks am südlichen Elbufer.

Und Blohm & Voss hat Konkurrenz in Hamburg, Stettin, Danzig. In Deutschland, wo noch vor einer halben Generation nicht einmal ein großer Dampfer hätte geflickt werden können, arbeiten 1902 auf den Werften rund 40 000 Menschen an 421 Schiffen.

Ballin hat sich derweil längst nicht mehr nur um die Auswanderer, sondern auch um Allerhöchste Gunst bemüht.

(Überhaupt ist sich Ballin nicht zu fein für die Reklame. Das kurz vor 1900 bei der Hapag eingerichtete „Literarische Bureau“ ist die erste PR-Abteilung einer deutschen Firma.) Denn des Kaisers Huld ist gut fürs Geschäft, weil sich damit überzeugend werben lässt. Also wird 1888 der neue Schnelldampfer der Hapag nach Seiner Majestät Gattin auf den Namen „Augusta Victoria“ getauft.

Eine peinliche Entgleisung.

Denn erstens heißen Ihre Majestät Auguste Victoria, zweitens werden Ihre Majestät leicht seekrank und, drittens, verabscheuen sie deswegen Schiffe.

Dennoch gelingt Ballin das schier Unglaubliche: Er, der Jude aus kleinen Verhältnissen, wird zum Vertrauten, gar Freund des Hohenzollernkaisers. Ballins maritimer Fanatismus – er arbeitet 16 Stunden am Tag, sieben Tage in der Woche –, sein Charme, seine unbedingte Loyalität, sein Patriotismus (seine „Religion der deutschen Flagge“, wie es ein Freund später nennen wird) und selbstverständlich auch seine Stellung als Chef der führenden deutschen Reederei begeistern nach und nach den nur anderthalb Jahre jüngeren Kaiser.

Im Sommer 1901 wird der Reeder erstmals zu einer Privataudienz nach Potsdam geladen, danach – eine selten gewährte Gnade – ist Wilhelm II. rund sechsmal im Jahr Gast im Hause Ballin.

Mögen manche Wirtschaftsfunktionäre über die „Verballinisierung“ lästern und über „Fremdlinge aus Palästina“. Mag man bei Hofe über den „Krämer aus Hamburg“ und „jüdischen Parvenu“ flüstern – mit derselben Unbekümmertheit, mit der sich Wilhelm II. über diplomatische Etikette hinwegsetzt, ignoriert er hier die Junkerdünkel gegenüber Händlern und Juden.

Ballins herausragende Stellung ist aber auch eine Folge der Tatsache, dass die Reedereien (darin Waffenschmiedern wie Krupp vergleichbar) einige staatliche Funktionen übernommen haben. Manche sind profan, aber wichtig – wer etwa soll sonst deutsche Post nach Übersee transportieren, wenn nicht Dampfer der Reedereien?

Andere Rollen sind subtiler. Ballin etwa lädt jedes Jahr im Frühsommer zur Kieler Woche hochrangige Gäste auf ei-

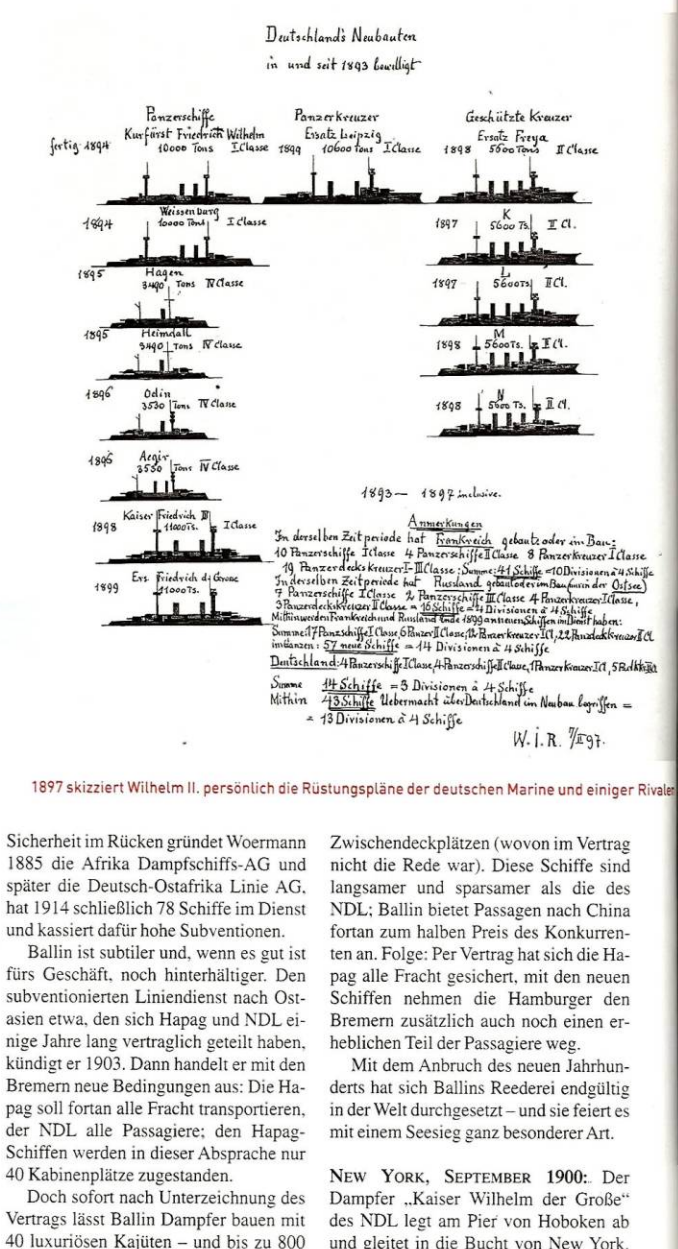
nes seiner Schiffe ein, das während dieser Zeit als schwimmendes Hotel in der Förde ankert. Das Vergnügen am Segelsport bildet dort oft den Rahmen für diskrete diplomatische Treffen. So vermittelt der Reeder dem US-Banker John Pierpont Morgan, dem wohl einflussreichsten Finanzier seiner Epoche, eine Audienz beim Kaiser, der auf dem Hapag-Dampfer weilte.

Regierung und Reichstag revanchieren sich. So hat der 1895 eingeweihte, vom Staat finanzierte Kaiser-Wilhelm-Kanal zwischen Nord- und Ostsee zwar vor allem militärische Bedeutung (da Flotten nun schnell vom einen ins andere Meer verlegt werden können), doch auch die Zivilschifffahrt profitiert von der Verkürzung des Seewegs von über 700 auf 99 Kilometer. Gut für die Reedereien, die Schiffe verlegen wollen, etwa für sommerliche Kreuzfahrten. Gut auch für die Werften in Danzig und Stettin, deren Dampfer schneller an internationale Kunden abgeliefert werden können.

Mit dem 1885 verabschiedeten „Gesetz betreffend Postdampfschiffsverbindungen mit überseeischen Ländern“ werden Dampfer, die von Deutschland nach Ostasien und Australien abgehen, vom Staat subventioniert. Bedingungen: Die Schiffe müssen auf deutschen Werften erbaut worden sein und in Europa deutsche Kohle bunkern.

Der 1857 in Bremen gegründete Norddeutsche Lloyd (NDL), der größte Rivale der Hapag, erhält als erster Subventionen. Der NDL stellt nicht nur große Überseedampfer in Dienst, die um die halbe Welt fahren, sondern auch eine Flotte kleinerer Schiffe, die ausschließlich in Ostasien verkehren. Um 1900 fahren zwischen Sumatra, Shanghai und Bangkok bereits 45 Dampfer unter Bremer Flagge.

Kein Reeder spannt den Staat schamloser für eigene Geschäftsinteressen ein als Adolph Woermann, Reeder, Präses der Hamburger Handelskammer und nationalliberaler Reichstagsabgeordneter. Dessen Firma hat 1868 in Kamerun eine Niederlassung gegründet und antichambriert in Berlin so lange, bis das afrikanische Land 1884 zum „deutschen Schutzgebiet“ und damit zu einer Art Protokolonie erklärt wird. Mit dieser staatlichen



Der schwimmende Riese ist der Stolz der Bremer, der bei seinem Stapellauf 1897 größte und schnellste Dampfer der Welt.

Mit dem Schiff hat die Ära der Superliner des Atlantiks begonnen. Der 197,7 Meter lange, 27000 PS starke, mehr als 14000 Bruttoregistertonnen große Dampfer ist der erste Liner mit vier Schornsteinen. (Die Ingenieure haben sie aus technischen Gründen vorgesehen: Schornsteine müssen Abgase und Ruß abführen und zugleich frische Luft zu den Kesseln leiten – eine Aufgabe, die bei diesem mächtigen Schiff nur vier Schloten erfüllen können. Schnell stellt sich zudem heraus, dass viele Auswanderer die Zuverlässigkeit der Schiffe anhand der Zahl ihrer Schornsteine beurteilen – je mehr Schornsteine, desto mehr Buchungen.)

Die Passagiere der 1. Klasse verbringen die Stunden an Bord im neobarocken Rauchsalon oder im stuckverzierten Damenzimmer. Langsam verschwindet die Silhouette des Dampfers am Horizont.

Doch nur anderthalb Stunden später löst sich von einem anderen Kai New Yorks die „Deutschland“ der Hapag. Ballins Superschiff ist erst ein paar Monate alt und hat eigentlich nur eine Funktion: den Bremer Rivalen zu übertreffen.

Die „Deutschland“ ist auf der Vulcan-Werft in Stettin gebaut worden, auf der auch die „Kaiser Wilhelm der Große“ entstand, mit der einzigen Vorgabe: Alles muss größer, stärker, mächtiger sein als beim Flaggschiff des NDL. Also wird der Riese 208,5 Meter lang, 16500 Bruttoregistertonnen groß und 34000 PS stark. 250 Mann Maschinenpersonal schaffen täglich 574 Tonnen Kohle in 16 Kessel; das reicht für 22,5 Knoten Geschwindigkeit, gut 40 km/h.

Die schmutzige Arbeit einige Decks unter ihnen ist für die Reisenden 1. Klasse unsichtbar. Johann G. Poppe, ein Bremer Architekt, der zum ersten professionellen Innendesigner von Dampfern geworden ist und für den NDL arbeitet, ist der Erfinder des „Dampferbarock“. Die „Kaiser Wilhelm der Große“ und ihre

Schwesterschiffe tragen mit Schnitzwerk, Marmor, Spiegeln und riesigen Skulpturen überladene, von Glasdomen überwölbte Speisesäle. Die Salons, die Kabinen, selbst die Treppenhäuser wirken, als hätte man sie aus einem Rokoko-Schloss aufs Meer gesetzt. (Was den nicht unwesentlichen Nachteil hat, dass diese geschwungene und verspielte Pracht bei vielen Reisenden die Neigung zur Seekrankheit erheblich verstärkt.)

Die Offiziere der „Deutschland“ und der „Kaiser Wilhelm der Große“ werden es später vehement leugnen, doch den Besatzungen und allen Passagieren an Bord beider Riesendampfer ist an diesem Septembertag klar: Ein Rennen hat begonnen. Nie zuvor haben sich vergleichbare Giganten auf dem Atlantik ein derartiges Duell geliefert.

Beide Liner haben schon das „Blaue Band“ gewonnen, den inoffiziellen, aber prestigeträchtigen Titel für die schnellste Atlantiküberquerung von Europa in die USA. Und nun fahren die Rivalen zum ersten Mal direkt gegeneinander...

Am Tag nach dem Ablegen in New York entdecken Matrosen der „Kaiser Wilhelm der Große“ achterlich am Horizont eine Rauchfahne. Die Heizer schaufeln bis zur Erschöpfung Kohlen unter die Kessel. Der Liner läuft mit voller Kraft, das Stampfen der riesigen Dreifach-Expansionsmaschinen lässt das Schiff erzittern. Die Passagiere diskutieren erregt, viele schließen Wetten ab. Und die Rauchfahne wird größer und größer.

Nach einigen Stunden ist klar, wer die Königin des Atlantiks ist: Die „Deutschland“ zieht langsam an der Rivalin vorbei.

Was für ein Triumph für Ballin und die Hapag! Sieben Jahre lang wird, mit einer kurzen Unterbrechung, der Liner das „Blaue Band“ halten, länger als jedes andere deutsche Schiff. Die Hapag-Flotte, gut zehn Jahre zuvor die Nummer 22 auf den Meeren, ist nun weit über 330000 Bruttoregistertonnen groß und damit die mit Abstand größte der Welt. (Der NDL verfügt über die drittgrößte Kapazität.) Hapags Aktienkapital beträgt 80 Millionen Mark, das Unternehmen schüttet zehn Prozent Dividende aus. Die nächsten Riesendampfer sind schon bei den Werften geordert, weitere Kapitalerhöhungen nur noch eine Frage der Zeit.



Der Kaiser, in Hassliebe der Seemacht Großbritannien verbunden und beseelt vom Drang, dem Deutschen Reich »Weltgeltung« zu verschaffen, fordert den Ausbau der Schlachtflotte. Immer wieder besucht er »seine« Schiffe – wie etwa, gemeinsam mit seinem Bruder Prinz Heinrich, 1897 die »Deutschland«

Nur ein Krieg könnte die weitere Expansion der Hapag jetzt noch stoppen.

Und genau der ist Ziel und Zweck der zweiten, der grauen Flotte des Kaisers...

DEUTSCHLANDS EINIGUNG ist von Bismarck durch Kriege erzwungen worden, doch eine Flotte war dazu nicht nötig. Entsprechend zurückhaltend sind Generäle und Politiker, wenn es um den in ihren Augen ebenso kostspieligen wie unnützen Bau von Kriegsschiffen geht – und erst recht die Reichstagsabgeordneten, die über den Etat abstimmen.

Der Kaiser fühlt sich in seinem Enthusiasmus, in seinem Streben nach einer mächtigen Flotte allein gelassen. Am 6. April 1891 lädt er einige höhere Seeoffiziere ins Kieler Schloss. Sie sollen ihm Vorschläge unterbreiten, denn „die Schweinerei muss aufhören“.

Einer nach dem anderen trägt dem Kaiser vor, doch was er an konfusem, widersprüchlichen, kleinsten Plänen hört, missfällt Wilhelm II. zutiefst. Da tritt, als Letzter, ein 42 Jahre alter Offizier auf, ein Mann mit kahlem Haupt und mächtigem Gabelbart, selbstbewusst bis zur Arroganz.

Der Offizier schlägt Atemraubendes vor. Deutschland solle eine komplett neue Kriegsmarine aufbauen, von keiner Flotte dieser Welt überboten, mit einem einzigen Ziel: dem Angriff, der „offenen Seeschlacht“. Gegen wen so eine Flotte nur sinnvoll eingesetzt werden kann, ist jedem Anwesenden sofort klar: Großbritannien.

Der Kaiser ist begeistert – und neun Monate darauf wird der Offizier zum Stabschef im Oberkommando der Marine ernannt, zum wichtigsten Planer der Flotte. Wieder, wie bei Ballin, protegiert der Kaiser einen bürgerlichen Niemand: Alfred Tirpitz.

TIRPITZ IST DAS DRITTE KIND eines Gerichtsassessors, eines kleinen preußischen Beamten in Küstrin. Alfred, ein schlechter Schüler, verlässt die Realschule mit 16 und bewirbt sich als Kadett bei der preußischen Marine, „hauptsächlich deshalb, weil dies auch ein Freund tut. Er besteht die Aufnahmeprüfung und hat beste Karriereaussichten – einige Zeit zuvor ist das einzige Schulschiff der

Marine untergegangen. Die Kadetten mehrerer Jahrgänge sind dabei umgekommen, sodass nun Nachwuchs fehlt.

Tirpitz – charmant, brillant, ehrgeizig – erlebt den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 als Unterleutnant auf dem Panzerschiff „König Wilhelm“, das gerade von einem Manöver bei den Azoren zurückkehrt, als die ersten Schüsse fallen. Der alte Koloss, mangels Werften seit Jahren nicht eingedockt, ist mit 60 Tonnen Muscheln bewachsen, was ihm nur noch eine Spitzengeschwindigkeit von zehn Knoten ermöglicht. Die einzige Munition an Bord: mit Erbsen gefüllte Übungsgranaten.

Als sich das Schiff an der französischen Küste glücklich vorbeigemogelt hat und vor Wilhelmshaven ankert (vor Wilhelmshaven, nicht im Hafen, denn in der unfertigen Schleuse des Kriegshafens weiden noch die Hammel), geht fortan die größte Bedrohung von deutschen Minen aus, die sich durch Stürme in der Nordsee losgerissen haben und eigene Schiffe versenken könnten. Schließlich gelingt es der Besatzung, das Schiff im Winter, kurz vor der drohenden Vereisung, in den notdürftig fertig gestellten Hafen zu bringen. Der Krieg ist für Tirpitz vorbei.

Welche kolossale Demütigung – zumal in einer Zeit, in der die Kameraden des Heeres Triumphe feiern!

Spätestens von diesem Zeitpunkt an träumt der junge Offizier von einer Flotte, die zur See ähnliche Siege zu erringen vermag wie das deutsche Heer an Land. Doch während dort Frankreich und Russland die potenziellen Gegner sind, kommt auf den Meeren vor allem Großbritannien als möglicher Feind in Frage – bis jetzt noch eine Nation, die Preußen und Deutschland freundlich gesinnt ist.

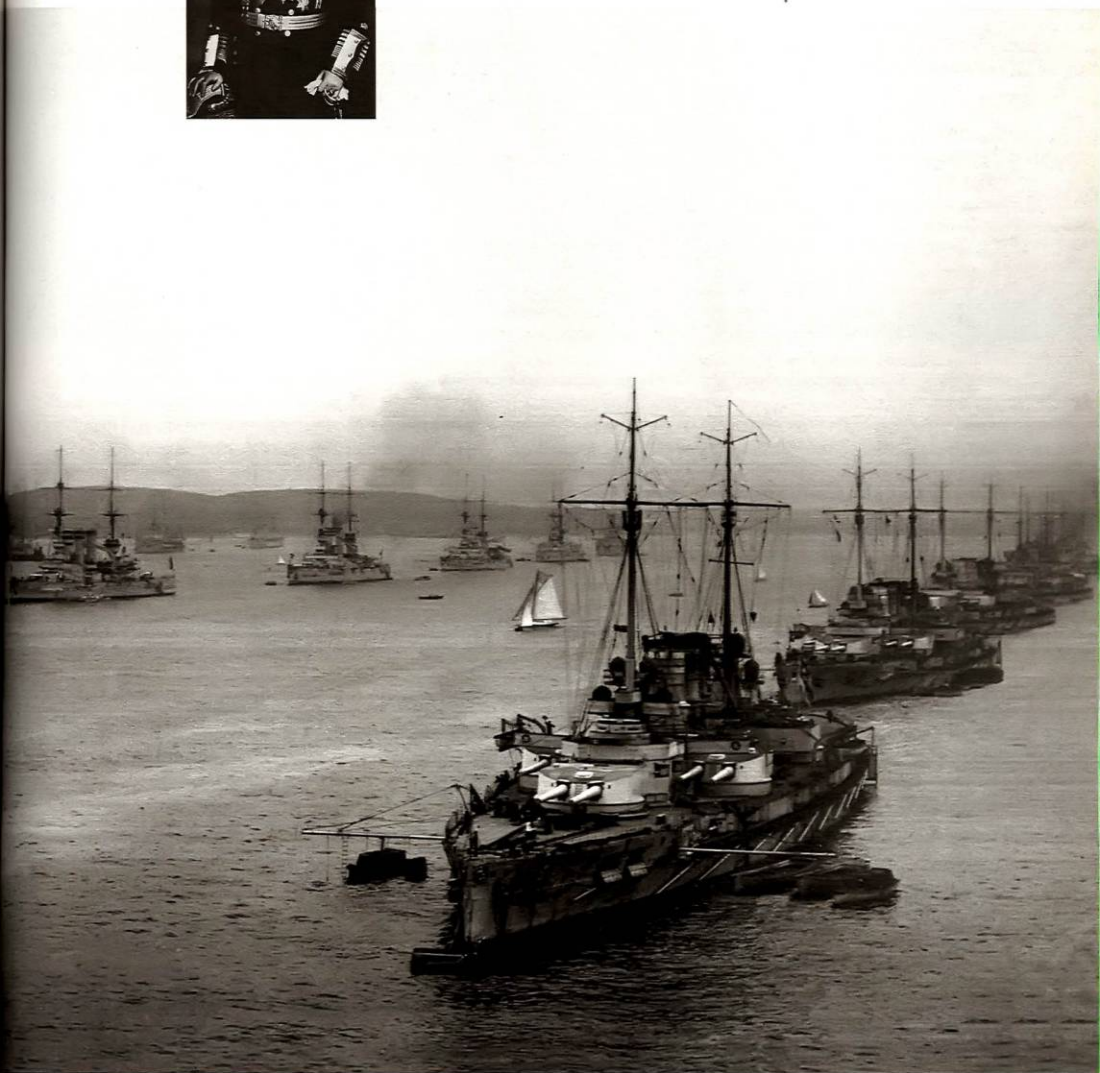
Tirpitz spricht mindestens ebenso gut Englisch wie Ballin, er kennt das Land von mehreren Reisen, seine beiden Töchter besuchen ein Mädchencollege auf der Insel. Und doch wird er nie vergessen, wie in Portsmouth die Offiziere der Royal Navy ihre deutschen Gegenüber „mit freundlicher Herablassung“ duldeten.

Schon Jahre bevor er dem Kaiser endlich vortragen kann, konzentriert sich Tirpitz auf den Kampf mit der Seemacht





Alfred von Tirpitz ist der Organisator der Marine und ein erfahrener politischer Taktiker. Dank seiner Lobbyarbeit gibt der Reichstag 1898 für insgesamt 65 Kampfschiffe – wie jene, die in Kiel ankern – 409 Millionen Mark frei. Bis 1914 wird der Admiral noch vier weitere Etaterhöhungen durchsetzen



Der 1895 eingeweihte Kaiser-Wilhelm-Kanal verkürzt auf den Hauptschiffahrtswegen die Wegstrecke zwischen Nord- und Ostsee um 85 Prozent. Damit lassen sich Kriegsschiffe schneller verlegen – etwa der Kreuzer »Weissenburg«, der sich 1900 von Kiel in Richtung China aufmacht. Für die Reedereien und Werften an der Ostseeküste erleichtert die neue Wasserstraße zudem den Zugang zum Weltmarkt



Nummer eins: Großbritannien. Die deutsche Schlachtflotte müsse, wie er später in einer Denkschrift formuliert, »zwischen Helgoland und der Themse ihre höchste Kriegsfähigkeit entfalten« – eine private Kriegserklärung ohne Ursache, Provokation oder Notwendigkeit.

Von 1892 an wird Tirpitz (der »böse Geist der deutschen Außenpolitik«, wie ihn ein Historiker später nennt) zum Prototyp des geschickten und skrupellosen Lobbyisten. Der Offizier, der in seiner über 50-jährigen Karriere nie einen scharfen Schuss in einem Seegefecht hört, schlägt seine Schlachten im Dickicht von Berlin; sein Hauptquartier liegt am Leipziger Platz 13, dem Sitz des Marine-Oberkommandos.

Die ersten Auseinandersetzungen steht Tirpitz innerhalb der Marine durch – gegen Offiziere, die lieber Kreuzer als Schlachtschiffe haben wollen, denn die sind leichter bewaffnet, haben aber eine größere Reichweite als Schlachtschiffe und können deshalb bis zu überseeischen Kolonien dampfen.

Der Kaiser persönlich hat Intrigen und Grabenkämpfe in »seiner« Marine institutionalisiert, hat 1889 die Leitung dreigeteilt: in ein Marine-Kabinett, das ihn beraten soll; in das Reichsmarineamt, dem Verwaltung, Erhalt und Versorgung

obliegen; und das Oberkommando, das für Ausbildung und Planung zuständig ist und die Flotte im Kriegsfall führen soll. Das zumindest ist die Theorie. Tatsächlich aber arbeiten die rivalisierenden Dienststellen oft aneinander vorbei, manchmal auch gegeneinander.

Tirpitz kennt sich im bürokratischen Dickicht gut aus. Er platziert vertraute Offiziere auf wichtigen Posten, lässt sich selbst, wenn er Konflikte mit Vorgesetzten nicht gewinnen kann, zeitweilig versetzen, zerstört die Karrieren von Männern, die andere Meinungen vertreten als er. Im Juni 1897, er wird zum Staatssekretär im Reichsmarineamt ernannt, hat er es geschafft: In der Marine gibt es niemanden mehr, der sich seinen Plänen in den Weg stellen könnte.

Gleichzeitig hat Tirpitz die Bedeutung der öffentlichen Meinung erkannt – auch darin, wie in so vielen Dingen. Ballin ähnlicher, als beiden wohl lieb ist. Wer irgendwann einmal Seeschlachten gewinnen will, der muss zunächst den Kampf ums Budget im Reichstag bestehen. Und wer im Reichstag siegen will, der muss zuvor das Volk auf seine Seite ziehen. Also installiert Tirpitz 1897 im Marineamt das »Nachrichtsbureau«, das Propaganda machen soll für Deutschlands schwimmende Wehr.

In dieser Abteilung werden Broschüren, Flugblätter und fertige Artikel verfasst, die an Zeitungen und die offizielle Nachrichtenagentur des Reiches verschickt werden. Abgesandte des Marineamtes halten öffentliche Vorträge, jüngere Offiziere besuchen Schulen, hohe Offiziere Politiker.

Tirpitz selbst sucht den alten Bismarck auf und kann ihn an einem langen Nachmittag 1897 zu einer wenigstens halbherzigen Unterstützung der Marineringung überreden. Andere Besuche gelten dem König von Sachsen, dem Prinzregenten von Bayern, den Großherzögen von Baden und Oldenburg, den Senatoren der Hansestädte.

Als ein Lebertran-Fabrikant, vom Marine-Enthusiasmus ergriffen, 1898 den Deutschen Flottenverein gründet, um im Volk für die Hochrüstung zur See zu werben, verweigern ihm Berliner Banken die Finanzierung. Daraufhin interveniert Friedrich Alfred Krupp (dessen Unternehmen Stahl und Geschütze für die zukünftigen Schlachtschiffe liefern soll) und schießt das Geld zu.

1914 hat der Flottenverein mit den ihm angeschlossenen Verbänden über eine Million Mitglieder, vor allem Kleinbürger. Mit ihm gewinnt Tirpitz einen lärmenden, rabiaten Verbündeten.

Als das Gesetz über die Größe der Kriegsflotte 1898 im Reichstag verhandelt wird, hat Tirpitz seine parlamentarischen Helfer geschickt in Stellung gebracht: Vor allem National- und manche Linksliberale, die auf die anschwellende Begeisterung im Bürgertum blicken und sich von Überseekolonien Profite erhoffen, stimmen für den von ihm vorgelegten Gesetzesentwurf. Auch das katholische Zentrum votiert als Zeichen seiner staatstragenden Rolle dafür.

Und so verabschiedet der Reichstag am 10. April 1898 das wohl erstaunlichste und monströseste Vorhaben des Kaiserreiches. Tirpitz, bis dahin Herr über einige altersschwache Panzerschiffe und ein paar leichte Kreuzer, will 17 Schlachtschiffe kommandieren, vier Küstenpanzerschiffe, sechs schwere und 16 leichte Kreuzer, dazu für die kolonialen Gewässer drei weitere schwere und zehn leichte Kreuzer. Und zwei Schlachtschiffe, drei schwere und vier leichte Kreuzer als „Reserve“. Insgesamt 65 Schiffe. Und das alles innerhalb der nächsten sechs Jahre.

409 Millionen Mark bewilligt der Reichstag dafür – und stimmt auch gleich seiner eigenen Entmachtung zu. Denn bis zu diesem Zeitpunkt ist jeder Etat, auch der des Militärs, Jahr für Jahr im Parlament neu festgelegt worden. Tirpitz hat seine Vorlage aber so formuliert, dass nach einer Dienstzeit zwischen 15 und 25 Jahren automatisch Ersatzschiffe gebaut werden.

Tirpitz nutzt die Gunst des Augenblicks: Nur zwei Jahre später präsentiert er dem Reichstag eine weitere Vorlage. Ziel: zwei zusätzliche Geschwader mit insgesamt 16 Schiffen zu bauen. Auch dieser Etat passiert das Parlament.

Im Jahr 1900 bekommt Tirpitz endlich die Flotte, von der er träumt – eine Flotte, viel zu groß zum Schutz der deutschen Küsten und viel zu kohlefressend zur Verteidigung der Kolonien in Afrika, China oder im Pazifik.

Ihr einziges Ziel: Großbritannien.

BLOHM & VOSS IST WIEDER DABEL. Kurz nach Verabschiedung der ersten Flottenvorlage erhält die Hamburger Werft den Auftrag zum Bau eines der bis dahin mächtigsten Schlachtschiffe der

Welt: Die „Kaiser Karl der Große“ läuft am 9. Januar 1902 aus. Ein grauer Koloss, über 125 Meter lang, 13 658 PS, 17,5 Knoten, vier 24-cm- und 42 kleinere Geschütze.

Dennoch ist die Marine nicht ganz zufrieden: „Für die nicht entschuldigte Lieferungsverzögerung von 7 1/2 Wochen ist die Preisermäßigung gemäß § 21,1 des Bauvertrages mit 7 x 5000 M = 35 000 M fällig“, schreibt ein Offizier des Reichsmarineamtes. Und lässt die Summe „gelegentlich der Anweisung zur Zahlung der Schlussrate zur Einziehung gelangen“.

Die Werft bemüht sich dennoch um weitere Flottenaufträge. Die Herren Blohm und Voss persönlich schreiben Gesuche ans Marineamt. Schließlich haben sie für das Schlachtschiff extra die Dockanlagen erweitert und die Kräne verstärkt. Die neuen Anlagen müssen ausgelastet werden. So entfaltet sich auch hier, ähnlich wie im Parlament, eine Dynamik, die hindrängt zu einer größeren und immer noch größeren Flotte.

Tirpitz und seine Mitstreiter haben längst die innenpolitische Bedeutung des Flottenbaus erkannt. Etwa mit Blick auf die Arbeiterschaft können die riesigen Schiffe, anders als etwa eine Kompanie Infanteristen, doch Stolz, Patriotismus, Loyalität auslösen, also alle Menschen gefühlsmäßig enger ans Kaiserreich binden. (Auch da ist er sich mit Ballin einig, der Arbeitskämpfe notfalls mit englischen Streikbrechern zerschlägt und Sozialdemokraten, Konservative und Klerikale gleichermaßen verachtet: „Die Republikaner sind mir widerlich.“)

Zudem müssen all die Schlachtschiffe gebaut, bemannt, gewartet werden: Das Tirpitzsche Flottenprogramm ist eine gigantische Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für mehrere 10 000 Mann.

Davon profitiert auch das Bürgertum. Die Flottenbegeisterung birgt für die Söhne von Ladenbesitzern und Notaren, von Händlern und Lehrern zuvor unvorstellbare Karrierechancen. Das Heer ist notorisch dünnköpfig – fast alle höheren Offiziersstellen sind noch immer mit Adligen besetzt. Die Marine aber, neu und ohne Traditionen, öffnet sich dem Mittelstand.

1910, als die Flotte langsam Realität wird, entstammen zwei Drittel aller See-

offiziere dem Bürgertum. Ein Kapitän zur See verdient im letzten Friedensjahr 17 000 Mark im Jahr, mehr als das Anderthalbfache dessen, was Ballin anfangs bei der Hapag gezahlt worden ist. (Was nicht heißt, dass nicht auch die Handels-schiffahrt Karrieren für Bürgerliche und Arbeiter bietet: 1913 kann ein Kapitän der Hapag bis zu 8000 Mark per anno verdienen, ein Oberkoch auf einem Luxusdampfer 6000, ein Heizer noch 1200 – der Durchschnittslohn eines Arbeiters beträgt 1163 Mark.)

Auch Tirpitz erlebt das Ideal der bürgerlichen Karriere im wilhelminischen Reich: Der Assessorensohn wird Admiral, Berater des Kaisers und, am 1. Januar 1900, in den Adelsstand erhoben.

Das ist die eigentliche Ursache dafür, dass der Tirpitzsche Traum der Riesenflotte in Erfüllung geht: Sie bietet Prestige und Karrieren fürs Bürgertum – jener Schicht, die das Kaiserreich wirtschaftlich trägt, politisch aber weitgehend ausgeschlossen bleibt. Hier kann der Bürger sogar dem Adel befehlen.

Als ein junger Adelspross, im Vertrauen auf seinen guten Namen, Tirpitz einmal auf seine Karrieremöglichkeiten anspricht, blickt dieser ihn an und entgegnet: „Sie haben ziemlich weiße Hände für jemanden, der einen Kreuzer kommandieren will.“ Wo sonst hätte sich ein Beamtensohn so etwas gegenüber einem Adligen herausnehmen können?

Doch der Traum des Bürgertums wird zum Albtraum der Diplomaten.

GROSSBRITANNIEN SIEHT nicht tatenlos zu, wie seine Vormacht zur See herausgefordert wird – und das ist der fatale Irrtum der deutschen Marineleitung. Tirpitz unterschätzt die wirtschaftlichen, technischen und diplomatischen Möglichkeiten Londons.

Die Royal Navy rüstet ebenfalls auf. Die Kosten zahlt der britische Steuerzahler durch direkte Abgaben von seinem Lohn. Im Deutschen Reich dagegen sind die konservativen Junker vehement gegen die Einführung der Einkommensteuer. Deshalb muss die Flotte – wie auch das immer stärker hochgerüstete Heer – aus indirekten Abgaben, etwa auf Sekt und Tabak, finanziert werden. Das aber reicht nicht. Das Reich beginnt, sich zu ver-

schulden. 1908 bereits beträgt das Haushaltsdefizit eine halbe Milliarde Mark.

Dann sticht 1906 in England die „Dreadnought“ in See, ein revolutionäres neues Schlachtschiff mit überlegener Panzerung und Bewaffnung. Mit einem Schlag sind alle bisherigen schwimmenden Festungen veraltet, selbst jene, die noch auf den Werften fertig gebaut werden. Die Hunderte von Millionen Mark teure Tirpitzsche Flotte ist – wertlos.

Der deutsche Admiral reagiert sofort und peitscht 1906 eine dritte, 1908 eine vierte und 1912 eine fünfte Flottenvorlage durch das Parlament: Das Reich wird ebenfalls Schiffe der Dreadnought-Klasse bauen, um die Hälfte teurer als die bisherigen Typen. Das maritime Wettrennen gerät gänzlich außer Kontrolle: Zeitweise investiert Deutschland, obwohl es ein riesiges Heer hat, mehr als die Hälfte seiner Militärausgaben in die Flotte. Und doch bleibt Großbritannien stets um ein paar Schiffe überlegen.

Zudem suchen sich die Briten neue Verbündete. Eine Entdeckung, die aber weder Tirpitz noch die höchsten Politiker in Berlin sonderlich ernst nehmen. 1903 verkündet Reichskanzler von Bülow, man könne Londons diplomatische Ouverturen „gar nicht pomadig genug nehmen“.

Umso größer der Schock, als sich London mit den alten Rivalen Frankreich und Russland verständigt. Für die Flotten bedeutet dies, dass die Royal Navy viele Einheiten aus dem Mittelmeer abziehen kann (das fortan von den Franzosen überwacht wird), um sie nahe der deutschen Hochseeflotte zu stationieren.

Spätestens um 1910 ist klar, dass der Tirpitzsche Plan einer den Briten gleichwertigen Flotte gescheitert ist. Doch niemand reißt das Steuer herum.

In der Marine hat der Admiral längst alle Kritiker mundtot gemacht. Der Kaiser ist begeistert von „seinen“ Schiffen. Der Flottenverein agitiert. Die Bürger machen auf den Schiffen Karriere. Und die Werften, die Waffenschmieden, die Stahlkocher, die Kohlezechen: Alle profitieren von den schwimmenden Festungen.

ZU DEN WENIGEN Mahnern gehört Albert Ballin. Der ist zwar patriotisch und kaisertreu, aber er weiß, dass ein Seekrieg mit Großbritannien Deutschlands Han-

delsschiffahrt schlagartig beenden würde. Die unbewaffneten Dampfer würden von der überlegenen Royal Navy auf offener See gestellt, oder sie müssten sich in Häfen verstecken. Die Hapag, sein Lebenswerk, wäre ruiniert.

Spätestens ab 1909 ist Ballin krank vor Sorgen. Magen- und Nervenprobleme plagen ihn, er schluckt in großen Mengen Bromwasser und Veronal. Immer wieder reist er nach London – mal im Auftrag des Kaisers, mal auf eigene Initiative – und konferiert dort mit dem Außenminister und einflussreichen Bankiers. Noch zwei Wochen vor Kriegsbeginn trifft er Winston Churchill, den Ersten Lord der Admiralität.

Die Briten zeigen sich durchaus bereit, das ruinöse Wettrennen zu beenden. Doch in Berlin hintertreibt Tirpitz jeden möglichen Kompromiss. Er will seine Flotte haben, und sei es um den Preis eines Weltkrieges. Für den „Flaumacher“ Ballin hat er nur Verachtung.

Und der Kaiser?

Was Wilhelm II. von Ratgebern – ob Ballin oder anderen – hält, verrät eine Notiz aus seiner Hand neben einem diplomatischen Schriftstück: „In Meiner Praxis werde Ich Mich aber für später nur auf Gott und Mein scharfes Schwert verlassen und berufen! Und scheiße auf die ganzen Beschlüsse!“

Im August 1914, als Deutschland euphorisch in die Völkerschlacht taumelt (siehe Seite 168), gesteht Ballin resigniert: „Ein Verbrechen. Der dümmste und blutigste Krieg, den die Weltgeschichte gesehen hat.“

20 MODERNE SCHLACHTSCHIFFE und vier Schlachtkreuzer der Royal Navy liegen im Sommer 1914 in der Basis Scapa Flow auf den Orkney-Inseln. In Wilhelmshaven, kaum zwei Tagesfahrten entfernt, dümpeln 13 deutsche Schlachtschiffe und drei Schlachtkreuzer.

Und nichts geschieht.

Einmal, 1916, treffen sich die beiden Flotten zur unentschiedenen Seeschlacht vom Skagerrak, ansonsten liegt vor allem die Tirpitzsche Flotte die meiste Zeit untätig im Hafen. Zu groß ist die Sorge des Kaisers, seine teuren Schiffe könnten Schaden nehmen. Die einzige Aufgabe, für die diese Armada je gebaut worden ist

– die große Entscheidungsschlacht –, wird nie in die Tat umgesetzt. Die Flotte ist völlig nutzlos.

Und im Oktober und November 1918 sind es dann ausgerechnet die Matrosen der Schlachtschiffe, die meutern, die rote Flagge hissen und die Revolution nach Deutschland tragen.

Da ist Tirpitz schon entmachtet. 1916 wird der Admiral, der sich schon zu dieser Zeit energisch für den uneingeschränkten U-Boot-Krieg einsetzt, vom Kaiser zum Rücktritt gezwungen. Nach Kriegsende schreibt er seine Memoiren, zieht für die rechtsextreme DNVP in den Reichstag ein und stirbt 1930 in Bayern, weitab vom Meer.

Albert Ballin aber will nicht mehr leben. Das Kaiserreich ist dahin, die Hapag ruiniert. Während sich der Herrscher und sein Hof, die Prinzen, die Herren Offiziere ins Exil oder Privatleben davonmachen, bleibt der von vielen von ihnen verachtete „Krämer“ und „jüdische Parvenü“ in seinem Büro, bis dort die roten Fahnen wehen.

Am 9. November 1918, wenige Stunden, bevor sein Kaiser für immer in die Niederlande flieht, nimmt er Gift und stirbt.

*

Selbstverständlich sind später Schiffe nach den zwei größten Flottenbauern benannt worden. Die „Tirpitz“ wird 1939 eines der beiden mächtigsten Schlachtschiffe, die Nazi-Deutschland je vom Stapel lässt. Ein kongenialer Name – denn auch diese schwimmende Festung ist wie die wilhelminische Wunschflotte: gigantisch und nahezu wirkungslos. 1944 wird das Schlachtschiff von britischen Bombern versenkt, nachdem es sich die meiste Zeit in norwegischen Fjorden versteckt hat.

1923, nach mühsamem Nachkriegsaufbau, schickt die Hapag ihren ersten Luxusdampfer über den Atlantik und tauf ihn „Albert Ballin“. 1935 aber muss der Liner in „Hansa“ umbenannt werden – NS-Funktionäre hatten sich beim Direktor der Reederei über den „Passagierdampfer mit jüdischem Namen“ beschwert. □

Der Historiker und GEO-Redakteur Cay Rademacher, 38, hat das Konzept dieses Heftes zu großen Teilen erarbeitet.

Sag mir, wo die Männer sind?

Europa im Ersten Weltkrieg – Großer Sonderteil in P.M. History.



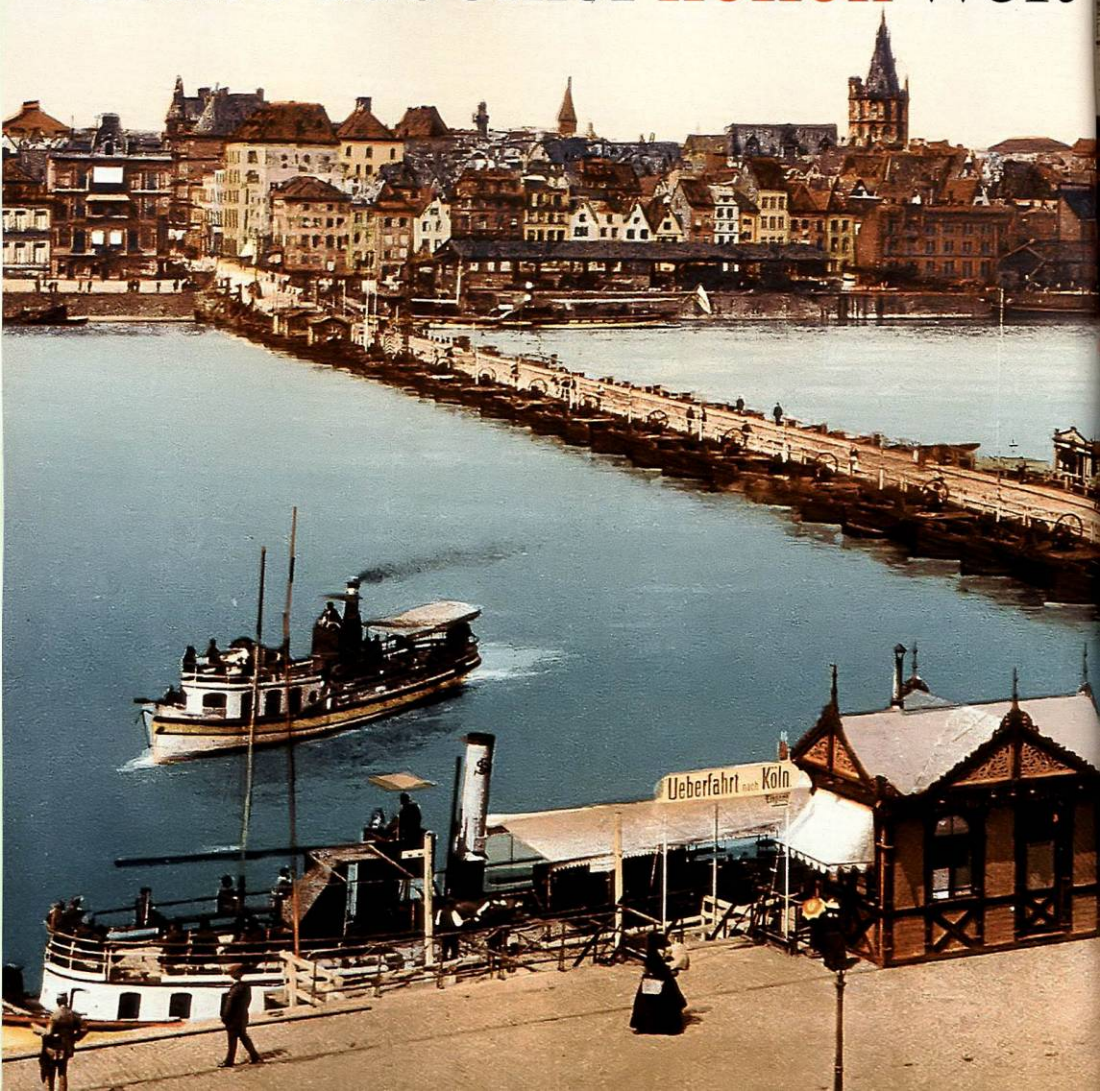
Weitere Themen in diesem Heft: Die Gründerväter Roms – von Aeneas, Romulus und den Horatiern • War es Mord? Spekulationen zum Tod von König Ludwig II. • Bunte Götter: Griechische und römische Statuen in neuer Farbenpracht • Das Schlitzohr: Wie der brave Soldat Josef Schwejk den Krieg überlebte.

www.p-m-history.de

Gut zu wissen.

Noch um die Jahrhundertwende überbrückt eine Kahnreihe den Rhein am Kölner Dom, und mittelalterliche Bauten prägen weithin die Innenstädte des Deutschen Reiches. Ansichtskarten aus jenen Tagen – ein Massenmedium der Kaiserzeit – erinnern an ein heimeliges Deutschland, das in den Weltkriegen dann verloren ging

Grüße aus einer **heilen** Welt







Symbol des ländlichen Idylls:
ein Schwarzwaldhaus im Jahre 1898



Der Spreewald 1902 – beliebtes Refugium der Hauptstädter



Mittelalterliche Handelsstadt: Bacharach am Rhein

Die ersten, ab 1870 verschickten Postkarten spiegeln ein noch bäuerlich geprägtes Deutschland wider: Fast zwei Drittel der Bevölkerung lebt auf dem Dorf, und auf den Feldern wird 50 Prozent der Wirtschaftsleistung erbracht. Nur 30 Jahre später ist die Landbevölkerung bereits eine romantisch verklärte Minderheit

Den Stuttgarter Marktplatz,
dessen Geschichte bis zum Jahr
1304 zurückreicht, umringen
1897 noch stattliche Patrizier-
häuser aus dem 16. Jahrhundert.
Kein Einziges davon übersteht
den Zweiten Weltkrieg. Nur die
Stiftskirche (hinten rechts) wird
1958 wieder aufgebaut







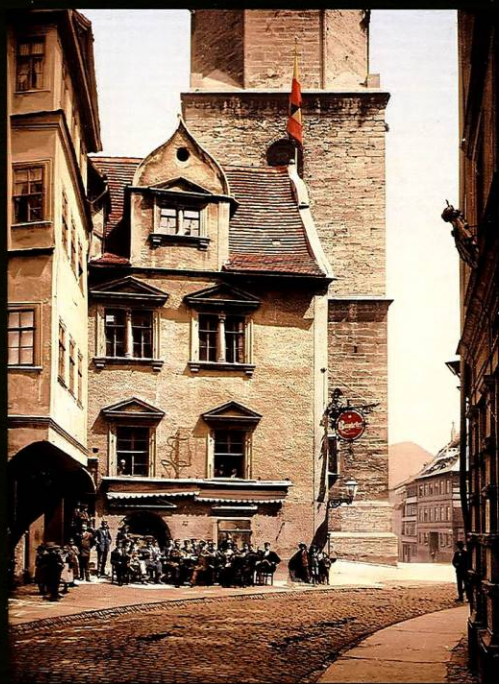
Von Barock und Renaissance geprägt: der 1905 eingeweihte Neubau des Berliner Doms

In den wuchernden Großstädten erwacht die Sehnsucht nach einer historischen Identität: Bildungsbürger begeistern sich für Wagner-Opern und Volksepen, Architekten greifen Elemente aus Barock, Renaissance und Gotik wieder auf – und mischen sie in manchen Bauten mit kühler Ästhetik aus Stahl und Beton

**Kathedrale der Moderne:
der Dresdner Hauptbahnhof**



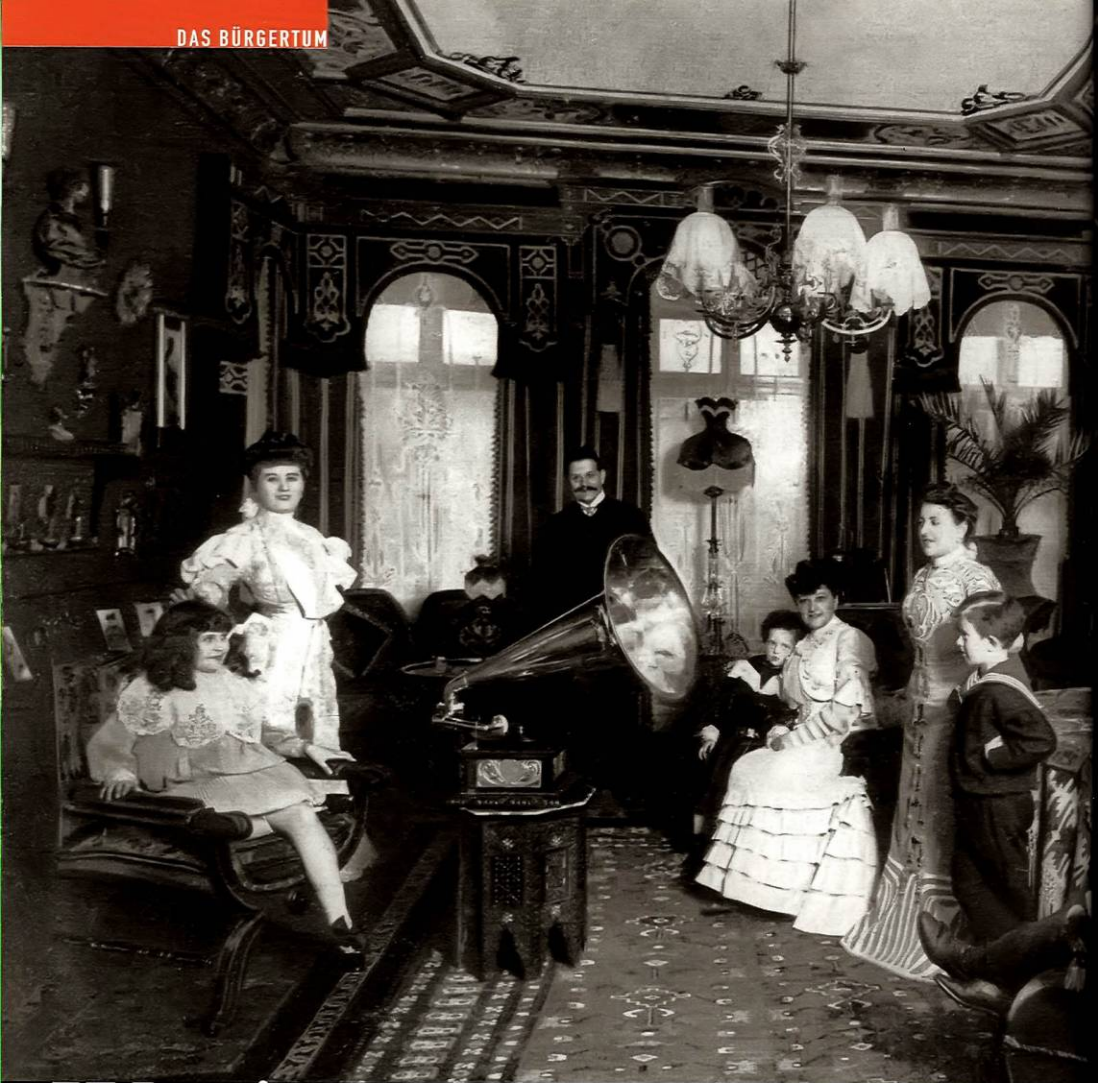
**Jena 1896: Burschenschaftler
in der Altstadt**





Kiel entwickelt sich unter Wilhelm II. zu einem der wichtigsten Kriegsmarinehäfen der Welt: 1895 darf das staunende Volk auf der »Kieler Woche« einige der neuen Schlachtkreuzer bewundern – und zudem die Eröffnung des »Kaiser-Wilhelm-Kanals« feiern, der den Seeweg zwischen Nord- und Ostsee um mehr als 700 Kilometer verkürzt □





Wer immer strebend sich

Prunkvolle Inneneinrichtung, tadellose Körperhaltung, repräsentative Familie:

Das Bürgertum müht sich stets um Status und Ansehen. So auch die Kaufmannsdynastie

Mann aus Lübeck. Aber 1901 veröffentlicht Sohn Thomas Mann seinen Roman

»Buddenbrooks« – und zeigt darin Abgründe hinter herrschaftlichen Fassaden



bemüht

VON GABRIELE RIEDLE

Wenn nun doch alles vergeblich ist? Wenn der Abstieg jederzeit drohen kann. Wenn die Anstrengungen nichts mehr nützen. Die Selbstdisziplin. Die Tüchtigkeit. Wie schnell das gehen kann! Noch schneller als der Aufstieg.

Nehmen wir die Familie Mann aus Lübeck. Sie hatte es doch schon geschafft. Hatte etwas gewagt, das Schicksal in die eigene Hand genommen, der erste von ihnen war am Ende des 18. Jahrhunderts aus Rostock nach Lübeck gekommen und hatte hier ein Handelshaus gegründet: „Johann Siegmund Mann, Commissions- und Speditionsgeschäfte“, bald eine erste Adresse im internationalen Getreidehandel.

Übernimmt die Verantwortung für dich selbst, mach etwas aus deinem Leben, entfalte deine Persönlichkeit und deine Individualität, hatten die Aufklärer gerade erst gerufen – und die Familie Mann und all die anderen selbstbewussten und fortschrittswilligen Bürger waren an die Arbeit gegangen. Manche hatten sich irgendwann kunstvoll bestickte Deckchen in die Wohnungen gehängt mit der Selbstverwirklichungsformel des angebrochenen bürgerli-

chen Zeitalters: „Jeder ist seines Glückes Schmied.“

Fast jeder. Nicht dass die Verheißungen und Verpflichtungen der Aufklärung für alle gegolten hatten. Nicht dass die Ständegesellschaft plötzlich abgeschafft gewesen war. Noch immer regierten Fürsten und Könige, und der Rest des Adels saß fest auf seinen Schlössern und Gütern, eingemauert in die Geschichte und in die Herkunft, eingehüllt in die Gewissheit der ewigen Kontinuität der eigenen Genealogie. Es kämpften die Bauern in ihren Dörfern ums Überleben, um den Fortbestand dessen, was ihnen in der Vergangenheit gegeben worden war. Und in den toten Winkeln der Städte verharrte hungrig das allmählich entstehende Proletariat in der drückenden Gegenwart der Tagelöhnerei.

Für die Bürger jedoch, für die Händler, die Kaufleute, die Handwerker, die Beamten, die Gelehrten in den Städten, waren, trotz gewisser



Mitte 20 ist Thomas Mann, als die Erstausgabe der »Buddenbrooks« erscheint. In dem Roman mit dem Untertitel »Verfall einer Familie« verarbeitet er auch die Geschichte der Manns



Beschränkungen durch die überlieferte Ordnung, in der ersten Hälfte dieses 19. Jahrhunderts das Leben und die Zeit in Fluss geraten, und die Zukunft hatte begonnen. Die Entdeckung der Dampfkraft hatte Produktion und Handel entscheidende Impulse gegeben, die Aufklärung dem Denken eine neue Richtung. In den erfolgreichen Stadtbürgern entwickelte sich das Bewusstsein der eigenen Stärke – so nannten sie sich selbst jetzt stolz: „Bürgertum“.

Und dieses Bürgertum, das sich sozusagen selbst erschaffen hatte, sollte fortan Bildung, Wissenschaft, Sozialleben, Kultur durch seine Wertvorstellungen prägen – und, so weit nur irgend möglich, auch die Politik und die Rechtsordnung. Vor allem aber die Wirtschaft und die neuen industriellen Produktionsformen, kurz: den Kapitalismus. Karl Marx hat später die historische Modernisierungsmission des Bürgertums euphorisch gelobt.

Viele halten Manns Buch für einen Schlüsselroman

Gleichzeitig wurden die Plätze innerhalb der Bürgergesellschaft nun immer wieder neu verteilt. Man musste sich nur immer strebend recht bemühen und frischen Mutes zugreifen. Dann konnte jeder Bürger etwas Besseres werden. Reicher. Mächtiger. Klüger. Oder womöglich eben auch etwas Schlechteres. Was Gott, falls es ihn trotz der Aufklärung noch gab, verhüten mochte.

Denn alles war möglich, Aufstieg, Abstieg, Familien, die wie die Manns in einer Generation noch fast mit nichts angefangen hatten, konnten in der nächsten schon Großhändler, Konsuln, Senatoren sein – und in der übernächsten alles verlieren.

Glanzvolle Zeiten, unsichere Zeiten. „Wie gewonnen, so zerronnen“: Noch so ein beliebter Sinnspruch – den Zeitgenossen zur Mahnung auf dem abschüssigen Gelände einer allzu beweglich gewordenen sozialen Ordnung.

Noch gehörte die Familie Mann zu den Gewinnern. Sie wurde tatsächlich etwas Besseres. Erst reich. Dann mächtig. Dann klug. Und wie um dieses selbst geschmiedete Glück zu beschweren, damit es nicht wieder wegrutschen konnte, saßen ihre Mitglieder schließlich mitten in Lübeck in massigen Häusern und wuchtigen Möbeln und verzehrten mächtige Menüs, die tagelang im Magen lagen.

Man war über die Jahre unaufhaltsam aufgestiegen. Inzwischen war die Familie, wie sie, der eigenen Position sicher, sagen durfte, „alteingesessen“. Jetzt konnte, durfte, sollte nicht mehr viel passieren – anhaltende Tüchtigkeit vorausgesetzt.

Aber die Männer fingen an, über sich selbst nachzudenken – auch das hatten sie von den Aufklärern gelernt. Und so ist 1891 plötzlich alles vorbei.

KURZ VOR DER Jahrhundertwende sitzt Paul Thomas Mann, jener Sohn des Hauses, auf dem einmal die Zukunftserwartungen der Familie ge ruht haben, nicht im Kontor der Firma seiner Väter über Rechnungen und Aufträgen, sondern über einem Romanmanuskript mit dem Arbeitstitel „Abwärts“.

Dabei hätte doch auch er aufwärts streben und ebenfalls Kaufmann werden sollen. Großkaufmann wie der Vater. Senator Thomas Johann Heinrich Mann, wie der Vater des Vaters, Konsul Johann Siegmund Mann jun., und wie dessen Vater, Johann Siegmund Mann sen., Gründer des gleichnamigen Handelshauses: der Ahnherr dieser bürgerlichen Kopie dynastischer Erbfolge, die wenig-



Repräsentation im Stil der Zeit: Das Bürgerhaus in der Lübecker Mengstraße mit dem aufwendig drapierten Salon in der Beletage ist Stammsitz der Manns – und Vorbild für das der Buddenbrooks



tens den Anschein der Kontinuität und Sicherheit der Adelshäuser versprach.

So hatten sich die Vornamen fortgepflanzt, die Aufgaben, die Bestimmung, die Firma. Goldene Fesseln, unabweisbarer Schutz der über hundertjährigen Familientradition. Aber Paul Thomas Mann hat sie längst zerschnitten, zerstört, zerdacht, zerschrieben: aus.

Er ist Schriftsteller geworden, wie zuvor schon sein älterer Bruder Luis Heinrich, die Firma hat aufgehört zu existieren und auch der strenge, rationale Patriziergeist, der sie getragen hatte.

Noch immer sieht Thomas Mann aus, als wäre nichts geschehen. Er ist kaum 25 Jahre alt, ein Foto wird gemacht, in München, wo er, in maximaler Entfernung zur Stadt seiner Väter, um die Jahrhundertwerte lebt: ernster Blick, aufrechte Haltung, dunkler Anzug, eleganter Hut, steifer Kragen, sorgfältig getrimmter Schnurrbart. Äußerlich ist er ganz Bürger nach wie vor, kein Bohemien, kein Libertin, kein Salonrevolutionär wie mancher seiner schreibenden Kollegen. Aber einer wie seine Väter wird er dennoch nicht mehr werden.

Im Herbst 1901 erscheint der fertige Roman. „Buddenbrooks – Verfall einer Familie“ heißt er jetzt. Es ist auch die Geschichte des Verfalls der Familie Mann. So zeigt sich der hochgeschlossene Bürgersohn Thomas Mann als Entkleidungskünstler. Als Porträtist der nackten Seelen des Großbürgertums. Seiner eigenen, derer seiner Familie, derer der Mitbürger seiner Heimatstadt.

Eine beispiellose und ganz und gar unbürgerliche Indiskretion. So weit ist es gekom-

men mit dem Bürgertum, dem vor allem eines wichtig ist: „die Dehors zu wahren“, wie Thomas Mann selbst immer wieder schreibt, den äußerlichen Anschein. Nein, man ist nicht sehr amüsiert in diesem Herbst in Lübeck, wo selbst die kleinbürgerlichen Buchhändler noch so diskret sind, dass sie die dickleibige zweibändige Erstausgabe lieber unter dem Ladentisch verkaufen. Die „Buddenbrooks“ als Bückware – aber Schlüssel- listen, wer von den weit über 400 Figuren wer ist im Roman und im wirklichen Leben, werden dennoch gleich mitgeliefert.

Allen voran und unschwer zu erkennen, Firmengründer Johann Siegmund Mann sen. als Firmengründer Johann Buddenbrook sen.; Konsul Johann Siegmund Mann jun. als Konsul Jean Buddenbrook; Senator Thomas Johann Heinrich Mann als Senator Thomas Buddenbrook,

letzter Prinzipal der Firma; schließlich Thomas Paul Mann, jetzt Schriftsteller und für das Geschäftsleben bereits von Kindheit an verloren, als sensibler und künstlerisch begabter Hanno Buddenbrook, der halbwüchsig verstirbt.

Die Buddenbrooks. Die Manns. Ein paar zeitliche Verschiebungen, ein paar personelle Vertauschungen, ein paar Verdichtungen – die Unterschiede zwischen Dichtung und Wahrheit sind vor allem ästhetischer, kompositorischer Art. Aber Verfall bleibt Verfall. Und jetzt ist es ein Schiffbruch mit Zuschauern; das bürgerliche Lese- publikum mag sich daran ergötzen mit wohligem Schaudern.

Denn es ist auch sein möglicher Verfall, seine Gefährdung, sein innerer Widerspruch, der hier geschildert wird: Nun kann die Stadt und alle Welt die Geschichte einer Familie lesen, die von Gewandtschneidern im Meck-



Eigentlich ist für Heinrich (l.) und Thomas Mann – hier mit ihren Schwestern – eine Karriere in der väterlichen Firma vorgezeichnet. Aber beide werden Schriftsteller

Bürger – Geschichte einer Emanzipation

Die ersten Bürger werden im Mittelalter registriert. Die „burgaere“ genannten Stadtbürger sind im Gegensatz zum großen Teil der ländlichen Bevölkerung frei und haben das Recht zur Mitwirkung an der kommunalen Selbstverwaltung, sofern sie ein Haus in ihrer Gemeinde besitzen. Das Bürgerrecht wird von Generation zu Generation vererbt.

Die städtische Wirtschaft ist damals noch weitgehend von Gilden oder Zünften geprägt: Jeder, der ein Gewerbe betreiben will, muss Mitglied in einer dieser Organisationen sein. So schützen sich die Handwerker und Händler vor unerwünschter Konkurrenz, verhindern andererseits aber auch die Entstehung großer Gewerbebetriebe.

Im 18. und 19. Jahrhundert entwickelt sich neben dem noch immer mittelalterlich geprägten Stadtbürgertum das moderne Bürgertum – in zwei Formen: **Bildungsbürger** sind seit dem 18. Jahrhundert zunächst vor allem akademisch gebildete Beamte, die im Auftrag absolutistischer Herrscher die Rechts- und Steuersysteme der deutschen Staaten reformieren. Später gehören dazu auch Professoren, Gymnasiallehrer sowie Angehörige freier Berufe, etwa Anwälte.

Zur zweiten Gruppe, den **Wirtschaftsbürgern**, zählen Manufakturbesitzer und

lenburgischen abstammt, zu höchsten Kaufmannslehren in Lübeck gelangt und schließlich dennoch liquidieren muss (1891 im wirklichen Leben, 1875 im Roman), nachdem der letzte der Kaufleute in der Familie gestorben und von der nächsten, der fünften Generation nichts mehr zu erwarten ist. Nennen wir diese Familie also nicht mehr die Manns, sondern die Buddenbrooks.

Und Thomas Mann beschreibt, wie dieser Verfall vor sich geht. Mitten in einer Epoche voll frenetischer Begeisterung für Technik und Fortschritt, hektischer wirtschaftlicher Aktivität und panisch ausgestellter Prosperität. Erfolg!, Erfolg!, Erfolg! – die Lust der frühen Jahre ist zum Zwang geworden, wie lässt sich so etwas durchhalten?

Dunkle Ahnungen, Endzeitgefühle machen sich breit, kriechen in die Eingeweide der Empfindlicheren unter den Bürgern und in die Gehirne der Philosophen – und denen wird der Begriff „Décadence“ zum Schlüsselwort des sterbenden Jahrhunderts.

Auf eine diffuse Weise ist nichts mehr wirklich. Echt. Verlässlich. Dauerhaft. Sinnig. Übrig ist nur das zweifelhafte

Bestreben, die „Hinfälligkeit mit allen Mitteln zu verstecken“, wie Thomas Mann schreibt.

Gewiss: die Familie! Die ist doch echt! Eine trotzigste Behauptung, der Bürger letzte Wahrheit, Sinn des Lebens, Ersatz für die schwindenden Gewissheiten der Religion, ein „heiliges Naturverhältnis“, wie Meyers Lexikon von 1867 versichert. Die öffentliche Herabwürdigung der Ehe, etwa durch gewisse vorwitzige Frauenrechtlerinnen, kommt einer Gotteslästerung gleich und wird strafrechtlich verfolgt.

Man liebt sich doch, man hält zusammen, beschützt einander gegen den Rest der Welt. Gefühle statt Zweckhaftigkeit, nichts Schöneres auf dieser Erde als dieser letzte, dieser unantastbare Rückzugsort: „Trautes Heim. Glück allein.“ Hier ist der Mensch ganz Mensch, das aufgeklärte Individuum ganz es selbst – so soll es sein. Amen, die Bürger glauben fest daran.

Mag die Welt dort draußen noch so unübersichtlich geworden sein – die Politik!, die Wirtschaft!, die Klassengesellschaft! Die Familienwelt jedoch hat Festigkeit, Ordnung, Struktur, hier gibt es



Während der Existenzkampf immer härter wird, triumphiert in der häuslichen Gegenwelt theatralischer Kitsch

keine Plätze, die ständig neu verteilt werden, die Rollen sind von Anfang an auf Ewigkeit festgelegt.

Und wer nicht in seine Rolle passt, wird passend gemacht – für jene mehrfach lebenslängliche, Generationen übergreifende Inszenierung, die man bürgerliche Familie nennt.

Wer wollte es wagen, etwa Konsul Johann Buddenbrook, dem Familienoberhaupt und „alleinigen Inhaber der Firma“, auch nur zu widersprechen? Frauen etwa? Kinder gar? Der aufgeklärte Bürger geriert sich in seinem kleinen, privaten Reich zu Hause als absolutistischer Herrscher.

Er gibt, er nimmt. Schutz, sittliche Bildung, Erhaltung der Existenz, finanzielle Versorgung, Mitgift, Abfindungen, Erbschaften im Tausch gegen freiwilligen Gehorsam und „mehr ängstliche Ehrfurcht als Zärtlichkeit“, wie Thomas Mann die Buddenbrooksche Tochter sagen lässt. Und der Wille des Vaters, der gleichzeitig die Firma ist, geschehe. Auch über die Kindheit hinaus.

„Der ausgeprägte Familiensinn“, schreibt Thomas Mann in sein Notizbuch, „hebt den freien Willen und

die Selbstbestimmung beinahe auf und macht fast fatalistisch.“

Später heiratet die Tochter praktisch widerstandslos ein reiches und vornehmes Ekel – eine scheinbar gute Partie zum Ruhm und Ansehen der Familie, des Vaters, der Firma. Der Sohn erobert immerhin eine Schönheit, die er liebt. Aber es macht sein Glück und seinen Stolz „desto größer, dass ich, indem sie mein eigen wird, gleichzeitig unserer Firma einen bedeutenden Kapitalzufluss erobere“.

GEFÜHL UND GESCHÄFT – das lässt sich nicht mehr auseinander halten. Das „heilige Naturverhältnis“ ist vor allem auch eine Wirtschaftsgemeinschaft, getarnt durch den Anschein häuslicher Eintracht und Geborgenheit.

Die Liebe endet, wenn ein Familienmitglied seinen Beitrag zum häuslichen Brutto-sozialprodukt aus Geld und Steigerung des Ansehens verweigert: Der müßiggängerische und liederliche Bruder des Senators wird ausgestoßen; er muss den Schauplatz der zweckfreien Zuneigung verlassen. Weit weg von Lübeck mag er sein ungebührliches Verhalten pflegen, „in Ham-



Disziplin ist eine Bürgertugend. Vor allem in der Erziehung. Selbst für Mädchen reichen die Zuchtübungen oft bis ins Militärische

burg oder wo auch immer“. Dort kann er dem Ruf des Hauses nicht mehr schaden.

Denn die Familie ist auch ein Verbund zur Selbstbehauptung in der Gesellschaft. Glücklicherweise, wer in ihr besteht, etwas darstellt. Und etwas darstellen kann nur, wer einen glänzenden Namen und eine gut gehende Firma vorzuweisen hat. Schwierig genug – das Dasein ist ein dauernder Kampf nach diffizilen Regeln.

All die Dehors, die man unbedingt wahren muss, die Umgangsformen. Wer wann den Hut zuerst zieht. Taktgefühl, Haltung, Würde. Die großen Toiletten der Damen, die Schnüre, Knöpfe, Korsagen, die die Körper zusammenhalten. Die Sorgfalt, mit der sich Senator Thomas Buddenbrook kleidet, von Morgen zu Morgen braucht er länger. Allein die Bart-Enden immer wieder mit der Brennschere waagrecht zu ziehen ist ein Zweifrontenkrieg gegen die Bedrohungen der

Außenwelt und gegen die Verödung im eigenen Innern.

„Während noch nie so volltönend von der ‚freien Persönlichkeit‘ geredet worden ist“, schreibt Friedrich Nietzsche, der wichtigste Denker der Décadence, dessen Werke eifrig gelesen werden und die auch in Thomas Manns Arbeitszimmer stehen, „sieht man nicht einmal Persönlichkeiten, geschweige denn freie, sondern lauter ängstlich verhüllte Universalmenschen.“

Anstrengen sollen hatten sich die Bürger im Namen der Aufklärung, des Individualismus, des persönlichen Glücks. Jetzt sind sie nur noch angestrengt. Darsteller ihrer selbst, Schauspieler deren

Jeder hat seine Rolle zu spielen – als Kind und als Erwachsener

„ganzes Leben“, wie Thomas Mann beobachtet, „bis auf die geringste und alltäglichste Kleinigkeit zu einer einzigen Produktion geworden ist, einer Produktion, die mit Ausnahme einiger weniger und kurzer Stunden des Alleinseins und der Abspannung beständig alle Kräfte in Anspruch nimmt und verzehrt“.

Da stehen sie in künstlichen Kulissen, bereit zu täuschen, sich selbst und andere. Hier „lackierte Flügeltüren im Hintergrunde, die genau betrachtet gar keine Türen“ sind, sondern nur in Trompe-l'œil-Technik gemalte Klinken haben. Dort der Buddenbrooks Kamin, in dem falsche Kohlen „mit ihren Streifen von rotgoldenem Glanzpapier“ zu glühen vorgeben. Und überall unzählige, eigentlich praktische Gegenstände, die, wie das „prachtvolle Tintenfass aus Sèvres-Porzellan in Gestalt eines schwarzgefleckten Jagdhundes“, der ausgestopfte Bär als Träger einer Visitenkarten-

Eigentümer großer Handhäuser, die sich den strengen mittelalterlichen Zunftzwängen entziehen.

Seit dem 18. Jahrhundert entstehen dank fürstlicher Privilegien, Monopole und Subventionen allmählich Möglichkeiten, Firmen auch außerhalb der Beschränkungen durch Zünfte aufzubauen. Die neuen Wirtschaftsunternehmen stehen sowohl zu den traditionellen Handwerksbetrieben als auch untereinander in Konkurrenz.

Beiden bürgerlichen Gruppen gemein ist, dass sie ihren Status nicht mehr ererben, sondern durch eigene Leistung erarbeiten. Geprägt von den liberalen Werten der Aufklärung, lösen sich Wirtschafts- und Bildungsbürger von den traditionellen Stadtbürgern, erwerben Reichtum und gewinnen kulturellen Einfluss. Doch staatspolitisch bleibt das Bürgertum zunächst bedeutungslos.

Auch nach Einführung der Gewerbefreiheit (in Preußen 1810/11) gelingt nur wenigen Stadtbürgern der gesellschaftliche Aufstieg. Die große Mehrheit von ihnen sowie mittlere Beamte und die Angestellten der aufblühenden Großunternehmen gelten als **Kleinbürger** – stets in der Sorge, aus dem Mittelstand ins Proletariat abzurutschen.

1907 umfasst die Schicht der Kleinbürger im Deut-



Politik am Kinderleib: Aus Begeisterung für die Flotte stecken Bürger ihre Kinder gern in Matrosenanzüge

schale im Vestibül oder der „kleine silberne Hirsch“ auf dem Pfropfen der Weinflasche ihre profane Zweckdienlichkeit verschleiern.

Noch mögen diese Objekte sogar handwerklich gefertigt sein – aber schon lassen andere potente Bürger in ihren neu gegründeten Fabriken solche Artikel bürgerlichen Kunstgeschmacks massenweise produzieren. Bald wird daraus eine ganze Kulturindustrie entstehen. Deren fatale Macht werden die nachfolgenden Generationen zu spüren bekommen.

Das alles „putzt ganz ungemünzt“, wie ein in die Familie Buddenbrook eingeheirateter Hochstapler und Pleitier zu sagen pflegt, selbst ebenfalls eine Scheinexistenz.

Aber die Wirklichkeit ist verschwunden, das Surrogat und das Schmuckbedürfnis triumphieren. Je mehr Plüsch, Kitsch, Theatralik, desto lieber – *horror vacui*.

Und eine aufwendig hergestellte Gegenwelt des Ek-

lektizismus: Man isst im antikisierenden „Speisetempel“ zwischen schlanken Säulen und weißen Götterbildern; den Flur zieren „Reliefs nach Thorwaldsen“, also Kopien klassizistischer Kunstwerke, die ihrerseits die Antike kopieren – und alles zusammen stellt wiederum eine Kopie des adeligen Lebensstils dar.

Kein Wunder, dass der Zeitgenosse Friedrich Nietzsche schreibt, es gehöre „selbst zu meinem Glücke, kein Haubesitzer zu sein“. Aber Bürger wie die Buddenbrooks wollen so wohnen. Möchten zu Hause sein in ihren Gesamtkunstwerken der Statuspflege und der Eitelkeit. Falls man in diesem Zusammenhang überhaupt noch von einem „Zuhause“ sprechen kann.

„Wie es mit dem Privatleben heute bestellt ist, zeigt sein Schauplatz an“, schreibt ein 1903 in Frankfurt am Main geborener Großbürgersohn einige Jahrzehnte später: „Eigentlich kann man über-

haupt nicht mehr wohnen. Die traditionellen Wohnungen, in denen wir groß geworden sind, haben etwas Unerträgliches angenommen: jeder Zug des Behagens darin ist mit dem Verrat an der Erkenntnis, jede Spur der Geborgenheit mit der muffigen Interessengemeinschaft der Familie bezahlt.“

Der kurze Text des in seinen späten Jahren von Thomas Mann überaus geschätzten Philosophen Theodor W. Adorno mit dem Titel „Asyl für Obdachlose“ endet mit dem berühmt gewordenen Satz: „Es gibt kein richtiges Leben im falschen.“

Aber schon den Bürgern des ausgehenden 19. Jahrhunderts ist das Falsche, Künstliche, Aufgeblasene die einzige Rettung. Vor der Prosa der Arbeit, des Geldes, der Zeit. Und vor dem Verlust des eigenen Status.

Denn wenn jeder seines Glückes Schmied ist, dann wird der Mensch schnell des Menschen Wolf.



Eine neue bürgerliche Schicht ent-

stehen. Zwar gehört die Freude am Wettbewerb, neben der an der Leistung, an Können, Fleiß, Risikobereitschaft, zur Grundaussstattung der bürgerlichen Seele. Aber überall lauern existenzbedrohende Gefahren. Nicht nur wegen der Konkurrenz mit den anderen alteingesessenen Firmen oder mit Emporkömmlingen, die sich ebenfalls an die Arbeit gemacht und ihre Chance genutzt haben.

Sondern auch, weil die hochkapitalistische Gesellschaft völlig unübersichtlich geworden ist und sozial extrem differenziert. Die Anstrengungen der einzelnen Gruppen, sich voneinander abzugrenzen, die Eifersucht auf die besten Plätze und die Angst abzusteuern, sind fast unerträglich.

1859 formuliert Charles Darwin den „Kampf ums Dasein“, die Anpassung, den Selbstschutz und die Lehre von der Mimikry als Prinzipien der Evolution. Der Zeitgeist hat diese Theorie, wenn nicht hervorgebracht, so zumindest begünstigt. Und kurze Zeit später wird sie als Sozialdarwinismus auch auf die menschliche Gesellschaft übertragen.



Der Mittelstand imitiert den großbürgerlichen Stil: Auch die Angestellten und kleinen Beamten wohnen mit Kunstblumen, drapierten Gardinen und Pianoforte



steht – die der Angestellten. Ihre Arbeit wird jetzt in den Büros gebraucht

IM LÜBECK der Buddenbrooks ist es jetzt schon so weit gekommen, dass ein Einzelhändler Senator werden soll. Einer aus der Mittelschicht, kaum besser als ein Handwerker oder einer dieser immer zahlreicher werdenden Angestellten, die in den Büros und Läden treue Dienste leisten. Wo doch Macht und Einfluss in der Stadt bislang dem Großbürgertum vorbehalten waren – denn ihm gehören Geld und Geist.

Das heißt, den *Wirtschafts-* oder *Besitzbürgern* gehört das Geld. Den Buddenbrooks oder den Manns, die durch Großhandel, den Krupps, die durch Industrieunternehmen, den Oppenheims, die durch Bankgeschäfte zu Reichtum gelangt sind. Der Geist wiederum gehört den *Bildungs-*bürgern, den Akademikern, Ärzten, Juristen, Architekten, Ingenieuren – gleichgültig, ob angestellt, beamtet oder freiberuflich.

Doch Wirtschafts- und Bildungsbürgertum sind nur eine verschwindend kleine Minderheit. Gerade 1,3 Millionen sind es 1907, etwa vier Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung. Die Kleinbürger sind weit in der Überzahl – aber

auch sie machen nur 20 Prozent der Erwerbstätigen aus.

Und sie ahmen die Großbürger nach oder versuchen es zumindest. Imitieren deren ohnehin schon künstliche Lebensweise. Kleiden sich, so weit sie nicht gerade Handwerker sind, mit Stehkragen und weißen Manschetten, um jedem zu zeigen, dass sie sich die Hände nicht schmutzig machen. Feiern den Individualismus, obwohl sie abhängige Angestellte oder Beamte sind. Beschwerden sich wie die Großbürger mit diesen auftrumpfenden Möbeln (auch wenn die jetzt aus der Massenproduktion kommen), damit auch sie nicht abrutschen – zu den Arbeitern, ins Proletariat, in die unkultivierte, in die schmutzige Klasse der absoluten Mehrheit.

„Stehkragenproletariat“ wird das Angestelltenheer von Sozialdemokraten spöttisch genannt, weil sich diese neue Schicht durch ihre Mimikry mit allen Mitteln nach unten abgrenzen und nach oben behaupten will.

Konkurrenzdruck von unten: Die Kleinbürger proben den Aufstieg

Deshalb wird, wer aus der Mittelschicht auf sich hält, extremer Nationalist, um seinen Anspruch auf Bürgerlichkeit durch Anpassung und staatstragende Haltung kundzutun – denn trotz aller Ideale der Selbstbestimmung sind die deutschen Bürger, anders als etwa die französischen, schon eine ganze Weile gehorsame Untertanen.

Oder der gute Mittelständler wird Antisemit, um gegen den hemmungslosen Kapitalismus und das Großbürgertum zu rebellieren, weil auch Juden sich immer strebend recht bemüht haben, weil sie aufgestiegen und zu Geld und Einfluss in Wirtschaft und Kultur gekommen sind.

Gleichzeitig greift die Mittelschicht selbst, wenn irgend möglich, nach den Sternen. Die Tüchtigsten unter ihnen würden es schon schaffen. Zumindest ihre Söhne, die es einmal besser haben sollen, weshalb jede Anstrengung unternommen wird, sie zu bilden und womöglich gar auf die Universität zu schicken.

Auch Mittelklassekinder haben schließlich Talent, erbringen Leistung – und das ist doch wichtiger als die Geburt. So hat es sich seit der Aufklärung herumgesprochen, so hat es das Großbürgertum selbst verkündet, auch wenn es dann doch wieder den Dünkel der guten Familie pflegt – um sich seinerseits nach unten abzugrenzen.

Denn für das Großbürgertum wird es allmählich eng. Im letzten Drittel des Jahrhunderts kommt schon ein Drittel der Studenten aus der Mittelschicht. Die Bildungsbürger von morgen halten sich allerdings erst gar nicht mehr mit dem Versuch auf, den ganzen Horizont des

schen Reich rund 5,7 Millionen Erwerbstätige (knapp 20 Prozent der arbeitenden Bevölkerung), während die Zahl der gebildeten und besitzenden Bürger gut 1,3 Millionen (4,4 Prozent) ausmacht.

Politisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich gehört das Bürgertum zu dieser Zeit längst zu den tragenden Säulen des wilhelminischen Reiches: Als Unternehmer, Anhänger staatsbejahender Parteien, Mitglieder im Flottenverein und anderen Verbänden, als Publizisten und Beamte unterstützen die meisten Bürger die Politik Wilhelms II., setzen jedoch auch eigene Interessen durch – im Wirtschaftsleben etwa oder in der Gesetzgebung. Eine der wichtigsten Grundlagen des 1900 verabschiedeten Bürgerlichen Gesetzbuchs beispielsweise ist das Ideal des freien Bürgers, der seine persönlichen Verhältnisse autonom gestaltet.

Dennoch ist kein Bürger im vollen Wortsinne **Staatsbürger**. Denn nach diesem Ideal, das in der Zeit der Aufklärung entstanden ist, hätte jedermann das Recht, an der Gestaltung des Staates mitzuwirken. Und genau diesen Status erringen die Deutschen im Kaiserreich niemals vollständig. Denn nicht das frei gewählte Parlament beruft den Kanzler und bestimmt damit wesentlich die Politik des Reichs, sondern: der Kaiser. □

überlieferten Wissens zu überblicken. Sie werden lieber gleich Spezialisten, Pragmatiker in Sachen Krankheit, Recht oder Häuserbau.

Die generalistischen Ideale der alten Bildungsbürger schwinden dahin – während die neue Konkurrenz sich voranarbeitet, die akademischen Posten erobert und sich in die besten Kreise einschleicht. Selbst die Buddenbrooksche Tochter hatte sich schon in einen Medizinstudenten, der nur Sohn eines Losenwärters war, verliebt – um dann doch noch den Status zu wahren und das reiche Ekel zu heiraten.

Irgendwann nutzen womöglich auch die Dehors nichts mehr. Die Abgrenzung nach unten. Die klug kalkulierten Eheschließungen, die theatralischen Wohnungen, die wohl inszenierten Auftritte. Die Mühe. Die Arbeit, die fast zur Sucht geworden ist. Das ganze angehäufte Kapital, das doch nur Mittel zum Zweck ist, immer noch mehr davon zusammenzuraffen.

Nach noch nicht einmal einem Jahrhundert wird das Großbürgertum von den Geistern, die es einst selbst rief, allmählich aufgefressen. Von der Idee der Selbstverwirklichung, des Aufstiegs, der Rationalität, der Industrie, des Fortschritts.

Durchkommen werden die Härtesten und Skrupellosesten unter den Kapitalisten. Sie werden noch weiter aufsteigen, ihre Firmen vergrößern, reicher und reicher werden und irgendwann sogar am Tisch des Kaisers sitzen. Bürger heißen sie noch immer. Aber die Austreibung „des deutschen Geistes zugunsten des deutschen Reiches“, schreibt Nietzsche, hat längst statt-

Die Angst vor dem Abstieg verlässt den Bürger nie

gefunden. Jetzt zählen nicht mehr Liberalität und Redlichkeit, sondern Ellbogen und „allgemeine Wurstigkeit“, wie selbst Bismarck zu formulieren beliebt.

Andere werden dafür untergehen. Sie werden pleite machen. Oder sie werden einfach zu müde sein für den Kampf ums Dasein.

BEI DEN BUDDENBROOKS stellt sich der Verfall schleichend ein. Er kommt weniger von außen, etwa durch geschäftliche Fehlschläge, als von innen. Thomas Mann lässt ihn an den Körpern fresen, ihn sich in die Gehirne setzen. Die Physis wird schwächlich, der Geist sensibel – ein klassisches Motiv der *Décadence*, die vom Dar-

winismus und den kursierenden Degenerationstheorien inspiriert ist.

Ganz langsam schwindet die Lebenskraft. Nervöse Krankheiten breiten sich aus in der Familie. Schwindelfälle, Rheumatismus, Herzklappen, Halluzinationen, Magenschwäche. Die Lebensdauer nimmt ab, ebenso wie die Zahl der Geburten. Von Generation zu Generation werden die Zähne schlechter. Biologisch sind die Buddenbrooks am Ende.

Ihre zunehmend verfeinerten Geister bewegen sich in gefährlichen Sphären. Die Selbstdisziplin lässt nach. Gefühlsausbrüche. Grübeln. Künstlerische Neigungen. Der Bruder des Senators dauernd im Theater, Frau und Sohn ständig an Geige und Klavier, Wagner spielen sie, ausgerechnet.

Und schließlich sogar Senator Buddenbrook persönlich, in Travemünde sinnend am Strand: „Auf der Weite des Meeres, das mit diesem mystischen und lähmenden

Fatalismus seine Wogen heranwältzt“, sagt er, „träumt ein verschleiierter, hoffnungsloser und wissender Blick, der irgendwo einstmals tief in traurige Wirrnisse sah.“ Das ist Schwärmerei, nicht bürgerlich, nicht rational – seine Schwester schämt sich dafür.

Fremde Mächte haben diese selbstbestimmten Bürger ergriffen. Die Macht der Kunst – aus dem Jenseits des biedereren Wohlgefallens. Die Macht des Nachdenkens – vor allem über sich selbst.

Die Selbstreflexion haben die Bürger von den Aufklärern gelernt. Aber zu viel davon behindert das Geschäft. Und irgendwann fragt sich Senator Buddenbrook, nachdem er auch noch Schopenhauer gelesen hat, ob er ein Mann der Tat sei oder ein skrupulöser Nachdenker.

Inzwischen ist der Verfall nicht mehr aufzuhalten. Das Firmenvermögen ist dezimiert, der körperlich schwächliche Sohn Hanno lebt nur für die Musik – er wird die Firma nicht fortführen können, und



Auch seine allerersten Schritte in die Freizeitgesellschaft unternimmt der Bürger in Schlips und Kragen – und bewahrt selbst unter Gleichgesinnten im Anglerklub die Form

auch der Senator steht vor seinem physischen und psychischen Ende. Der Tod kommt bald. Das Ende der Firma. Und noch ein Tod: der von Hanno, des letzten der Familie.

Dies ist das Ende der Geschichte der Buddenbrooks, aufgeschrieben von Thomas Mann, der selbst Künstler geworden ist und sich hat bezwingen lassen von unbürgerlichen Mächten. Ein literarischer Bericht von der Krankheit zum Tode des alten, aufgeklärten Bürgertums.

DOCH SCHON als der Roman die „Buddenbrooks“ 1901 erscheint, regen sich Kräfte des Heils. Zunächst in der Sphäre der Kultur. So macht sich auch in der Literatur eine starke Heimatkunzbewegung breit. Sie erklärt die Décadence für undeutsch und krank und setzt eine Literatur der Scholle mit Bauern- und Dorfgeschichten dagegen. Die Ideologie von Blut und Boden wird immer größeren Raum greifen.

Und bald wird der bürgerliche Geist der Rationalität, der Technik, des Fortschritts in andere fahren. Von den kranken Bürgern geht er in gesunde, antibürgerliche Volksgenossen über. In Männer der Tat. In Spezialisten des Darwinismus.

1929 erhält Thomas Mann für die „Buddenbrooks“ den Literatur-Nobelpreis. Noch vier Jahre bis zur Bücherverbrennung und bis zum Exil von Thomas Mann. Noch 13 Jahre bis zur industriellen Vernichtung von Menschen im rationalen Geiste. □

Gabriele Riedle, 45, hat als studierte Literaturwissenschaftlerin den Aufstieg ins Bildungsbürgertum geschafft. Allerdings nur dank einer Bildungspolitik, die in den 1970er Jahren noch auf Chancengleichheit setzte.

Gleiches Recht für alle Bürger

Das Bürgerliche Gesetzbuch von 1900: bis heute das Fundament des deutschen Zivilrechts

Am 1. Juli 1896 verabschiedet der Reichstag das Bürgerliche Gesetzbuch, das zum 1. Januar 1900 in Kraft tritt. In Deutschland herrscht damit ein einheitliches Zivilrecht. Nach dem Strafrecht (1871), dem Prozessrecht sowie der Gerichtsorganisation (1877) sind nunmehr auch die rechtlichen Beziehungen der Bürger untereinander geregelt.

Das BGB gilt für alle „natürlichen“ und „juristischen“ Personen, gleich welchen Standes und Vermögens, für Menschen ab „Vollendung der Geburt“ wie für die Rechtskonstrukte „Verein“ und „Stiftung“. Mit seinen 2385 Paragraphen geleitet es den Bürger von der Wiege bis zur Bahre. Bestimmt, wessen Kind er ist, von welchem Alter an er welche Verträge wie schließen kann, wie er Eigentum erwirbt und verliert, wie er sich verheiraten und scheiden lassen kann – und werschließlich was bekommt, wenn er etwas zu vererben hat.

Ein gelehrter Streit hat die 22 Jahre währende Arbeit am BGB begleitet. Immerhin sind sich Experten und Politiker von Anfang an über die Notwendigkeit eines einheitlichen Zivilrechts einig. Denn noch gelten in Deutschland 112 lokale Rechtsordnungen, die Partikularrechte: so in Preußen das Preussische Allgemeine Landrecht und in der Rheinprovinz der Code Civil.

Alein um die Verfassungsänderung durchzusetzen, die dem Reich überhaupt erst die Gesetzgebungskompetenz für das Zivilrecht verschafft, benötigen die Nationalliberalen, treibende politische Kraft hinter der Rechtsreform, zwei Jahre. Denn die anderen Bundesstaaten fürchten Preußens Übermacht. Der Bundesrat, ihre Vertretung im



Reich, setzt deshalb eine Kommission ein, in der Preußen keine Mehrheit hat.

Im Juni 1874 beginnt schließlich eine Kommission von Ministerialbeamten, Richtern und Professoren mit den Beratungen für das geplante Gesetzbuch. Doch als der erste Entwurf 1887 endlich vorliegt, kritisieren Experten, er nehme zu wenig Rücksicht auf das volkstümliche deutsche Recht. Im übrigen sei er sprachlich zu geschraubt. Der prominente Rechtsprofessor Otto von Gierke rügt zudem, das Werk sei nur „mit wenigen Tropfen sozialen Öls gesalbt“.

Tatsächlich ist der Entwurf mit historischem Edelrost überzogen: Vorbild ist offenbar die deutsche Kleinstadt mit „Mühle, Schmiede, Brauhaus und Fabrik“. Auf Rechtsprobleme, wie sie eine Industriegesellschaft mit sich bringt, geht der Text nicht ein. Keine Rede von Kündigungsschutz, Arbeitsverträge werden nicht eigens geregelt, für sie gilt das Dienstvertragsrecht. Dagegen definiert das Gesetzeswerk etwa die Stellvertretung bei rechtmäßigem Handeln sowie Grundfreiheiten wie Eigentums-, Vertrags- und Testierfreiheit (die Möglichkeit, über sein Erbe per Testament zu verfügen) umfassend und im liberalen Geiste.

Damit das Projekt endlich seinen Abschluss findet, wird

auf Drängen des preußischen Finanzministers Johannes von Miquel 1890 eine zweite Kommission eingesetzt. Sie überarbeitet den Entwurf sprachlich und fügt unter anderem auch soziale Regelungen ein, so den Paragraphen 571, der verhindern soll, dass ein Mieter mitsamt seiner Großfamilie beim Verkauf des Hauses auf der Straße landet. Um die endgültige Redaktion des Werkes macht sich insbesondere der Göttinger Jurist Gottlieb Planck verdient.

Dass das BGB dann 1896 im Reichstag mit 232 gegen 48 Stimmen angenommen wird, ist letztlich der allgemeinen Einsicht zu verdanken, dass auf absehbare Zeit ein einheitliches deutsches Zivilrecht nur mit diesem Entwurf zu bekommen ist.

In den Jahrzehnten darauf lernen jedoch Juristen und Nichtjuristen die Stärken des Werkes schätzen: dessen begriffliche Präzision und ausgefeilte Systematik, dank derer die Stofffülle in einem überschaubaren Rahmen bleibt; und vor allem dessen Flexibilität in Form von Generalklauseln, die Richtern genug Spielräume geben, um auf im Gesetz nicht vorgesehene Probleme zu reagieren.

Zwar sind seither manche Vorschriften aktualisiert worden, vor allem die Rechte der Frau, der Familie und des Kindes betreffend, doch in wesentlichen Teilen ist das BGB von 1900 auch heute noch gültig. Es ist sogar Vorbild für das Zivilrecht etwa in der Schweiz, in Brasilien oder in Japan geworden. Und zunehmend, die NS-Zeit ausgenommen, hat sich das BGB durch Rechtsprechung und Reformen durch den Gesetzgeber jener Wunschvorstellung genähert, die der Dichter Ernst von Wildenbruch zum Inkrafttreten des BGB so formulierte: „Nun wandelt durch das deutsche Vaterland / Gerechtigkeit im heimischen Gewand.“

Marion Hombach



Mikrobenjäger: Am Mikroskop entdecken der Arzt Robert Koch und seine Mitarbeiter die Erreger von Milzbrand, Tuberkulose und Cholera

Im Rausch der Erkenntnis

Impfstoffe aus dem Reagenzglas, mysteriöse X-Strahlen und die unsichtbare Welt der Atome – fortschrittsgläubig wie nie zuvor machen sich Mediziner, Physiker und Chemiker daran, die Rätsel der Natur zu lösen. Großzügig subventioniert der Staat die Spitzenforschung. Mit Erfolg: Bis 1918 geht jeder dritte naturwissenschaftliche Nobelpreis an einen Deutschen. Und die Triumphe der Forscher fördern das Geltungsbewusstsein des jungen Staates

VON JENS SCHRÖDER

Stockholm liegt unter einer dichten Schneedecke, als drei in dicke Reisemäntel gehüllte Herren am 9. Dezember 1901 am Bahnhof dem Zug entsteigen. Kein Sonnenstrahl durchdringt die grauen Wolken, und die Hauptstadt der Schweden verschwimmt im Dämmerlicht nordischer Wintertage. Noch bevor die Reisenden ins hell erleuchtete Grand Hôtel chauffiert werden, verbreitet sich die Nachricht von ihrer Ankunft in der Stadt.

Das müssen sie sein. Jene Männer, die mit ihren Experimenten und Studien in den Jahren zuvor die moderne Naturwissenschaft entscheidend vorangebracht haben: die ersten Forscher, die das Komitee der im Vorjahr gegründeten Nobelstiftung für ihre neue Ehrung auserkoren hat.

Alle drei Preisträger sind aus Deutschland angereist: Es sind der Münchener Physikprofessor Wilhelm Conrad Röntgen, der Entdecker der Serum-Therapie, Emil von Behring, sowie der Chemiker Jacobus Hendricus van't Hoff, ein Niederländer, der seine Studien über osmotischen

Druck und ozeanische Salzablagerungen seit 1896 an der Berliner Universität betreibt.

Sie sind die Leitfiguren einer Nation im Erkenntnisrausch. Binnen weniger Jahrzehnte ist aus dem in wissenschaftlich-technischen Belangen eher rückständigen Volk der Dichter und Philosophen eines der Naturforscher und Entdecker geworden. Das junge Deutsche Reich hat die wissenschaftlichen Großmächte Frankreich und Großbritannien zumindest in der Grundlagenforschung überholt: ein dynamisches Zentrum der Innovation, wo Studenten aus der ganzen Welt ihre Auslandssemester verbringen, um bei den renommiertesten Vertretern ihres Fachs zu lernen.

In München und Bonn, Halle und Göttingen, Berlin, Breslau und Würzburg werden mit bislang ungekanntem Aufwand elektromagnetische Wellen vermessen und deren Geschwindigkeit als die des Lichts festgestellt. Wird die noch immer „geheimnisvolle Naturkraft“ des elektrischen Stroms gezähmt, um sie per Kabel von Lauffen am Neckar nach Frankfurt am Main zu

senden. Werden natürliche Farbstoffe und Arzneien im Reagenzglas reproduziert und genau dosierte Stromspannungen an die Muskeln von Froschschenkeln angelegt, um endlich die lange verklarte Natur als arbeitende Maschine zu entmystifizieren.

An mehr als 20 Universitäten und neun Technischen Hochschulen spüren die Deutschen um die Jahrhundertwende den großen Welt-rätseln nach – dank mo-

Erstklassige Labors für die klügsten Köpfe im Reich

dernter Präzisionsmesstechnik, die in Berlin an der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt entwickelt wird, einer Institution, die es so weltweit nirgendwo gibt.

Im elsässischen Straßburg etwa ist sofort nach der Gründung des neuen deutschen Staatswesens für fast 14 Millionen Mark eine Reichsuniversität eingerichtet worden, in der die nationale Selbstverwirklichung nun auch ausdrücklich mithilfe der Freiheit der Wissenschaft befördert werden soll.

In Jena begründet der Philosoph und Zoologe Ernst Haeckel eine Bewegung von „Freidenkern“, die mit dem Glauben an die Allmacht der Naturgesetze am Ende gar die christliche Religion ersetzen wollen – seine Anhänger werden den Autor eines „Glaubensbekenntnisses der Reinen Vernunft“ später sogar zu einer Art Gegenpapst ausrufen.

In Berlin, einem Weltzentrum der Physik, stellt Max Planck in seiner Theorie über Wärmestrahlung die Behauptung auf, dass Energie nicht

kontinuierlich fließt, sondern in winzigen „Paketen“, zu deren Berechnung er eine mysteriöse Größe namens „h“ erfindet – eine universelle Naturkonstante, wie sich später herausstellt: ein kaum fassbar kleines Wirkungsquantum, das beispielsweise von einer Fahrradglühbirne in einer einzigen Sekunde vier Quintilliarden Mal erreicht wird.

Plancks Entdeckung stellt das bislang scheinbar so fest gefügte Weltbild der Physik vollständig auf den Kopf: weil sie den Forschern erstmals erschließt, dass in der unsichtbaren Welt der Atome das bislang als unumstößlich geltende Gesetz von Ursache und Wirkung aufgehoben ist.

So überschwänglich ist die Goldgräberstimmung in der deutschen Wissenschaft, dass der Berliner Physiologe Emil du Bois-Reymond den Sieg der „naturwissenschaftlichen Anschauung“ als geistige Befreiungsbewegung postuliert: als Triumph einer „Weltbesiegerin unserer Tage“ und als Einschnitt in die Geschichte der zivilisierten Menschheit – nicht minder bedeutsam als einst die Abkehr von der Vielgötterei.

Und im Zirkus Renz, dem größten Versammlungsraum der Reichshauptstadt, beschwört der Dynamo-Erfinder Werner Siemens von 2700 deutschen Naturforschern und Ärzten euphorisch seine Überzeugung, „dass das Licht der Wahrheit, die wir erforschen, nicht auf Irrwege führen, und dass die Macht-fülle, die es der Menschheit zuführt, sie nicht erniedrigen kann, sondern sie auf eine höhere Stufe des Daseins erheben muss!“

Im selben Jahr, 1886, experimentiert Heinrich Hertz

als Erster erfolgreich mit elektromagnetischen Wellen; erforscht Robert Koch den zuvor von ihm in Kalkutta entdeckten Cholera-Bazillus. Vier Jahre später entwickelt Emil von Behring das Diphtherie-Heilserum. Und weitere fünf Jahre danach, 1895, durchleuchtet Röntgen zum ersten Mal die Hand seiner Frau mit den von ihm entdeckten „X-Strahlen“ – jene Pioniertat, für die er 1901 als erster Physiker in Stockholm mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wird.

DORT IST AM 10. Dezember jenes Jahres die Halle der Königlich-Schwedischen Musikakademie für die Feierlichkeiten hergerichtet: Unter einem mit blau-goldenen Bändern umwundenen Lorbeerkranz trägt ein Obelisk die Büste des Stifters Alfred Nobel.

Kurz vor dem Einzug der Königsfamilie nehmen die Preisträger ihre Plätze ein. „Öffne deine Pforten, du strahlender Tempelgarten der Erinnerung!“, intoniert ein Männerquartett auf der Bühne, ehe Mitglieder des Nobel-Komitees die Forscher in kurzen Ansprachen würdigen.



Sieg über den »Würger der Kinder«: Für sein Diphtherie-Serum wird Emil von Behring 1901 der Nobelpreis für Medizin verliehen – der erste in der Geschichte der schwedischen Stiftung

Gelöster ist die Stimmung anschließend beim Festbankett im Grand Hotel, wo die Preisträger ihr „Filet de Bœuf à l'Impériale“ mit einem 81er Margaux hinunterspülen und wo enthusiastische Studenten den Chemiker Jacobus van't Hoff in den frühen Morgenstunden auf einem vorgeladenen Stuhl durch den Saal tragen.

Alles in allem, so erzählt der eher scheue Röntgen einem Freund, habe sich das Gefeierte werden aber noch aushalten lassen: „Die Schweden verstehen es, in einfacher und deshalb würdiger Weise solche Aufgaben zu erledigen.“

Ein Wesenszug, den noch viele von Röntgens Landsleuten schätzen werden: Bis 1918 geht mehr als ein Drittel aller Nobelpreise für wissenschaftliche Arbeiten an Forscher aus dem deutschen Kaiserreich.

Und während der Weimarer Republik werden in Berlin wohl mehr Nobelpreisträger leben und arbeiten als in jeder anderen Stadt der Welt.

WESHALB KANN SICH DAS naturwissenschaftliche Zeitalter ausgerechnet in einem autoritär geführten, militaristischen und eben erst aus zersplitterten Einzelstaaten zusammengefügt Reich so viel kraftvoller als anderswo Bahn brechen?

Wie schaffen es die gerade erst vereinten Deutschen, ernsthaft mit den Nachbarn Großbritannien und Frankreich zu konkurrieren, die in ihren Kolonialreichen über scheinbar unerschöpfliche Rohstoffvorkommen verfügen?

Und wie können sie es vor allem mit dem aufstrebenden Riesen USA aufnehmen, wo um die Jahrhundertwende Großindustrielle die Arbeit

der Gelehrten mit märchenhaften Schenkungen unterstützen? Wo allein die Stiftung des Stahlbarons Andrew Carnegie zur Förderung der Wissenschaft in einem einzigen Jahr mehr Zinsen abwirft, als die britische Royal Institution im gesamten 19. Jahrhundert für ihre Forschungsprojekte ausgegeben hat?

Es ist eine ungewöhnliche Kombination unterschiedlicher Interessen, durch die um die Jahrhundertwende nahezu alle gesellschaftlichen Kräfte des deutschen Kaiserreiches die Entwicklung der Wissenschaft begünstigen:

- Naturwissenschaftliche Forschung wird zu einem Prestigefaktor im Wettbewerb der Staaten – in dem das junge, noch um ein nationales Selbstbewusstsein ringende deutsche Kaiserreich besonders ehrgeizig ist.

- Auch die deutschen Bundesstaaten stehen untereinander in einem Wettbewerb, der den Forschern zugute kommt. Die Landesregierungen konkurrieren miteinander um die klügsten Köpfe – und umwerben die Wissenschaftler mit aufwendigen Laborausstattungen und der Befreiung von Lehrverpflichtungen.

- Das Militär, entscheidender Machtfaktor im wilhelminischen Deutschland, ist immer stärker an Erkenntnissen aus der Naturwissenschaft interessiert. Röntgenstrahlen etwa, so hoffen der Kaiser und seine Generäle, könnten sich für die Kriegschirurgie einsetzen lassen. Oder zur Materialprüfung beim Bau von Panzerschiffen.

- Die neue Arbeiterkrankenversicherung, von Bismarck 1883 eingeführt, befördert indirekt die medizinische Forschung. Innerhalb von zehn Jahren wächst die Zahl der

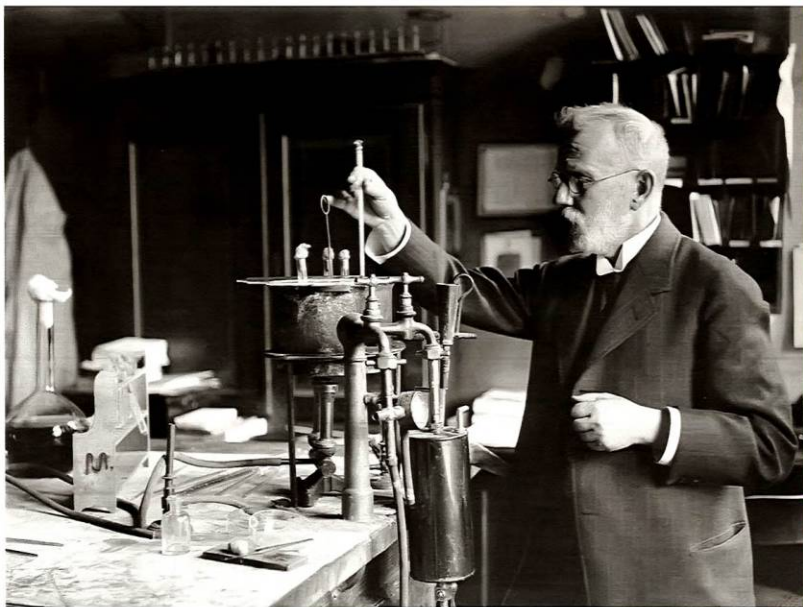
Krankenhäuser um fast 50 Prozent; überall im Reich entstehen moderne Heilstätten, an denen Neuerungen in Diagnostik und Therapie studiert werden.

- Die Wissenschaft und die immer stärker verwissenschaftlichte Industrie beginnen, sich gegenseitig zu be-

„Deutschen Verein für Gas- und Wasserfachmänner“.

- Die industrienahen Technischen Hochschulen erhalten 1899 das Promotionsrecht und bringen so eine Elite naturwissenschaftlich gebildeter Absolventen hervor – Führungskräfte für die deutsche Wirtschaft, die den Nut-

- Die Universitäten selbst befördern die Entwicklung durch eine innovative Organisation des Lehrbetriebs, die schon bald weltweit nachgeahmt wird: Konsequenter als anderswo wandeln sich die Hochschulen im Reich von reinen Vorlesungsstätten zu überschaubaren Seminarar-



flügeln. So können beispielsweise Mediziner durch die aus Steinkohlenteer gewonnenen Anilinfarben der Industrie nun Gewebezellen einfärben und auf diese Weise die Diagnostik revolutionieren. Die Erfindung des Kunstdüngers auf Stickstoffbasis durch Fritz Haber ist nur dank seiner Beziehung zur chemischen Industrie möglich. Und die revolutionäre Plancksche Idee der Quanten ist im wesentlichen das Nebenprodukt einer Auftragsforschung für den

zen der nur scheinbar praxisfernen Grundlagenforschung kennen und entsprechend in firmeneigene Forschungsabteilungen investieren.

- Auch von privater Seite fließen größere Mittel in die Wissenschaft, insbesondere durch jüdische Bankiers und Industrielle. Für sie ist dieses Mäzenatentum in Zeiten des wachsenden Antisemitismus ein Weg zu mehr gesellschaftlicher Anerkennung – und oft sogar in den exklusiven Kreis der kaiserlichen Günstlinge.

Zukünftige Nobelpreisträger arbeiten Tür an Tür: Der Immunologe Paul Ehrlich forscht wie Emil von Behring an Robert Kochs Berliner »Institut für Infektionskrankheiten«. Er erhält 1908 den Preis der Nobelstiftung. Zwei Jahre darauf präsentiert er ein Medikament gegen die Syphilis

trieben – ein Umfeld, in dem sich die neuen und hoch spezialisierten Forschungsfelder rasch und eigenständig entwickeln können.

• „Haupttreibrad einer deutschen Universität“ (so ein französischer Beobachter) ist die hierarchische Organisation der Hochschullehrerschaft. Das gilt vor allem in der Physik, wo oft nur forschen kann, wer über ein Ordinariat und damit über teure Geräte verfügt – eine Konkurrenzsituation, welche die

Wissenschaftler anspricht. Wer es nicht bis an die Spitze schafft, muss sich wohl oder übel mit der ungeliebten theoretischen Physik befassen – und auch das ist ein Glücksfall: Denn als dieses Fach dank Planck und Einstein zur Avantgarde aufrückt, stehen in der zweiten Reihe viele theoretisch gebildete Physiker zur raschen Ausarbeitung der neuen Erkenntnisse bereit.

• Nicht zuletzt ist es auch die euphorische Stimmung im

Land, die den empirischen Wissenschaften zu ihrer Blüte verhilft. Sie wird angestachelt von einem wissenschaftsbegeisterten Kaiser, der ab 1913 ehrenhalber den Titel „Doktor-Ingenieur“ führt, der die Forschung bisweilen so „aufregend wie die Pirsch auf einen Zwanziger“ findet und seine Untertanen immer wieder auf den Positivismus einschwört. „Wir stehen an der Schwelle der Entfaltung neuer Kräfte. Das neue Jahrhundert wird bestimmt durch

die Wissenschaft, inbegriffen die Technik, und nicht wie das vorige durch die Philosophie. Dem müssen wir entsprechen.“

Dass die deutschen Forscher diesen Auftrag von höchster Stelle auch wirklich erfüllen können, ist keineswegs selbstverständlich. Noch um 1880 scheinen die deutschen Universitäten von der Menge der neuen Aufgaben überfordert zu sein.

Die Professoren müssen, entsprechend dem Ideal Wilhelm von Humboldts, dem humanistischen Bildungsauftrag und der wissenschaftlichen Erkenntnisuche gleichermaßen gerecht werden – und kommen dabei zunehmend in Zeitnot.

Während sich die Zahl der Studenten naturwissenschaftlicher Fächer binnen weniger Jahrzehnte verzehnfacht, wachsen gleichzeitig die Anfragen aus der Industrie – und die immer komplexeren Probleme lassen die Kosten für Großforschungsprojekte rapide steigen.

So STEHT ES um die deutsche Wissenschaft, als 1882 ein Juraprofessor namens Friedrich Althoff in Berlin Universitätsreferent im preußischen Kultusministerium wird. Im Finanzministerium begrüßt man ihn mit den Worten: „Es kann nichts mehr für die Universitäten geschehen. Sie sind zu einer ungünstigen Zeit gekommen.“

Doch Friedrich Althoff wird Mittel und Wege finden, mehr als 140 neue Institute, Seminare und Kliniken durchzuboxen. Er wird seinen „Oberfinanztyrannen“ mit Hartnäckigkeit immer wieder müde machen und zu höheren Forschungsausgaben bewegen. Er wird sich nicht



Den Patienten durchschauen:
1895 baut der Physiker Wilhelm Conrad Röntgen ein Gerät, dessen Strahlen den Körper bis auf die Knochen durchleuchten, auch die beringte Hand des Anatomen Albert von Kölliker. Der diagnostische Durchbruch ist eine Sensation. In der Euphorie gehen die Berichte über erste Strahlenschäden aber fast unbemerkt unter

einmal scheuen, dem Minister in den Urlaub nachzureisen, um ihn von der Wichtigkeit dieses oder jenes Institutsneubaues zu überzeugen.

Vor allem aber: Dieser 43-jährige Westfale wird den deutschen Wissenschaftsbetrieb mit etwas völlig Neuartigem reformieren: mit einer aktiv gestaltenden Wissenschaftspolitik, die als „System Althoff“ bekannt wird – ein Erfolgsmodell aus Preußen, das schon bald auch in den Kultusverwaltungen der kleineren deutschen Bundesstaaten Schule macht.

Unter fünf preußischen Kultusministern steht Althoff bis 1907 im Beamtendienst – und überträgt jeden von ihnen an Bedeutung. Er ist ein pedantischer Autokrat. Ein Mann von verschränktem Auftreten, der Professoren und Institutsleiter wie Schuljungen behandelt. Der hochrangige Besucher oft stundenlang in seinem düsteren Wartezimmer hocken lässt. Und der seinen Mitarbeitern schon morgens am Bahnhof ihr Arbeitspensum für den Tag aufgibt: hastig hingekritzelte Stichworte auf kleinen gelben und großen weißen Zetteln, die er getrennt in seiner Rock- und seiner Westentasche aufbewahrt.

Althoff macht sich durch seine schroffe Art viele Feinde – doch im Ministerium gilt er bald als unverzichtbar. Denn mit einem weit verzweigten Netz von Vertrauensleuten an allen Universitäten verschafft sich der naturwissenschaftliche Laie einen einzigartigen Überblick über Strömungen in der Forschung und über die Talente und Schwächen der Forscher.

Vor der Berufung eines Wissenschaftlers schickt Althoff heimlich Hörer in dessen



Talentförderer: Der Jurist Friedrich Althoff wird 1882 Universitätsreferent im preußischen Kultusministerium. Er vor allem vermittelt viel versprechenden Forschern Gelder und Posten

Vorlesungen, korrespondiert mit Kollegen, sucht den Kontakt zu Studenten. Vom Bibliothekar der Universität Halle lässt er sich einmal erklären, dass ein von der Berliner Universität favorisierter Hallenser Gelehrter „ein sehr nervöser Herr, und in Folge dessen recht reizbar u. grämlich“ sei.

Welchen Einfluss das Talentgefühl eines einzelnen weitsichtigen Beamten aus Preußen auf die Blüte der gesamten deutschen Wissenschaft hat, zeigt sich vor allem in der Bakteriologie, einem neuen Fach, in dem nicht nur Emil von Behring den nobelpreiswürdigen Erfolg seiner Studien Friedrich Althoff mitverdankt.

Denn die Zukunft dieser neuen Forschungsrichtung entscheidet sich im Mai 1891 nicht etwa in einem Labor oder einer Klinik – sondern im Sitzungssaal des preußischen Abgeordnetenhauses.

DORT IST DIE STIMMUNG AN diesem 9. Mai unter den Parlamentariern vor der entschei-

denden Debatte gereizt. Wenige Monate zuvor erst haben sie dem Hygieneprofessor Robert Koch eine halbe Million Mark für ein neues „Institut für Infektionskrankheiten“ bewilligt – mitgerissen von dem weltweiten Enthusiasmus, den der Forscher mit seiner Ankündigung ausgelöst hatte, ihm sei die Herstellung eines Tuberkulose-Medikaments gelungen.

Nun ist das Institut noch nicht einmal vollendet – und das Heilmittel hat sich bereits als unwirksam, das ganze Projekt anscheinend als peinlicher Reinfall erwiesen. Soll man diesem Scharlatan wirklich noch einmal einen hohen Etat bewilligen, den er für weitere Studien fordert?

Ist er nicht offensichtlich im Irrtum mit der umstrittenen These, ansteckende Krankheiten würden durch lebendige Mikroorganismen ausgelöst – und seien am besten mit spezifischen Medikamenten zu bekämpfen, die sich aus dem jeweiligen Erreger selbst herstellen ließen?

Fast alle Abgeordneten sind medizinische Laien. Nur einer von ihnen, Rudolf Virchow, ist ein Arzt und Naturwissenschaftler von Rang – und Kochs erbittertester Gegner.

Nach Virchows weit verbreiteter Theorie werden Krankheiten durch einen örtlichen Zerfall von Zellen ausgelöst. Diesen Prozess könne die Medizin eher mit Hygienemaßnahmen beeinflussen und nicht mit der Jagd auf mikroskopisch kleine Wesen mit mysteriösen Eigenschaften.

Doch noch ehe Virchow seine Argumente in der Debatte vorbringen kann, stellt sich der Geheime Oberregierungsrat Friedrich Althoff ans Rednerpult. Nachdem er

Koch und Virchow für deren Verdienste gelobt hat, beschwört er eine „neue therapeutische Ära“ – und erlaubt sich dann, die Herren Abgeordneten auf einen anderen Gesichtspunkt hinzuweisen: „Die Sache hat auch eine patriotische Seite.“

Es gehe um „einen Ehrenpunkt“ der deutschen Wissenschaft. Und um deren gutes Recht, „da zu ernten, wo sie gesät hat“. Denn längst bemühten sich Forscher am französischen Institut Pasteur, aber auch in Österreich, in Russland und der Türkei, die revolutionären Erkenntnisse der deutschen Mikrobiologen zu verwerten. Daher sei der von Koch geforderte Staatszuschuss nicht zu hoch, im Gegenteil: „Es muss eine vollständige wissenschaftliche Mobilmachung erfolgen, da darf es in nichts an der Rüstung fehlen.“

Der militärische Jargon leuchtet den Abgeordneten besser ein als jede medizinische Erläuterung. Die Vertei-

Der Erfolg deutscher Spitzenforschung ist kein Zufall, sondern hat System

gung mühsam eroberten Stellungen, so die Botschaft, erfordert auch in der Wissenschaft preußische Ausdauer, Disziplin und unerschütterlichen Wagemut: den zur Innovation nämlich.

Kochs Etat wird mit großer Mehrheit beschlossen. Ein Sieg der Rhetorik – und ein Markstein der Medizingeschichte, gesetzt von einem preußischen Beamten.

Denn in Robert Kochs durch Althoff gerettetem „Institut für Infektionskrankheiten“ werden jetzt nicht nur

dessen eigene verfeinerte (und später mit dem Nobelpreis gewürdigte) Tuberkulosestudien möglich. Koch hat nun auch die Möglichkeit, eine ganze Generation junger Bakteriologen zu beschäftigen, die den Fortgang der Heilkunst auf Jahrzehnte hinaus prägen werden. Und unter Kochs ersten 14 Schülern erkennt Friedrich Althoff schon bald mit sicherem Gespür die Fähigsten.

Zum Beispiel Emil von Behring.

ALS BEHRING seinem Gönner 1892 zum ersten Mal im Ministerium Unter den Linden begegnet, hat der junge Medi-

einen algerischen Hammel zur Verfügung gestellt: ein Tier, dem Behring im Kochschen Institut nun Diphtherie- und Tetanuserreger injiziert.

Das Blutserum des Hammels, so Behrings Theorie, werde schon bald vom Körper des Tieres produzierte Gengifte enthalten. Und mit deren Injektion könne man einem krankheitsgeschwächten Menschen die anstrengende Abwehrreaktion gegen die Erreger abnehmen.

Es geht um eine völlig neue Art von Heilmitteln, die den Körper „wie einen Schinken von innen räuchern“ und ihn so gegen Krankheitserreger immun machen sollen. Heilmittel, mit denen Behring und dessen japanischer Kollege Kitasato möglicherweise sogar die Diphtherie besiegen können, jene Infektion von Hals und Kehlkopf, an der in Deutschland allein 1892 etwa 50.000 Kinder sterben.

Mit gewohnter Diskretion holt Althoff Erkundigungen über den Mediziner ein, informiert sich über dessen Charakter, dessen Thesen, dessen Vortragstil. Dann beruft er Behring als Hygieneprofessor nach Halle – wo man sich aber schon nach einigen Wochen über das mangelnde pädagogische Vermögen des streitbaren Neuzugangs beschwert. Doch Althoff vertraut seinem Gespür, bietet Behring eine Honorarprofessur in Bonn an, gründet schließlich für seinen Günstling in Marburg ein „Institut für experimentelle Therapie“ – trotz wütender Proteste der dortigen Professoren.

Behring, der durch einen (von Althoff vermittelten) Vertrag mit den Farbwerken Hoechst bereits seit Ende 1894 seine Diphtherie-Heilserum weltweit vermarkten

kann, ist begeistert von seiner neuen Unabhängigkeit. 1896 schreibt er nach Berlin: „Möge noch recht vielen, mit harten Widerständen kämpfenden Gelehrten die stützende Hand von Euer Hochwohlgeboren sich so wirksam erweisen wie mir.“

Besonders nötig hat die stützende Hand aus Preußens Kultusministerium Behrings Rivale Paul Ehrlich, ein jüdischer Immunologe, den Althoff ebenfalls im Kochschen Institut entdeckt hat und dem er einen ganz auf dessen Bedürfnisse und Fähigkeiten zugeschnittenen Karriereweg bahnt, vorbei an den mit antisemitischen Vorurteilen infizierten Berufsinstanzen.

Ein Brief Ehrlichs an seinen Fürsprecher vom Juli 1907 ist ein eindrucksvolles Zeugnis für Althoffs visionäre Wissenschaftspolitik – und ein beschämendes Dokument der Benachteiligung von Juden in Deutschland, die trotz ihrer von der Reichsverfassung garantierten Gleichberechtigung massivem Antisemitismus ausgesetzt sind.

„Ich persönlich danke Ihnen ja meine ganze Karriere“, schreibt Ehrlich. „Als Assis-

tent herumgeschubst und von der Universität absolut ignoriert, kam ich mir ziemlich unnütz vor. Ich habe nie einen Ruf an die kleinste Stelle erhalten und galt als Mensch ohne Fach, das heißt vollkommen unverwertbar. Wenn Sie nicht mit starker Hand und genialer Initiative für mich eingetreten wären, wäre ich vollkommen brachgelegt gewesen.“

So aber wird Ehrlich 1908 für seine bahnbrechenden Erkenntnisse über die Immunität mit dem Nobelpreis ausgezeichnet – als dritter von Althoffs Protégés im Fach Medizin.

NICHT ALLE FORSCHER sind auf die Gunst der preußischen Kultusverwaltung so angewiesen wie die Bakteriologen. Vor allem in der Physik werden einige der spektakulärsten Entdeckungen in anderen Teilen des Reichs gemacht, wo sich die Landesregierungen von der Übermacht der preußischen Universitäten ansprechen lassen: ein föderaler Wettbewerb zwischen den deutschen Ländern, der die Forschung zusätzlich beflügelt.

Zwar kann Althoff Forscher wie Philipp Lenard (Nobelpreis 1905 für die Erforschung der Kathodenstrahlung) an die Universität Kiel und Max Planck (Nobelpreis 1918 für die Quantentheorie) nach Berlin locken – und den jungen Heinrich Hertz geschickt aus dem badi-schen Karlsruhe ins preußische Bonn lotsen (wobei er verspricht, das Ministerium werde, was die gesetzliche Lehrverpflichtung des neuen Professors angehe, großzügig „durch die Finger sehen“).

Den um die Jahrhundertwende wohl populärsten deutschen Physiker aber kann

Die Genies aus den Instituten und Labors sind die Stars der Gesellschaft

ziner seinen bahnbrechenden Aufsatz über eine Therapie mit Blutserum zwar bereits geschrieben, aber er ist nach wie vor ein kaum bekannter Assistent des berühmten Robert Koch.

Erst später werden sich Legenden um den streitbaren Wissenschaftler bilden. Wird beispielsweise jene Geschichte erzählt, wie am Heiligen Abend 1891 ein hoch gewachsener Unbekannter eilig den Wachposten am Portal der Klinik in der Friedrichstraße passiert, ein Glasröhrchen mit gelblicher Flüssigkeit im Arztkoffer; wie er die rätselhafte Substanz im Diphtheriesaal einem längst aufgegebenen kranken Kind injiziert – und wie dieses bereits am Weihnachtsmorgen munter ist und rasch gesundet.

In Fachkreisen ist das Talent des jungen Behring längst bekannt. Robert Koch persönlich hat ihm für seine Studien



E = mc²: Albert Einstein erhält den Nobelpreis des Jahres 1921 – allerdings nicht für seine Relativitätstheorie, der jene emblematische Formel entstammt, sondern für die 1905 veröffentlichte Deutung des Fotoeffekts

der Ruf aus Berlin nicht locken. Wilhelm Conrad Röntgen, bis 1900 Professor in Würzburg, ist bereits kurz nach seiner Pioniertat so berühmt, dass er bald überall zu seinen eigenen Bedingungen forschen kann.

Innerhalb weniger Wochen hat das Röntgenfieber ganz Europa ergriffen. In Würzburg marschieren Tausende mit Fackeln und Musikzügen vor das Salonfenster des Physikalischen Instituts, nachdem der Forscherstar schon leutselig vor den Augen von Studenten, Offizieren und anderen Neugierigen die Hände eines Kollegen durchleuchtet hatte. Und während eines Urlaubs in Florenz wird Röntgens Hotel von italienischen Bewunderern förmlich belagert.

Alles, alles trauen die Menschen den unsichtbaren Strahlen zu. In London bietet ein Geschäftemacher verunsicherten Damen röntgenstrahlensichere Unterwäsche an. Das Parlament des US-Bundesstaats New Jersey diskutiert ein Gesetz, das den Einbau von Röntgenapparaten in Operngläser vorsorglich verbieten soll.

Und an einem New Yorker College brüsten sich die Lehrer ihrer innovativen Methoden: Man habe den Medizinstudenten komplizierte anatomische Zeichnungen per Röntgenstrahl ins Gehirn projiziert – und zwar mit Erfolg. (Berichte über die ersten Fälle von Strahlenschäden hingegen gehen in der allgemeinen Wissenschaftseuphorie unter; Röntgen und seine Entdeckung sind über jede Kritik erhaben.)

Alle Versuche, den Physiker der Nation nach Leipzig oder Berlin zu locken, sind für Röntgen nur aus taktischer Sicht interessant: Fast bei-

läufig lässt er die sächsische und preußische Wertschätzung seiner Person bei der bayerischen Staatsregierung durchblicken – die ihm zugleich sein Institut und seinen Hörsaal modernisiert und das Gehalt um ein Drittel erhöht.

Sogar Friedrich Althoff muss sich diesmal geschlagen

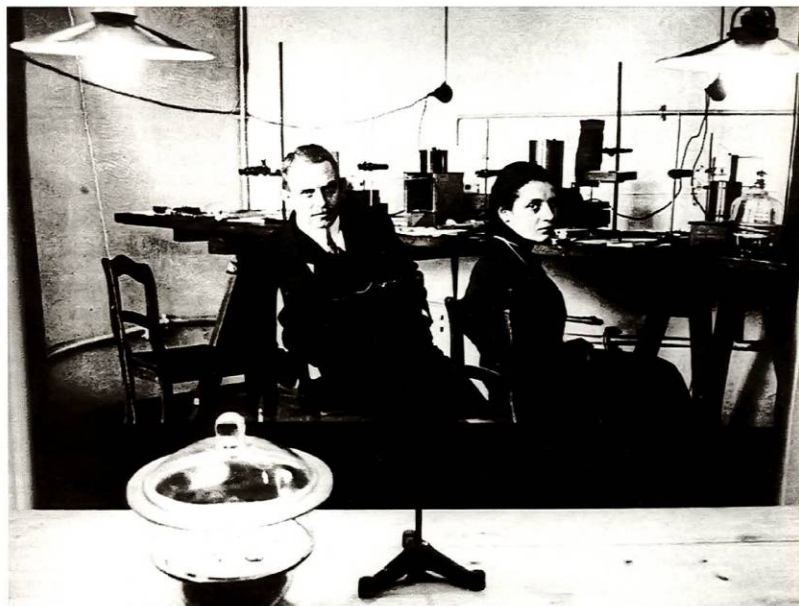
Disziplinen. Und ein Forschungsumfeld neuen Typs: außerhalb der Universität; bar jeder Lehrverpflichtung; protegiert vom Kaiser.

Vor allem aber: bezahlt von der deutschen Industrie.

Althoff wird bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1907 für diese Vision kämpfen, die

len Eingaben mit konkreten Forderungen ans Ministerium – damit er selbst nicht als Initiator dieser Vorschläge in Erscheinung tritt, sondern als neutraler Befürworter einer fachlich fundierten Anfrage aus der Wissenschaft.

Auch die erstmals so massive Beteiligung der Wirt-



Kernspaltung: Am 1912 eingeweihten Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie in Berlin erforscht Otto Hahn gemeinsam mit Lise Meitner wichtige Grundlagen der Kernphysik. 1938 gelingt Hahn die Spaltung des Urankerns mit Neutronen: Voraussetzung für Kernreaktoren – und die Atombombe

geben – und sein preußisches Röntgeninstitut ohne die Hilfe des Namensgebers der Strahlen einrichten. Aber der Wissenschaftsorganisator hat sich längst einem neuen, weit größeren Projekt verschrieben, das seine volle Aufmerksamkeit erfordert.

Ein Zentrum „der reinen Wissenschaft“ hat er sich – trotz klammer Finanzlage des preußischen Staates – in den Kopf gesetzt. Eine Reihe hervorragender Laboratorien an vorderster Front der neuen

er als „deutsches Oxford“ bezeichnet. Und die sein Vermächtnis werden soll.

Es ist eine Interessenallianz von Wirtschaft, Staat und Wissenschaft, die der Beamte in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts schmiedet. Mithilfe seines Netzwerks an Informanten. Mithilfe von engagierten Vorträgen beim Kaiser.

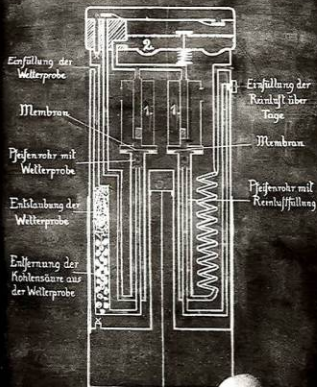
Und mithilfe strategischer Tricks: Nicht selten veranlasst Althoff Wissenschaftler seines Vertrauens zu offiziell-

Die Hauptteile der Konstruktion sind:

1. die beiden Pfeifen, rechts für Luft, links für Wetter

2. der Druckregler

3. die Pumpe



Die Pumpe ist teilweise ausgezogen

Die Rohrstutzen v. v. sind verbunden

schaft an der Planung neuer Forschungsstätten fädelt Althoff auf eine Weise ein, deren Subtilität schon in seiner früheren Korrespondenz mit Vertrauensleuten deutlich wird. „Genau nach Verabredung“, so schreibt Emil Fischer, der Doyen der deutschen Chemie, 1896 in einem Brief an Althoff, habe er eine Anfrage um Unterstützung an den Verband der chemischen Industrie formuliert und den Brief wie besprochen auch dem Ministerium zur Kenntnis geschickt – wo ihn Althoff offiziell bearbeiten und gutheißen kann.

Die erhofften Erfolge bringt die neue Allianz erst Jahre später. Zum 100. Geburtstag der Berliner Friedrich-Wilhelm-Universität im Oktober 1910 verkündet der Kaiser, dass nahe dem Botanischen Garten in Berlin-Dahlem die ersten Institute einer neuen Forschungseinrichtung gegründet werden, die den Namen „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft“ (KWG) tragen und der deutschen Forschung ihre weltweite Spitzenposition erhalten soll.

Die klügsten Köpfe des Reiches werden für die Leitung der jeweiligen Institute gewonnen. Fritz Haber soll dem Institut für physikalische Chemie vorstehen. Auch Albert Einstein wird ein Arbeitszimmer in Dahlem beziehen. Und im Senat der Gesellschaft sollen die Nobelpreisträger Paul Ehrlich, Emil Fischer und Jacobus van't Hoff die Naturwissenschaftler vertreten.

Zehn Millionen Mark an Spenden haben die Beamten der preußischen Kultusverwaltung im ganzen Reich für die neue Institution eingeworben. Anhand von Steuerunterlagen haben sie die wohlha-

besten Bürger identifiziert, sie im Namen des Kaisers angeschrieben und zu besonderer Großzügigkeit aufgefordert – manchmal über geeignete Mittelsmänner. „Einkreisung des Edelwildes“ nennen das die Spendenwerber.

Dafür werden den Gönnern von Krupp bis Siemens Mitspracherechte bei den Forschungsinhalten eingeräumt: Von den 20 Senatoren der KWG stammen 15 aus Industrie oder Finanzwirtschaft.

Oft aber gibt vor allem das Prestige, das die Mäzene durch ihre Spende gewinnen, den Ausschlag: Wer die deutsche Grundlagenforschung mit mehr als 100.000 Mark fördert, darf einen vom Generalintendanten der königlichen Schauspiele entworfenen grünen Feiertagstalar mit rotem Kragen tragen – und sich ein handschriftliches Dankschreiben des Kaisers ins Arbeitszimmer hängen.

FRIEDRICH ALTHOFF, der Vater des „deutschen Oxford“, kann den Dank seines obersten Dienstherrn für den Erfolg

Die Industrie spendet Millionen für ein »deutsches Oxford«

der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft aber nicht mehr entgegennehmen. Er stirbt 1908, gut zwei Jahre vor Gründung der KWG.

Seine Taktik aber, der Forschung bei Bedarf auch mit militärischer Rhetorik den Weg zu bahnen, hat weiterhin Erfolg. „Wehrkraft und Wissenschaft“, so formuliert der spätere Gründungspräsident der KWG, Adolf von Harnack, in einer Denkschrift, die

Forschung für den Krieg:

Ab 1914 stellen sich etliche deutsche Wissenschaftler in den Dienst des Militärs: auch der Chemiker Fritz Haber – hier bei einem Vortrag über eine vor explosiven Grubengasen warnende Schlagwetterpfeife. Er wird später Giftgas entwickeln



Vater der Quantentheorie:
Max Planck erschließt den Kosmos der Atome. 1918 erhält er den Nobelpreis für Physik – als einer der letzten Forscher, mit deren Ruhm das Kaiserreich sich schmücken kann

den Kaiser für das Projekt gewinnen soll, „sind die beiden starken Pfeiler der Größe Deutschlands.“

In den folgenden Jahren werden sich diese beiden Sphären näher kommen, als der Theologe Harnack ahnen kann.

*

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges am 1. August 1914 trifft die Forscher-gemeinde in Berlin-Dahlem unerwartet wie eine Naturkatastrophe. Die meisten Wissenschaftler sind unpolitisch oder zumindest schlecht informiert.

Bereits wenige Wochen nach Kriegsbeginn unterzeichnen 93 namhafte Naturforscher, Geisteswissenschaftler und Künstler ein Manifest mit dem Titel „An die Kulturwelt!“, darunter Planck, Fischer, Nernst, Röntgen und Haber. Das Pamphlet wird in allen großen Zeitungen abgedruckt und in zehn Sprachen übersetzt.

Damit stellen sich die Unterzeichner an die Seite des deutschen Militärs; nennen al-

les Reden vom Überfall der Deutschen auf das neutrale Belgien eine Lüge und werfen den Alliierten vor, gemeinsam mit „Negern, Mongolen und russischen Horden“ den Niedergang der weißen Rasse zu betreiben. Sie selbst stellen sie vorbehaltlos in den Dienst der kaiserlichen Kriegsmaschine. (Ein pazifistisches, von Albert Einstein unterstütztes Gegenpapier bringt es auf nur vier Unterschriften.)

Die Dahlemer Kaiser-Wilhelm-Institute müssen ihre bisherige Forschungsarbeit stark einschränken. Und in den modernen Laboratorien – einst im Glauben eingerichtet, die Wissenschaft könne die Menschheit auf eine höhere Daseinsstufe führen – wird nun der „Krieg der Chemiker“ vorbereitet, von dem nach Ansicht vieler Experten der Ausgang des Großen Krieges abhängen wird.

Das Vertrauen in die Allmacht der Naturgesetze wird zum Instrument eines übersteigerten Nationalismus – und der über Generationen aufgebaute Glaube an den unbedingten Segen des naturwissenschaftlichen Fortschritts in nur vier Jahren ad absurdum geführt.

Fritz Haber, der Kunstdünger-Experte, befiehlt bald 1500 Mitarbeiter. Beschleunigt in Zusammenarbeit mit der nationalen Kriegsstoffabteilung und der BASF die Herstellung künstlichen Salpeters, um den deutschen Truppen genügend Sprengstoff und Munition zu verschaffen. Rekrutiert Forscher wie Otto Hahn, James Franck und Hans Geiger für die Entwicklung von Senf- und Chlorgas – chemischen Waffen, die Haber „human“ nennt, da sie den Krieg angeblich verkürzen.

Habers Kollege Richard Willstätter, bekannt für seine Arbeiten über die Photosynthese der Pflanzen und als Erforscher der Blütenfarben, lässt die Naturbetrachtung ruhen und arbeitet nun an einer Mehrschicht-Gasmaske für den Einsatz an der Front.

Und längst fordern die Vertreter eines jungen, aufstrebenden Zweigs der Wissenschaft ein eigenes Kaiser-Wilhelm-Institut – ein Institut, das eine Generation später die deutsche Forschung auf Jahrzehnte diskreditieren wird. Mit mehr Ehrgeiz als anderswo in Europa und in den USA wird bald auch in Dahlem die Eugenik gegründet.

Die Deutschen nennen es: „Rassenhygiene“.

DER GLANZVOLLE AUFSTIEG
der deutschen Naturwissen-

schaft war nicht nur von einzelnen genialen Forschern getragen, von einer Gesellschaft im Rausch der Naturerkenntnis, sondern auch vom kollektiven Willen zur nationalen Vormachtstellung des eigenen Volkes: Er trug den Keim zum Niedergang schon von Beginn an in sich.

Der Krieg schließlich macht nun vielen Fortschrittsjüngern klar, dass die Macht des Wissens auch „ihre böse Hinterseite“ hat, wie es der Physiker Wolfgang Pauli später formuliert. Und dass brillante Forschung die Menschheit nicht notwendig auf eine höhere Stufe des Daseins führt – sondern auch zynisch missbraucht werden kann. □

GEO-Redakteur Jens Schröder, 31, hat für GEO EPOCHÉ schon häufig historische Gestalten porträtiert, etwa Kaiser Heinrich IV., der 1077 nach Canossa ging („Die Macht der Päpste“).

Ob antike Münzen

der Griechen
und Römer



Tetradrachme
ca. 140 v. Chr.



Aureus Hadrian
117-138 n. Chr.

altdeutsche Gepräge

von Aachen
bis Würzburg



Stolberg
Wernigerode
Dukat: 1784



Münster
Reichstaler 1661

Gold- und Silberrmünzen

des Deutschen
Kaiserreiches



10 Mark Gold
1873 Hamburg



5 Mark Silber
1888 Preussen

Ob Sie kaufen oder verkaufen möchten.

wir sind Ihre Berater in allen numismatischen Bereichen.

Münzenhandlung R. Löchte

Osnabrücker Straße 49 · 48429 Rheine
Tel. 0 59 71-6 51 05 Fax 0 59 73-50 37
www.muenzen-loechte.de
info@muenzen-loechte.de

Münzenhandlung Dirk Löffbers

Haddorf 44 · 48493 Wottringen
Tel. 0 59 73-90 02 83 Fax -9 61 86
www.loebbers.com
info@loebbers.com



Massaker in der Omaheke



Im Sommer 1904 treiben kaiserliche Soldaten mit Waffengewalt das Volk der Herero nach einem Aufstand in die Wüste Omaheke – und damit in den Tod. Südwestafrika ist 1884 in Besitz genommen worden und das älteste deutsche »Schutzgebiet«. Das Reich ist erst spät ins Rennen um die Aufteilung der Welt eingestiegen – dann aber mit Macht. In Afrika, im Pazifik, in China raffen die Deutschen, rücksichtslos und gierig, innerhalb weniger Jahre das viertgrößte Kolonialgebilde der Epoche zusammen

Gleißend steigt die Sonne im Osten über der Omaheke empor, einer Wüste im Süden Afrikas. Der 11. August 1904 wird ein flirrend heißer Tag werden am Großen Waterberg, nahe einer Viehtränke im düren Norden der Kolonie Deutsch-Südwestafrika. Ein strahlender Tag unter afrikanischem Himmel.

Wären da nicht in der Nacht die seltsamen Blitze gewesen; unaufhörlich zuckten sie vom Rand des schroffen Bergrückens aus ins Dunkel der Nacht. Und wären da nicht die Marschkolonnen von Soldaten, die sich seit Stunden auf den Berg zuquälen. Stolpernd, blutend, wohl still fluchend, weil sie sich am dichten Hackiesdorn immer wieder die Haut aufreißen. Die Soldaten – eine Marschkolonnie des deutschen Heeres – fürchten einen Hinterhalt. Doch der ist nicht zu sehen. Noch nicht.

Dieser 11. August 1904 wird Tod und Verderben über ein ganzes Volk bringen, über das Hirtenvolk der Herero, das sich seit sieben Monaten gegen die weißen Kolonialherren auflehnt. Am Ende dieses Tages wird in Südwestafrika der Hererokrieg, einer der blutigsten Kolonialkonflikte der Geschichte, seinem finsternen Höhepunkt zustreben. Und am Ende dieses Krieges werden Völkermord und Konzentrationslager stehen.

Es ist 8.45 Uhr an diesem Morgen, als Leutnant Müller von Berneck an der Spitze der Marschkolonnie plötzlich beschossen wird. Vor den Wasserlöchern von Hamakari am Waterberg knallt aus dem mit Dornbüschen und Kameldornbäumen bestandenen Gelände jenseits der Lichtung Salve um Salve.

Hier liegt die Schlüsselstellung der Herero. Hier tranken sie ihre Rinder, hier haben sie „Werften“ errichtet, ihre bei Bedarf schnell wieder aufzugebenden Dörfer. Etwa 5000 Krieger sind es, dazu Frauen und Kinder, Alte und Hirten mit dem Vieh – insgesamt wohl 50 000 Men-

schen um das Bergmassiv herum. Wenn sie diese Wasserstelle von Hamakari am Wüstenrand nicht halten, dann sind sie verloren. Die Schlacht am Waterberg hat begonnen.

DABEI HATTE DIE deutsche Kolonialmacht, die nun so rücksichtslos auftritt, sich erst spät, ja zögernd ins imperialistische Abenteuer gestürzt.

Im Jahrzehnt nach der Reichsgründung 1871 war zwar der Ruf nach einem „deutschen Indien“ in Afrika nach und nach lauter geworden. Publizisten und Professoren schrieben den Drang nach Übersee geradezu herbei. Der Hamburger Jurist und Afrika-Kaufmann Wilhelm Hübbe-Schleiden notierte beispielsweise 1879 in einer folgenreichen Denkschrift: „Eine Ausdehnung unseres Wirtschaftsgebietes ist das Einzige, was unser Volk vor der Versumpfung retten kann.“ Der Verleger Gustav Meinecke verkündete: „Was in Europa Großmacht ist und war, das ist auch Kolonialmacht.“

Und der wortgewaltige Historiker Heinrich von Treitschke behauptete, es sei eine „Lebensfrage für eine große Nation heute, kolonialen Drang zu zeigen“. Kolonialvereine und -parteien wurden gegründet und zählten bald insgesamt 200 000 Mitglieder.

Ganz unterschiedliche Motive brachten die Apologeten des deutschen Imperialismus zusammen. In den Jahren nach der Reichsgründung beherrschten vor allem bevölkerungspolitische und ökonomische Argumente die Debatte. Weil die deutsche Bevölkerung einerseits sehr schnell wuchs, andererseits die daraus folgende Auswanderung besonders in die USA als enormer Aderlass für die gerade geeinte Nation empfunden wurde, propagierte man die Emigration in ein noch zu findendes „Neudeutschland“.

Andere sahen in Kolonien die Lösung der sozialen Frage: Sozialdemokraten und andere unsichere Kantonsisten sollten in Gebiete jenseits der Meere expediert, soziale Spannungen gleichsam exportiert werden. Auch wirtschaftliche Argumente wurden zunehmend genannt: Neue Märkte und „Handelskolonien“ brauche das Reich; Kolonialenthusiasten warben für „Plantagen“- und „Bergbaukolonien“.

Zudem wurden immer lauter nationalpolitische Motive vorgetragen (etwa die Konkurrenz mit Großbritannien und Frankreich), bis schließlich Großmanns-



Etwa 12 000 deutsche Kolonisten wandern ab 1884 nach Südwestafrika aus, wo sie den einheimischen Hirten nach und nach Land und Lebensgrundlagen streitig machen. 1904 rebellieren die Herero. Die deutschen Truppen unter General Lothar von Trotha (unten, stehend r.) treiben daraufhin Tausende Menschen in den Tod und deportieren viele der ausge- mergeten Überlebenden in Lager

Hunger und Durst vollenden, was Waffengewalt begonnen hat



Nur Togo wird zum »Platz an der Sonne«





Togo, Deutschlands Vorzeigekolonie, ist die einzige Besitzung, die dem Reich Gewinne beschert. In der Hauptstadt Lomé sichten Offiziere lokale Rekruten für die Polizei, die in dem nur selten von Aufständen erschütterten Gebiet für Ordnung sorgt. Vom Geschäft mit Palmöl, Baumwolle, Kakao, Kaffee und Elfenbein aus Westafrika profitieren vor allem hanseatische Kaufleute

sucht die Köpfe vernebelte. Ausdruck „deutscher Weltmachtpolitik“ sollte das Kolonialreich nun sein – schien es doch, als würden die anderen europäischen Mächte sowie die USA und Japan die ganze übrige Welt in Kolonien, Schutzgebiete und Interessensphären aufteilen.

Doch alle Pläne waren zunächst am Widerstand Bismarcks gescheitert. Der Reichskanzler hatte für koloniale Projektmacherei nichts übrig. Deutschland dürfe „keine verwundbaren Punkte in fernen Weltteilen“ haben, erklärte er zu Beginn der 1880er Jahre.

Im Frühjahr 1884 aber änderte er seine Position und stimmte Schutzgarantien des Reiches für die „Lüderitzbucht“ zu – einen Streifen afrikanischer Küste, den der Bremer Tabakgroßhändler Adolf Lüderitz für sein Handelshaus durch zweideutige Verträge erworben hatte. Aus diesem Territorium ging bald die deutsche Kolonie Südwestafrika hervor.

ÜBER DIE MOTIVE des Sinneswandels streiten Historiker noch heute, zumal Bismarck selbst die „ganze Kolonialgeschichte“ einen „Schwindel“ nannte. Doch der Kanzler hatte den Wandel in der öffentlichen Meinung genau registriert: Lüderitz und andere Abenteuer, darunter Carl Peters in Ostafrika, warben für ihre Kolonialprojekte. Zudem hoffte Bismarck möglicherweise, die Begeisterung für die Überseebesitzungen würde von den sozialen Konflikten im Reich ablenken, etwa mit den Sozialdemokraten.

Entscheidend für den Machtstrategen aber waren schließlich wohl außenpolitische Gründe: Bismarck sah die Chance für eine koloniale Kooperation mit Frankreich. So könnte man ja das Verhältnis zum alten Feind aufbessern und zugleich eine enge Partnerschaft zwischen Frankreich und Großbritannien verhindern. London stritt sich bereits mit Paris und Moskau um Gebiete in Afrika und Zentralasien. Berlin konnte also ein Abenteuer in Übersee beginnen, ohne befürchten zu müssen, dass eine der bereits etablierten Kolonialmächte energisch einschreiten würde.

1884 wurden drei afrikanische Territorien zu „Deutschen Schutzgebieten“: Südwestafrika im April, Kamerun und Togo – auf Betreiben dort operierender Kaufleute – ein knappes Vierteljahr später. 1885 kam Deutsch-Ostafrika hinzu.

Zur gleichen Zeit wurde auch im Pazifik die schwarz-weiß-rote Flagge gehisst: auf Neuguinea (Kaiser-Wilhelms-Land), im Bismarck-Archipel und auf den Marshall-Inseln.

1897 annektierte das Reich zudem Kiautschou in China und erwarb zwei Jahre später die pazifischen Inselgruppen der Marianen und Karolinen sowie Palau und fast ganz Samoa. In 15 Jahren war ein Kolonialimperium zusammengerafft, das fast sechsmal so groß war wie das Mutterland, aber mit gut zwölf Millionen Menschen nicht einmal ein Fünftel von dessen Einwohnerzahl erreichte.

Zunächst gewährte Berlin nach dem Vorbild der britischen Ostindien-Gesellschaft lediglich Schutzgarantien für die jeweiligen Handels- oder Kolonialgesellschaften. Bismarck sprach deshalb stets nur von „Schutzgebieten“ – sozusagen Kolonien mit beschränkter Haftung des Reiches. Verwaltung und Erschließung der Territorien sollten die Kaufleute weitgehend selbst übernehmen.

Binnen weniger Jahre jedoch brach diese Konstruktion in Deutsch-Südwest- und Deutsch-Ostafrika zusammen: 1888 empörten sich dort Einheimische gegen die Fremden. Die drei deutschen Regierungsvertreter in Südwestafrika mussten fliehen.

Berlin schickte eine als Forschergruppe getarnte kleine Militärexpedition zur Wiederherstellung der deutschen Oberhoheit. Die meisten Territorien wurden nun direkt vom Reich übernommen; Kolonialbeamte und Schutztruppen verwalteten fortan die „Schutzgebiete“, wie die Kolonien weiterhin offiziell hießen.

Spät war also die „zweite Reichsgründung in Übersee“ erfolgt, doch in den 1890er Jahren hatte Berlin seine Herrschaft überall gefestigt. Bis 1914 zog es knapp 24 000 Deutsche in die Überseegebiete, davon die Hälfte in das dünn besiedelte Südwestafrika. Dort machten sie den halbnomadischen Herero-Hirten zunehmend die Weidegründe streitig – eine

wichtige Ursache des Aufstandes. „Wir sehen mit Entsetzen, wie ein Platz nach dem anderen in die Hände der Weißen übergeht“, schrieben Herero-Häuptlinge 1901 an den Gouverneur. Als immer entwürdigender empfanden sie die deutsche Herrschaft. Kaufleute trieben, wie Zeitgenossen berichteten, ahnungslose Herero-Familien in Schulden und nahmen ihnen als Kompensation die Rinderherden ab. Frauen wurden von Weißen vergewaltigt, und niemand kam dafür vor Gericht.

Schließlich sahen die Einheimischen keinen anderen Ausweg mehr als die Gewalt.

ALS HERERO-KÄMPFER am 12. Januar 1904 deutsche Farmen und die Eisenbahnlinie zwischen dem Hafen Swakopmund und der Hauptstadt Windhuk überfallen, sind Kolonialbeamte, Siedler und Regierungsmitglieder in Berlin schockiert. Zwar haben sich auch schon zuvor einzelne Gruppen in Deutsch-Südwest erhoben, doch stets war es schnell gelungen, diese kleinen Rebellionen niederzuschlagen. Diesmal jedoch ist der Angriff unter Oberhäuptling Samuel Maharero sorgfältig geplant und koordiniert.

Ein „derartiges gemeinsames und tatkräftiges Handeln“ eines ganzen Volkes „hätte ich ihnen niemals zugetraut“, schreibt Gouverneur Theodor Leutwein nach Berlin. Demütigend wirken die Nachrichten von den militärischen Erfolgen der Aufständischen.

Doch sollen die Deutschen nun, da sie endlich ihren „Platz an der Sonne“ erobert haben, sich diesen von einem „Negerstamm“ wieder abnehmen lassen? Von „schwarzen Barbaren“, die, so die Gräuelpromaganda im Reich, deutschen Frauen die Brüste abschneiden und die Kinder abschlachten? (Was frei erfunden ist: Zwar erschlagen die Aufständischen in den ersten Tagen 123 Siedler und Soldaten, doch schonen sie Frauen und Kinder, auch die Missionare.) In Berlin

kommt es zu heftigen Reaktionen. Der Kaiser persönlich verlangt, „den frechen Aufständischen die verdiente Strafe zuteil werden zu lassen“. Südwestafrika, die in der öffentlichen Wahrnehmung bedeutendste deutsche Kolonie, ist nationale Ehrensache geworden.

Ein Expeditionskorps wird nach Afrika geschickt. Zunächst brechen 500 Soldaten auf, bald werden 14 500 Mann in Deutsch-Südwestafrika stehen; denn nach den Herero erhebt sich auch das Volk der Nama im Süden. Generalleutnant Lothar von Trotha wird Kommandeur der Truppen. Der 56-Jährige hat Erfahrung mit Kolonialkriegen. 1896 hat er in Deutsch-Ostafrika die Wahehe-Erhebung niedergeschlagen. Vier Jahre später war er in China bei der Unterdrückung des „Boxeraufstandes“ dabei.

Als er am 11. Juni 1904 in Swakopmund eintrifft, dem wichtigsten Hafen von Deutsch-Südwestafrika, ist er sofort Herr der Kolonie. Alle Bitten von Gouverneur Leutwein um eine „negerehaltende Politik“ wischt er beiseite. Er lässt seine Truppen marschieren. Ziel: der Große Waterberg am Rande des Herero-Landes.

NACH DEN ERSTEN SALVEN der versteckten schwarzen Krieger nimmt dort die 11. Feldkompanie am 11. August 1904 im Sturm die Lichtung. Mit Maschinengewehren feuern die Deutschen in den Busch. Die Gegenwehr wird plötzlich schwächer. Doch da hören die Soldaten auf einmal Frauen schimpfen, direkt hinter der Kampflinie. Rhythmisch klatzen sie in die Hände, feuern die Männer an, immer kräftiger schwillt ihr Kriegsgesang an.

Auf die Soldaten bricht nun ein „ra-sendes Schnellfeuer“ herein, so berichtet später ein Deutscher; unter „Hohngelächter und Freudengeheul“ stürzen sich die Herero auf ihre Gegner. Binnen kurzem sind alle Offiziere dieser Kompanie gefallen oder schwer verwundet.

Doch trotz dieser siegreichen Attacke ist das Schicksal der Herero besiegelt. Zu ungleich ist der Kampf. Nahezu 4000 Soldaten haben die Aufständischen auf der Ebene um den Waterberg eingeschlossen. Über Funk halten die deutschen Verbände Kontakt untereinander. Nachts werden per Lichtsignal Informationen über eigene Positionen und die mutmaßlichen des Gegners ausgetauscht.



Deutsche Matrosen aus der Kolonie Kiautschou besuchen 1902 den Lama-Tempel in Beijing. Die Küstenregion mit ihrer von westlicher Architektur geprägten Hauptstadt Tsingtau ist die zweitkleinste Besitzung des Deutschen Reiches, aber immens wichtig: Mit ihr untermauert Berlin seinen Anspruch, an der Aufteilung des riesigen chinesischen Marktes beteiligt zu werden

An Chinas Küste entsteht ein »deutsches Hongkong«



Den Pazifik erobern vor allem Händler und Forscher





Mit einem Flaggenappell wird am 1. März 1900 die Kolonialherrschaft über Westsamoa gefeiert. Deutsche Kaufleute richten hier Plantagen ein und führen Kakao sowie Kopra aus. Nicht den Interessen der Wirtschaft, sondern der Wissenschaft dient dagegen die Hamburger Expedition zum Bismarck-Archipel 1908

Gegen 14 Maschinengewehre und 36 Geschütze können die mit Gewehren und hölzernen Wurfkeulen bewaffneten Herero kaum etwas ausrichten. Am Abend ist die strategisch wichtige Wasserstelle von Hamakari erobert. Unter den Aufständischen bricht Panik aus.

„Anscheinend in wilder Flucht“, so notiert ein Offizier, verlassen sie ihre Camps. Frauen laufen mit schreienden Kindern den hastig beladenen Ochsenkarren durch die trockene Savanne nach. Über Nacht durchbrechen wohl knapp 30 000 Belagerte mit ihren Herden im Südosten den Klammergriff – am schwächsten Punkt in den Linien des Feindes, zwischen zwei deutschen Abteilungen.

Am Morgen künden riesige ockerfarbene Staubwolken von ihrem Treck ins Verderben: Denn vor den Herero liegt nichts als die dürre Weite der Omaheke.

Und die Zurückgelassenen? Es gibt Aussagen afrikanischer Soldaten, die damals auf Seiten der Deutschen mitkämpften, wonach „alle Männer, Frauen und Kinder ohne Gnade getötet“ werden. Versprengten Gruppen gelingt es, sich zurück in die alten Siedlungsgebiete durchzuschlagen, wo sie später oft aufgegriffen werden.

Ob die Deutschen es darauf angelegt haben, die Aufständischen in die Wüste zu treiben, ist bis heute umstritten. Jedenfalls heißt es später im offiziellen Report des Großen Generalstabs: „Sollten die Hereros indessen versuchen, hier durchzubrechen, so musste ein solcher Ausgang der deutschen Führung umso erwünschter sein. Die wasserlose Omaheke sollte vollenden, was die deutschen Waffen begonnen hatten: die Vernichtung des Hererovolkes.“

Nach der Schlacht am Waterberg will Trotha den Aufstand „mit Stumpf und Stiel ausgebrannt“ sehen, als warnendes Beispiel für andere Völker in den deutschen Gebieten. Der Kolonialoffizier ist überzeugt, „dass sich der Neger keinem Vertrag, sondern nur der rohen Gewalt beugt“. Deshalb fordert er die „Ausübung des Terrorismus gegen jeden sich zeigenden Herero“.

Er lässt die Omaheke von seinen Truppen auf einer Länge von 250 Kilometern abriegeln. Sämtliche Wasserstellen werden besetzt. Kleine Trupps machen Jagd auf die Fliehenden. „Alle Nachzügler wurden niedergeschossen oder mit dem Bajonett niedergemacht“, berichtet ein

Augenzeuge. „Die große Masse der Hereromänner war unbewaffnet und konnte sich nicht wehren. Sie versuchten nur, mit ihrem Vieh davonzukommen.“

Apokalyptische Szenen spielen sich in der Omaheke ab. Patrouillen melden später entlang ausgetretener Wüstenpfade unzählige in der Sonne bleichende Gerippe von Mensch und Tier. „An vielen Stellen hatten die mit dem Dursttode Ringenden mit fiebernder Hand 15 bis 20 Meter tiefe Löcher aufgewühlt, um Wasser zu graben – vergeblich“, heißt es in einem der Rapports. Die Flüchtenden schneiden ihren Tieren die Kehle auf, um deren Blut zu trinken. Dürstende reißen Leichen den Leib auf, um aus deren Mägen noch einen Rest Flüssigkeit zu pressen.

AM NACHMITTAG des 2. Oktober 1904, fast zwei Monate nachdem die Herero in die Wüste geflohen sind, verliest Trotha vor seinen Offizieren einen Brief an die Geschlagenen – im Anschluss an einen Feldgottesdienst.

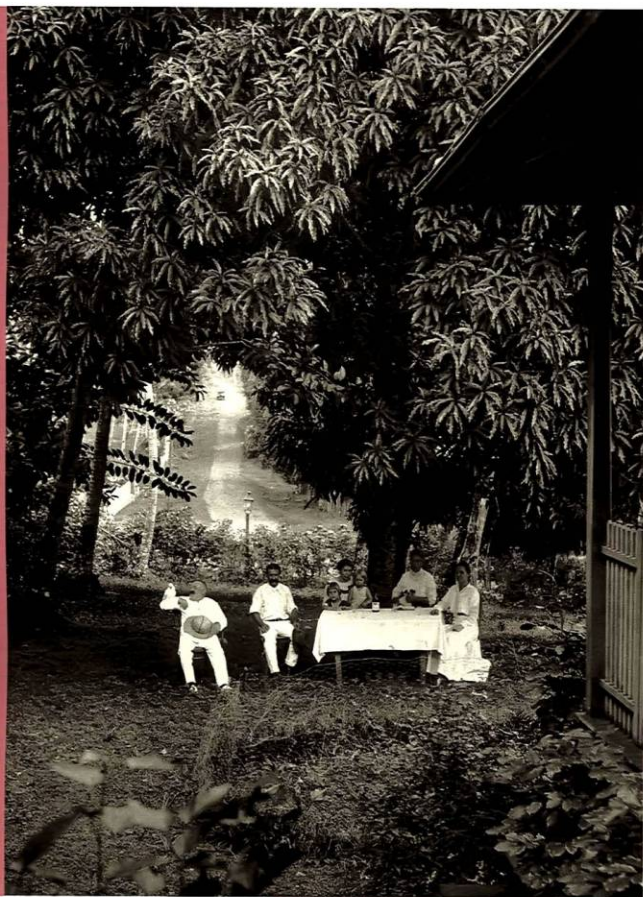
„Ich, der große General der deutschen Soldaten“, hebt die Proklamation an, und sie gipfelt in dem Satz: „Innerhalb der deutschen Grenzen wird jeder Herero mit oder ohne Gewehr erschossen, ich nehme keine Weiber oder Kinder mehr auf, treibe sie zu ihrem Volk zurück oder lasse auf sie schießen.“

Der Tag danach beginnt mit der Erhängung zweier inhaftierter Herero. Anschließend werden 30 Gefangene mit Trothas Brief in der Hand in die Wüste gejagt.

Der Ukas geht als „Vernichtungsbefehl“ in die Geschichtsschreibung ein. Den Offizieren erläutert Trotha mündlich, dass „das Schießen auf Weiber und Kinder so zu verstehen ist, dass über sie hinweggeschossen wird, um sie zum Laufen zu zwingen“. Zurück in die Wüste, in den sicheren Tod.

Trotha fügt noch einen weiteren Satz hinzu: „Die Truppe wird sich des guten Rufes der deutschen Soldaten bewusst bleiben.“

Mehr als 20 000 Deutsche suchen ihr Glück in Übersee



Viele Bürger fordern lautstark Kolonien. Doch nur wenige machen sich tatsächlich auf in die fernen Länder – so wie die Unternehmerfamilie Haaben, die in Apia auf Samoa eine Eisfabrik errichten lässt

Er ist mit seinen Vorstellungen nicht allein. Trotha glaubt, dass der Feldzug gegen die Herero Teil eines „Rassenkampfes“ ist. Der Chef des deutschen Generalstabs, Alfred Graf von Schlieffen, spricht ebenfalls davon und billigt ausdrücklich das Vorgehen seines Generals in Afrika. Der Krieg sei „nur durch Vernichtung oder vollständige Knechtung“ zu beenden. Wobei allein „das letztere Verfahren bei den jetzt gültigen Anschauungen auf die Dauer nicht durchzuführen“ sei. Sklaverei nein, Massenmord ja.

Auch Reichskanzler Bernhard Fürst von Bülow duldet zunächst die Kriegsverbrechen in der Kolonie. Erst nach öffentlichem Druck – vor allem von Sozialdemokraten und von Kirchen – und aus Sorge, das „deutsche Ansehen unter den zivilisierten Nationen“ könnte leiden, empfiehlt er Ende November 1904 dem Kaiser die Aufhebung der Trothaschen Proklamation vom 2. Oktober. Wilhelm II. zögert zwei Wochen, ehe er zustimmt. Der Reichskanzler weist den General an, gefangene Herero nicht in Reservaten unterzubringen, sondern in „Konzentrationslagern“.

Seit Dezember 1904 müssen ergriffene Herero in Ketten Zwangsarbeit leisten. Trothas „Kettenbefehl“ schreibt zudem vor, dass alle Inhaftierten eine Blechmarke um den Hals tragen müssen, mit den Buchstaben „G.H.“ für „Gefangener Herero“. Alle acht Tage soll einer erschossen werden, falls die anderen nicht bereit sind, das Versteck ihrer Waffen zu verraten. Doch auf Druck aus Berlin muss Trotha den Kettenbefehl und die Androhung von Erschießungen zurücknehmen.

Die Herero werden in die eilig errichteten Konzentrationslager gebracht. Auch wer nicht am Aufstand beteiligt war, kommt hinter Stacheldraht – wenn er das Lager denn erreicht.

Ein Gefreiter berichtet von einem Todesmarsch in eines der Lager: „Allerdings hatten wir von 150 Gefangenen nur 90 mitgebracht, da die übrigen vor Ermattung elendiglich umgekommen waren.“ Wer sich versteckt, wird niedergemacht. 40 Dörfer werden noch im

Sommer 1905 angegriffen, 260 Herero erschossen, 810 gefangen genommen.

Oft sind die Lager nicht viel mehr als ein paar Pfähle und Bretter, über die als Wand und Dach Sacktuch gespannt ist. Als Kleidung tragen die Häftlinge aufgetrennte Säcke aus rohem Leinen. In den Lagern grassieren Skorbit, Tuberkulose, Ruhr, Typhus, Fleckfieber. Die wenigen noch Arbeitsfähigen werden – für eine Monatsgebühr von zehn Mark an die Kolonialverwaltung – als Zwangsarbeiter verliehen. „Wie Vieh wurden Hunderte zu Tode getrieben und wie Vieh begraben“, schreibt ein Missionar über die Behandlung von Gefangenen in Swakopmund.

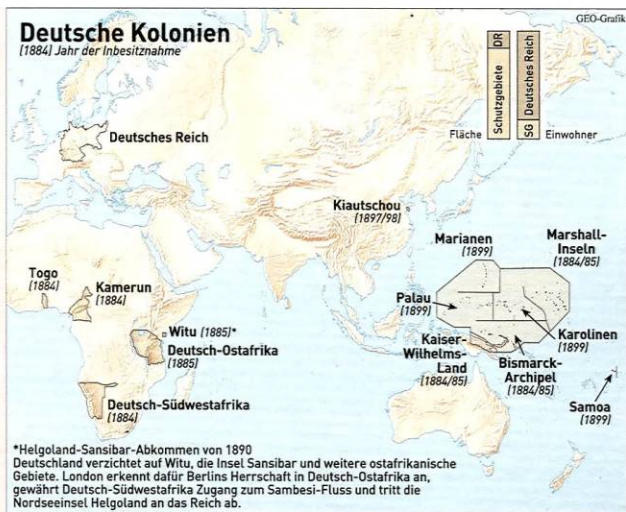
Auf der Haifischinsel in der Lüderitzbucht sterben in kurzer Zeit von 1795 Gefangenen 1032. Von 245 überlebenden Männern können noch 25 arbeiten, die anderen bewegen sich „nur noch an Stöcken“, wie ein deutscher Offizier notiert. Nach einer Aufstellung der Schutztruppe sterben zwischen Oktober 1904 und März 1907 insgesamt 7682 Gefangene, mehr als ein Drittel der Internierten.

Weil es über die Zahl der Herero vor der Erhebung nur Schätzungen gibt, existieren keine genauen Angaben über die Toten des Krieges in Deutsch-Südwest. Insgesamt, so haben Historiker ermittelt, kommen mindestens 30 000 Einheimische um, weit mehr als die Hälfte des gesamten Volkes. Bei den Deutschen werden etwa 1500 Tote registriert.

585 MILLIONEN MARK kostet der Krieg in Deutsch-Südwest das Reich. Obenhin ist das koloniale Abenteuer insgesamt für die Deutschen ein Verlustgeschäft, auch wenn einzelne Firmen bedeutende Gewinne einfahren. Neben den enormen Kosten für die Niederschlagung von Aufständen – in Deutsch-Ostafrika und Kamerun erheben sich fast zeitgleich Einheimische gegen die Deutschen – verschlingen die Überseegebiete weitere enorme Summen: Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs sind es 646 Millionen Mark an Reichszuschüssen. Nur das kleine Togo, die deutsche Musterkolonie, bringt mehr ein, als es kostet.

Die Kolonien werden weder zu wichtigen Absatzmärkten, noch sind sie bedeutende Rohstofflieferanten. Der

Um 1900 besitzt das Reich »Schutzgebiete« auf drei Kontinenten und damit Zugang zu billigen Rohstoffen, neuen Märkten und Land für Aussiedler. Doch die Kolonien sind insgesamt ein Verlustgeschäft. Ihre Erträge werden durch die hohen Ausgaben für Verwaltung und Kriege gegen Einheimische aufgezehrt



Import aus den Kolonien macht 1913 gerade 0,5 Prozent aller Einfuhren des Reiches aus.

Nur ein gutes Jahrzehnt nach dem Völkermord beendet der Erste Weltkrieg die deutsche Herrschaft in Südwestafrika. Im Frühjahr 1915 muss sich die Schutztruppe einer südafrikanischen Invasionsarmee ergeben. In Togo wie in den pazifischen Gebieten haben die Deutschen bereits kurz nach Kriegsbeginn kapituliert. In Kamerun dauern die Kämpfe bis 1916, in Ostafrika noch ein weiteres Jahr. Nach 33 Jahren ist das koloniale Abenteuer der Deutschen zu Ende.

*

Im September 2001 strengen die Nachkommen der Herero in den USA Sammelklagen an gegen die Bundesrepublik Deutschland, die Deutsche Bank und das Nachfolgeunternehmen der Hamburger Handelsgesellschaft und Reederei Woermann, die damals Zwangsarbeiter beschäftigte. Sie verlangen Wiedergutmachung in Milliardenhöhe. „Ich will die Wunden der Herero geheilt sehen“, sagt ihr Häuptling Kuaima

Riruako. „Die deutsche Regierung soll sich ihrer Verantwortung stellen.“ Doch weil sich die Berliner Justizverwaltung weigerte, die Klage gegen die Bundesrepublik zuzustellen, zogen die Herero sie erst einmal zurück – freilich „ohne Anerkennung einer Rechtspflicht“. Über die Klage gegen die beiden Unternehmen wird demnächst ein US-Gericht entscheiden.

Am Waterberg stehen weiße Steintafeln auf den Soldatengräbern der gefallenen Deutschen; die Inschriften werden sorgfältig gepflegt. Für die toten Stammeskrieger dagegen wurde kein Gefallenfriedhof angelegt. Und eine Gedenkfeier für die Opfer zum 99. Jahrestag der Schlacht im August 2003 ließ die namibische Regierung verbieten – als Gefahr für den Frieden im Land. □

Andreas Kölln, 43, hat Literaturwissenschaften und Philosophie studiert. Als politischer Korrespondent hat er in Berlin oft in der Nähe der Wilhelmstraße 62 zu tun, dem einstigen Sitz des Reichskolonialamts.

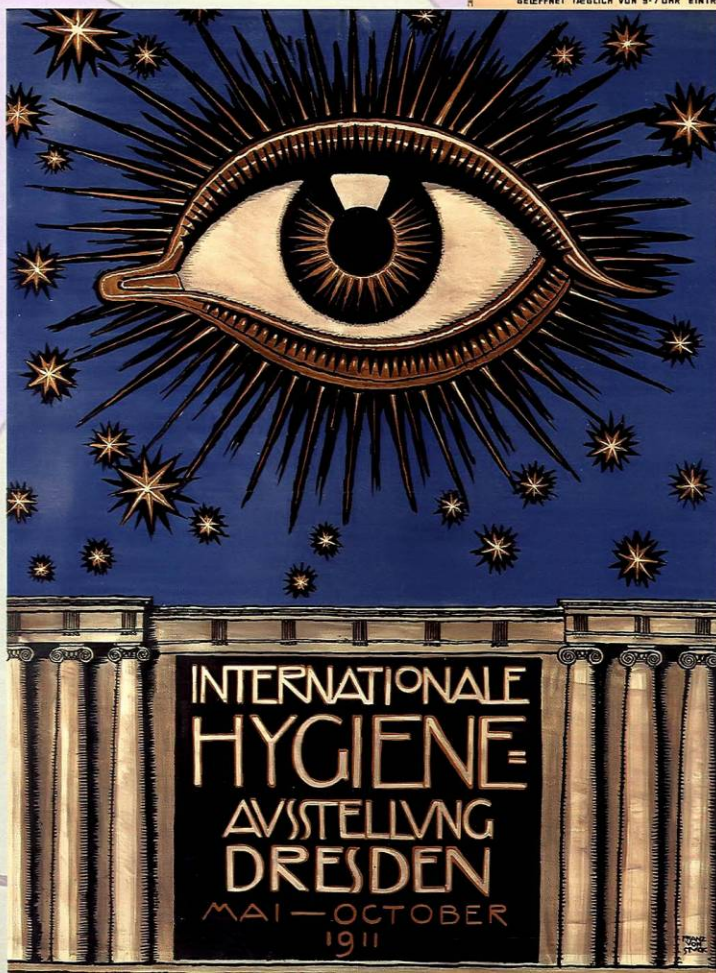


Die Kunst der Verführung

Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Kaufkraft wächst und zugleich auch das Warenangebot, beginnt ein neues Gewerbe den Handel zu steuern und Sehnsüchte zu wecken – die Werbung. Mit kunstvollen, das Auge bannenden Plakaten hebt sie Namen von Produkten und Fabrikaten hervor, erschafft Weltmarken wie Nivea und Persil – und erzeugt zugleich ein neues soziales Verhaltensmuster: den Konsumrausch



III. KUNSTAUSSTELLUNG MAI - OKTOBER 1901
BERLINER SECESSION
 KANTSTRASSE 12 NEBEN DEM THEATER DES WESTENS
 GEÖFFNET TÄGLICH VON 9-7 UHR EINTRITTSPREIS MK1

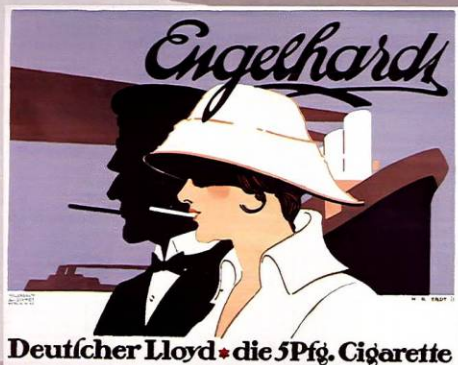


Zeitlose Vor-
 bilder: Plakate für
 die Werkschau
 der Avantgardisten-
 Gruppe »Berliner
 Secession« (Thomas
 Theodor Heine)
 und die Dresdner
 Hygiene-Ausstellung
 (Franz von Stuck)

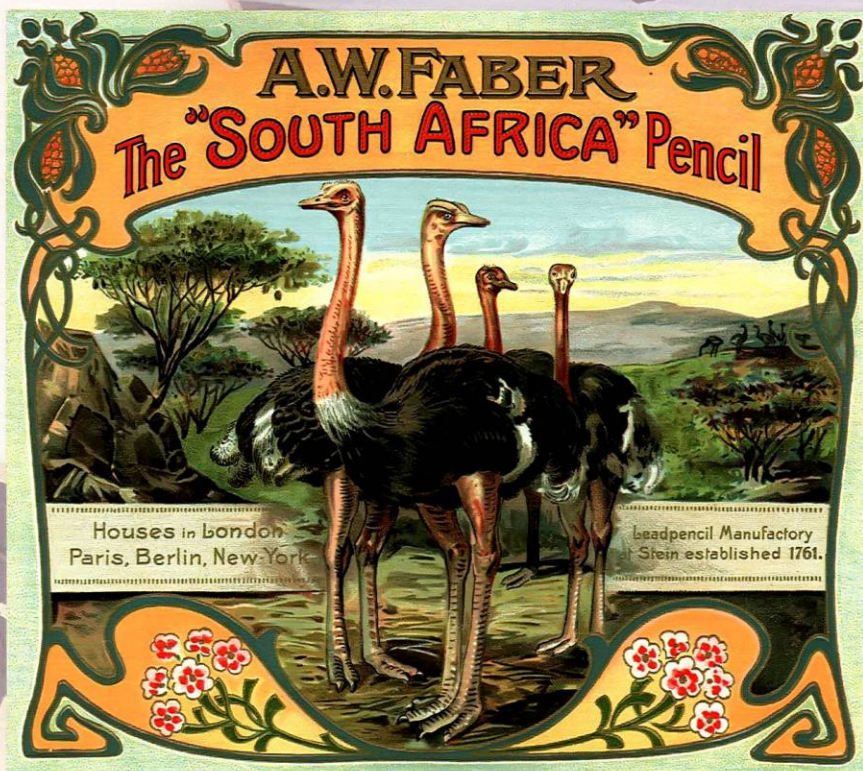
Zwischen 1894 und 1913
werden fast 190 000 deutsche
Warenzeichen eingetragen.
Die berühmtesten, wie Odol oder
Pelikan – oder die Schweizer
Firma Maggi – haben bald
gegen Dutzende von Plagiaten
zu kämpfen



Markentreue



Schon für ein paar Pfennige
das Lebensgefühl eines Welt-
reisenden: Vor allem Ziga-
retten-, Kaffee- und Schokolade-
anzeigen verkaufen stets
auch ein Flair von Luxus – wie
auf diesem Plakat von Hans
Rudi Erdt (1915)



Mit dem Versprechen, in
Qualität und Preis konstant zu
bleiben, erobern Markenartikel
die Weltmärkte: Der Schreib-
gerätehersteller Faber-Castell etwa,
ein 1761 bei Nürnberg gegrün-
deter Familienbetrieb, verkauft
seine Bleistifte um 1900 bis nach
China und Südafrika – in landes-
typischen Verpackungen

*Initialzündung: Der Berliner
Grafiker Lucian Bernhard prägt
von 1903 an eine radikal
schlichte Form des »Sachplakats«
wie diese Bosch-Reklame –
und steigt auf zur Leitfigur der
deutschen Werbeszene*



*In der Hauptstadt setzt sich die
Reklame besonders schnell durch. Selbst
kleinere Berliner Modehäuser wie
Thiéry & Sigrand buhlen hier mit Aushän-
gen um Kunden, ab 1896 kommen
auch Leuchtschilder und Werbefilme auf*

OPEL

Millionen von Mark geben Markenhersteller schon um 1900 für Werbekampagnen aus, die sich immer mehr auf schnörkelfreie, plakative Bilder konzentrieren: Der Grafiker Fritz Schön etwa lässt für ein Plakat die ganze Faszination des Automobils allein im Namen seines Auftraggebers gipfeln

Lebensgefühl



OPEL

AUTOMOBILWERKE
RUSSELSHEIM & FRANKFURT

2000 ARBEITER

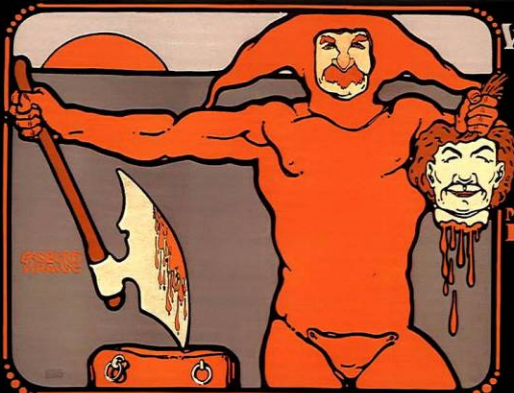


Berlin
W.66

Wilhelm
Str. 48.

Man verlange
Skizzen

Man verlange
Preise



fingerichtet

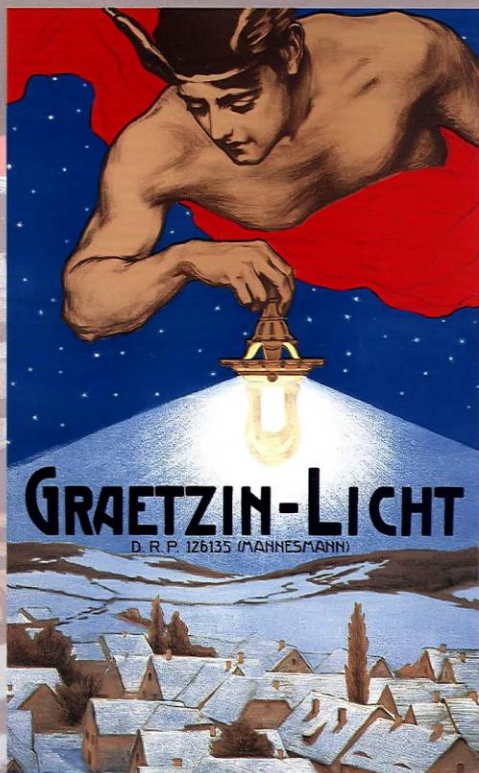
sind alle Augen auf Plakate von Emil Saatz.

Konservative »Heimatschützer«
wehren sich vergebens gegen den
Triumph der Werbung: Zwischen
1890 und 1910 wächst die Branche
so sehr, dass Grafiker wie der
Berliner Emil Saatz ihre Arbeit
immer greller anpreisen

Mit Poseidons Kraft: Dem
Vorbild des Franzosen Jules
Chéret folgend, der als Be-
gründer der modernen Plakat-
kunst gilt, verwenden auch
deutsche Werber um 1900 oft
bekannte, auf der Straße auch
beiläufig erkennbare Symbole

**BOOTS
MOTORE**
MOTORBOOTE
AUTOMOBILMOTORE
Maschinen- u. Armaturenfabrik
vorm. **H. Breuer & Co.**
HÖCHST a.M.

Konsumkult



Viele Firmen werben mit antiker
Mythologie – auch die Lampenfabrik
Graetz, die ihre Gasleuchte
»Graetzin-Licht« vom Götterboten
Hermes bringen lässt □





Gesichter der Großstadt

Heinrich Zille zieht als Kind mit seinen Eltern nach Berlin – wie Hunderttausende andere, die dort Arbeit suchen. Als 1908 sein erstes Buch mit Porträts der kleinen Leute und ihrer Lebensumstände erscheint, ist er als Zeichner längst berühmt. In der Reichshauptstadt säumen inzwischen prachtvolle Stadthäuser breite Boulevards, protzige Paläste die großen Plätze. Doch in den Hinterhöfen oder beim Kiesgrubenwärter, bei dem Zille seine Zigarre raucht, herrschen Armut und Kriminalität, Schmutz und Elend – die andere Seite der drittgrößten Metropole Europas

Vielleicht wird er einen Gang durch Berlins alten Stadtkern machen. Durch die schmalen Gassen des Krögel, in denen man Platzangst bekommt. Vorbei an den eng stehenden Häusern, von denen der Putz abblättert, vorbei an den Werkstätten und Remisen. Weiter in die dunklen Hinterhöfe, in denen die Mülleimer überquellen. Zu den finsternen Treppenaufgängen mit den ausgetretenen Stiegen.

Er wird ein paar Fotos machen. Oder ein paar schnelle Skizzen in den Block. Und dann in die Kneipe gehen, vielleicht in den „Lindengarten“ am Spreeufer. Oder in den „Nussbaum“ in der Fischerstraße, wo die entlassenen Häftlinge aus den Zuchthäusern Plötzensee und Sonnenburg ihre neue Freiheit feiern. Da wird das eine oder andere markante Profil zu finden sein. Eine Schlägervisage unter einer Ballonmütze. Ein zerschnittenes Gesicht.

Oder er geht doch auf den Rummel im Charlottenburger Lietzenseepark. Ein paar schiefe Buden zeichnen, Frau-

en ohne Unterleib, mit großem Busen. Kinder, die sich vor der Bühne der Ringer drängeln. Die Zeitschriften mögen solche Bilder. Und Heinrich Zille braucht Geld.

Ein Jahr zuvor, 1907, hat er seine Arbeit bei der „Photographischen Gesellschaft“ verloren. Nach 30 Jahren. Plötzlich war er kein Angestellter mehr, sondern freiberuflicher Presse- und Witzblattzeichner. Bekannt geworden ist der 49-Jährige durch seine Zeichnungen – nun müssen sie ihn und seine Familie auch ernähren.

Klagen kann er nicht. Soeben ist sein erstes Buch im Verlag der „Lustigen Blätter“ erschienen: „Kinder der Straße“, ein Album mit seinen Arbeiten. Auf dem Titel eine Hure, die von Polizisten weggeführt wird und während die Faust schüttelt. Das Buch ist ein gewaltiger Erfolg. Auch die Illustrierten und Witzblätter drucken seine Hinterhof- und Mietskasernengeschichten. Aber bitte nicht nur solche, die den Leser trübsinnig machen. Deftig, volkstümlich derb und heiter sollen sie schon sein.

Die Zeitungen mögen eben am liebsten Erfolgsgeschichten, Aufsteigergeschichten – Berichte von kleinen Leuten, die sich als Kneipenwirte oder fliegende Händler selbstständig gemacht haben und erfolgreich sind. Geschichten, wie Zilles eigene: vom Armeleutkind zum bekannten Armeleutemaler. Denn die liefern den Beweis, dass man in Berlin etwas werden kann. Dass es in der Hauptstadt immer nur aufwärts geht.

„BERLIN WIRD Weltstadt“, hat rund 40 Jahre zuvor der Hausdiener Friedrich in der Lokalposse „Hausseggen“ gespottet. „Schon wieder ein Haus eingestürzt, drei Menschen spurlos verschwunden und sechs neugeborene Kinderleichen an der Waisen-

brücke gefunden. London und Paris können nicht mehr mit uns konkurrieren. Berlin wird immer größer.“

Um die Jahrhundertwende hat die Realität die Posse längst überholt. In nur drei Jahrzehnten ist die alte Residenz-, Beamten- und Garnisonsstadt nach der deutschen Reichsgründung 1871 zur modernsten und am raschesten wachsenden Metropole Europas geworden, zur Großstadt par excellence, zur Retorte der Modernität.

Vor den Augen der Zeitgenossen verändert sich Berlin in einer bisher nicht gekannten und für viele erschreckenden Geschwindigkeit. „Das Baufieber raste in den Adern der Stadt“, schreibt einer. Die Metropole wächst und wächst; sie erobert das Land ringsum und die innerstädtischen Grünflächen, wird unübersichtlicher, turbulenter, lauter.

„Berlin ist Spekulation, ungesunde Tempobeschleunigung, die Stadt schießt hinein ins Auswärts, sie kommt nicht götig oder werbend“, klagt später der Nationalökonom Alfons Goldschmidt. „Sie reißt Landstücke an sich, sie pffropft ihre Hässlichkeiten hinein.“

„Spree-Athen ist tot, und Spree-Chicago wächst heran“, meint der Großindustrielle und spätere Außenminister Walther Rathenau. Und Mark Twain hält Chicago im Vergleich mit Berlin für „geradezu ehrwürdig. Die Hauptmasse der Stadt macht den Eindruck, als wäre sie vorige Woche erbaut worden“.

Rund um die Kapitale wachsen Schornsteine in die Höhe. Berlin ist das größte Industriezentrum Deutschlands, Standort von Borsig, der Agfa sowie der beiden Elektroriesen Siemens & Halske und AEG – Unternehmen, die Berlin zur Welthauptstadt der Hochtechnologie gemacht haben. Die Produktionsanlagen werden so groß, dass sie ins Umland abwandern müssen.

Borsig verlegt die gesamte Produktion nach Tegel; hier sind fortan der Bau von Lokomotiven, von Dampfmaschinen, Kältemaschinen und Pumpwerken konzentriert. Neben dem Stahlwerk, der Gießerei, der Kesselschmiede, den Lokomotivwerkstätten entstehen ein eigenes Kraftwerk, ein eigener Hafen und eine eigene Wohnsiedlung für Angestellte und Facharbeiter: Borsigwalde.



»Ernst in Scherz« ist Zilles Motto, unter dem er das Leben der Armen Berlins mit dem Zeichenstift festhält. Hier fragt das Kind seine Mutter, was sie denn kochte: »Wäsche, Du Dummlack!« – »Schmeckt'n det jut?!«

Das Proletariat kann sich Selbstmitleid nicht leisten, weder die Reisigsammlerinnen am Rande Charlottenburgs, 1898 von Zille fotografiert, noch die Mutter und ihr erwachsener Sohn, die sich eine Kellerbehausung in Friedrichshain teilen. Um 1895 lebt fast die Hälfte aller Berliner in Wohnungen mit nur einem beheizbaren Raum





Vierstöckige Mietskasernen im Arbeiterviertel: In »Meyers Hof« drängen sich rund 2000 Menschen

Siemens beginnt im Nordwesten Berlins mit dem Bau der „Siemensstadt“, einem Industrieviertel mit Wohnstätten, Straßen, Brücken, Verkehrsverbindungen.

Jahr für Jahr nimmt die Metropole Massen von Zuwanderern auf. Jeder Zweite in Berlin sieht aus, als wäre er eben erst aus dem Zug gestiegen – desorientiert und entschlossen zugleich.

Der echte Berliner ist nicht in Berlin geboren. Der kommt aus Brandenburg, Ostpreußen und Schlesien.

Viele Neuankömmlinge sind Juden aus den preußischen Provinzen oder aus den Ländern Osteuropas. Im Jahr der Reichsgründung hatte die neue Hauptstadt 826341 Einwohner; am 1. Dezember 1900 werden 1888848 Berliner

gezählt. 1905 leben mehr als zwei Millionen Menschen in der Stadt.

Die viel zitierte Verdoppelung „Berlin! Berlin!“ steht für das Berliner Tempo. „Die elektrischen Wagen und die Trams bilden eine ununterbrochene Linie“, schreibt die Baronin Spitzemberg in ihr Tagebuch. „Wagen aller Art, Droschken, Drei- und Zweiräder zu Hunderten fahren neben-, vor-, hinter- und oft aufeinander, das Läuten aller dieser Vehikel, das Rasseln der Räder ist ohrzerreißend, der Übergang der Straßen ein Kunststück für den Großstädter, eine Pein für den Provinzler.“

Die erste elektrische Straßenbahn der Welt startet 1881 in Lichterfelde. Der Fortschritt aber wird nicht von allen begrüßt: Biologen warnen vor magnetischen Feldern, die von der Oberleitung erzeugt würden und negativen Einfluss auf die menschlichen Körpersäfte nähmen. Tierschützer sagen ein Massensterben unter Vögeln voraus.

Die neue, Zug um Zug eingeführte Stadtbahn ist Europas erste Hochbahn überhaupt. Unter ihren Ziegelarkaden richten sich Läden und Gastwirtschaften ein. Während oben die Züge rollen, bestellt man eine Etage tiefer die nächste Molle. 1896 ist mit dem Bau des U-Bahn-Netzes begonnen worden. Und trotz seiner hoch entwickelten Verkehrsmittel, trotz zehn Fernbahnhöfen ist Berlin eine der autoverrücktesten Städte Europas. 1902 muss der erste Polizist zur Verkehrsregelung auf den „Linden“ abgeordnet werden.

„Sähe ein Unbeteiligter, Ruhiger von irgendwoher hinein in dieses unablässige Rollen, Tuten, Drängen, Rufen, Scharren, Klingeln, in dieses Vorwärtsschieben und Umherwimmeln“, notiert ein Beobachter, „es müsste ihm vorkommen, als jage ein böser Dämon alle diese Menschen dort im Kreise umher.“ Nervosität und Übererregung sind die typischen Krankheiten der Großstadt.

„Meyers Konversations-Lexikon“ attestiert den Berlinern ein „keckes, dreistes Auftreten“. Ein „ganz unangemessener Stolz auf B. und seine Herrlichkeit ist dem Berliner eigentümlich. Er glaubt steif und fest an das alte Anagramm des Namens B.: Berolinum – lumen orbi. Berlin – Licht für die Welt.“

Berlin ist großspurig, bombastisch, prahlerisch und auf plumpe Weise protzig – geltungssüchtig wie sein Kaiser. „Der Parvenü der Großstädte und die Großstadt der Parvenüs“, spottet Walthar Rathenau.

ABER HIER IN BERLINS Norden und Osten, auf der hässlichen Rückseite der lärmenden, aufstrebenden Stadt, in den heruntergekommenen Arbeitervierteln, wo geht es hier schon aufwärts? In den düsteren Stadtlandschaften von Zilles Kindheit hat sich nichts zum Guten geändert, seit er und seine Eltern nach Berlin gekommen sind.

Neun Jahre alt ist Heinrich, als die Familie Zille im November 1867 aus Sachsen in Berlin eintrifft. Mit wenig Gepäck und wenig Geld. Aber der Hoffnung, in der schnell wachsenden Industriestadt eine Anstellung und eine gesicherte Existenz zu finden.

Wohnungen sind knapp, damals schon. Die Nachfrage übersteigt ständig das Angebot. Und eine skrupellose Grund- und Bauspekulation sorgt dafür, dass es auch so bleibt. Wer wie die Zilles kein Geld hat, der strandet in den Mietskasernenvierteln der ärmeren Vorstädte im Norden und Osten der Stadt, im Wedding oder in der Luisenstadt (im heutigen Kreuzberg), in Neukölln, in Friedrichshain. Oder es verschlägt ihn in das Gewirr schmaler und feuchter Gassen des Scheunenviertels nördlich des Alexanderplatzes, das als die verrufenste Gegend Berlins gilt.

Hier ist die niederste Prostitution zu Hause, kleine Händler betreiben hier ein armseliges Gewerbe, und jüdische Einwanderer aus Russland oder Polen suchen hier eine erste Unterkunft. „Frauen mit bemalten Gesichtern, mit großen Schlüsseln in den Händen strichen herum wie in der Zosina-Wolja-Gasse in Stanislaw oder in der Spitalna in Lemberg“, berichtet ein Besucher. „Juden gingen herum, gekleidet wie in Galizien, Rumänien und Russland.“

Die Familie Zille findet eine Unterkunft in der Andreasstraße, in unmittelbarer Nähe des Schlesischen Bahnhofs. Hier leben die ganz Armen, hier lebt das Lumpenproletariat. Eine Kellerwohnung, eine Stube, eine Küche. „Zerris-

sene Tapeten, dunkle Konturen, wo einst Bett und Schränke gestanden hatten. Blutflecke zerquetschter Wanzen und in der Ecke ein Packen Stroh, das sollte unser Bett sein“, erinnert sich Zille.

Abweisend, zweckmäßig und eintönig, haben die Mietskasernen in der Tat viel gemein mit Soldatenunterkünften. Vier bis sechs Stockwerke sind sie hoch, quadratisch um einen Innenhof angelegt und sich in die Tiefe vervielfachend. Die Hinterhöfe sind düster und stickig, erfüllt vom Lärm der kleinen Handwerksbetriebe.

Das Klopfen, Hämmern und Sägen aus den Werkstätten übertönt den ganzen Tag hindurch Kindergeschrei und das Rufen und Schwatzen der Mütter. Hier stehen überquellende Mülleimer und oft auch der Abort. Nach der Berliner Bauordnung, die bis 1887 gilt, brauchen die Hinterhöfe nur eine Länge und Breite von je 5,30 Meter zu haben – so groß, dass der Spritzenwagen der Feuerwehr darin eben wenden kann. „Schmaler Hof, aber schön hoch“, lautet der Hinweis eines Hauswirts auf einer Zeichnung von Zille.

„Kaum irgendwo in der Welt wohnt man so dicht; es ist, als ob nicht für Menschen Unterkunft geschaffen werden sollte, sondern für Maulwürfe“, ist in der Zeitschrift „Die Zukunft“ zu lesen. Die Wohnungszählungen von 1900 und 1905 bringen Zustände zutage, die den sozialdemokratischen Abgeordneten Albert Südekum zu dem Schluss kommen lassen: „Man kann einen Menschen mit einer Wohnung geradeso gut töten wie mit einer Axt.“

Um 1895 leben in Berlin 43,7 Prozent der Bevölkerung in Wohnungen mit nur einem beheizbaren Zimmer, das in der Regel gleichzeitig als Küche, Wohn- und Schlafstube dient. Die Gemeinschaftstoilette auf dem Treppenhof oder im Hof wird manchmal von mehr als 40 Personen benutzt. Licht und Luft kommen oft allein über Lichtschächte –

wenn die Wohnung nicht gleich im lichtlosen Keller liegt. Drangvolle Enge herrscht überall. Kinder, Kranke, zwischendrin viel zu schnell gealterte Frauen, die als Heimarbeiterin etwas dazuverdienen versuchen.

Für sieben Pfennig die Stunde, selten mehr, nähern sie für einen Zwischenhändler Kindermäntel mit Pelerinen oder Malerkittel. Bis zur Erschöpfung wird die auf Raten gekaufte Nähmaschine getreten. Oder sie fabrizieren Hüte, Kunstblumen, Knallbonbons oder – wie Zilles Mutter – Tintenwischer.

Um ihre Miete bezahlen zu können, sind viele gezwungen, in den ohnehin schon überfüllten Wohnungen „Schlafburschen“ aufzunehmen. Dann müssen die Kinder zusammenrücken, auf zusammengeschobenen Stühlen schlafen oder auf dem Fußboden, um Platz für den zahlenden Schlafgänger zu schaffen.

Hier stinkt es nach Armut, nach verbranntem Kohl und billigem Schnaps, nach Schweiß und feuchten Wänden. Der Armenarzt behandelt Dirnen, die von Zuhältern geprügelt werden, und an Sommerdiarrhöe leidende Kinder – Folge verdorbener Milch und schlechter Luft in den überhitzten Mietskasernen. Er kümmert sich um Schwindsüchtige und Geschlechtskranke.



Feuchte Neubauten werden von den Armen bewohnt, bis sie für Reichere beziehbare sind. »Trockenwohner« bleiben daher nur so lange, bis »wat Neuet, wat noch nass is, frei is«

Die Mieten schießen, trotz dieser Zustände, ständig weiter in die Höhe. Als das Haus Hirschelstraße 14, in dem der Schriftsteller Theodor Fontane mit seiner Familie seit neun Jahren zur Miete lebt, an einen Bankier verkauft wird, erhöht dieser die Miete auf das Dreifache, obwohl das Gebäude eine abfallübersäte Ruine ist, mit einem Hof, der aussieht, „als könne er das ganze Geheimratsviertel mit Typhus versorgen“.

Der empörte Autor übersiedelt in eine erschwinglichere Wohnung in der Pots-

damer Straße, in ein Haus, das freilich ebenso heruntergekommen ist, bevölkert von Wanzen und „Schaben in kaum übersehbarer Heerschar“.

Fontane ist nicht der Einzige, der aus Kostengründen die Wohnung wechselt. An den üblichen „Ziehtagen“, zum 1. April und 1. Oktober, herrscht stets ein reger Umzugsverkehr. Beladen mit ihren wenigen Habseligkeiten, ziehen die Berliner von einer trostlosen Wohnung in eine noch trostlosere – womöglich in einen Keller oder einen soeben fertig gestellten, noch feuchten Neubau.

„Trockenwohner“ nennt man jene Mieter, die eine frisch verputzte Wohnung gerade so lange beziehen, bis sie ausgetrocknet genug ist und zahlungskräftigeren Mietern angeboten werden kann.

Viele fallen ganz durch die weiten Maschen des sozialen Netzes. Obdachlosen, die von einem der überfüllten Asyle abgewiesen werden, bleibt nur, bei „Mutter Grün“ zu nächtigen. An einem einzigen Tag, dem 30. Januar 1895, nimmt eine „Wärmehalle“, ein Tagesasyl für Obdachlose, 4000 Personen auf. In Zeiten verschärfter Wohnungsnot

steigt die Zahl der Suizide. Wöchentlich veröffentlichten die Zeitungen die Liste der Selbsttötungen.

In diesem Elend findet Heinrich Zille um die Jahrhundertwende seine Motive. Etwa die Heimarbeiterin, die für die Konfektion arbeitet. „Der Haussegen“ heißt eine Radierung, weil sich das Geschehen in der ärmlichen Stube genau unter dem an der Wand hängenden Bild „Haussegen“ ereignet. Das Ideal gesegneter Häuslichkeit will nur nicht passen zu dem hastigen Geschlechtsakt – der Hausverwalter treibt die Wochenmiete ein, die die Näherin nicht mit Geld bezahlen kann.

Auf einem anderen Bild der Schlafbursche, der genau in jenem Moment in die Wohnung tritt, als die halbwüchsige Tochter nackt im Waschbottich steht. Intimität gibt es hier nicht.

Da ist die Mutter, die abends nebenbei als Prostituierte „klettern“ geht. Das kleine Mädchen, das prahlt, Blut in den Sand spucken zu können. Die junge Frau, die mit ihrem Kind ins Wasser gehen will – die billigste Methode des Selbstmords. „Mutter, isset ooch nich



Viele Frauen verkaufen aus Not ihren Körper. Um 1900 verdingten sich in der Hauptstadt etwa 20 000 Huren – schlecht bezahlt und häufig festgesetzt



In gutbürgerlichen Straßen rollt im Sommer der Sprengwagen über das Pflaster. Am saubersten ist es Unter den Linden



Boulevards werden zu Laufstegen. Damen und Herren flanieren über die Friedrichstraße oder treffen sich auf einen Kuchen im Café Mozart

kalt?“, fragt das Kind. „Nee, lass man, die Fische leben ja ooch drin.“

BERLIN IST EINE GETEILTE STADT. Hier Zilles „Milljöh“, der triste, in seinem Elend verharrende Norden und Osten, das „dunkle Berlin“, dort der glänzende Westen, das Berlin der Aufsteiger.

Proper, blitzend und aufgeräumt präsentiert die junge Hauptstadt, die 1126 Straßenkehrer beschäftigt, ihre schmutzige Seite. Und nirgendwo ist es so sauber, so blank wie Unter den Linden. Schaufenster prunken mit Luxusauslagen. Die Wände des Café Bauer hat der vom Kaiser so geschätzte Historienmaler Anton von Werner mit Szenen aus dem alten Rom bemalt.

Zwischen Café Bauer und Pariser Platz machen sich „Palazzi prozzi“ breit: die Geschäftshäuser der Disconto-Gesellschaft, der Preußischen Central-

Bodenkredit-AG, der Internationalen Eisenbahn-Schlafwagen-Gesellschaft. Und schließlich am Pariser Platz der Prunkbau des Hotel „Adlon“.

Bei seiner Eröffnung im Oktober 1907 schwärmen die Zeitungen von Suiten, die „halb Museum, halb Wohnzimmer“ seien, von der riesigen Hotelhalle mit der Büste Wilhelms II. Die moderne Sanitärtechnik wissen vor allem amerikanische Gäste zu schätzen. Zum Fünfturte findet sich die Jeunesse dorée des wilhelminischen Berlin ein, um zu plauschen und zu flirten.

„Laufstraße“ nennen die Berliner Unter den Linden, „Saufstraße“ die Friedrichstraße, „Kaufstraße“ die Leipziger Straße. In die Leipziger geht man zum „Shopping“ – „eine neue Sitte in Berlin“, wie das „Berliner Tageblatt“ berichtet, bei der die Damen „ohne die geringste Absicht des Kaufens sich die

neuesten Kreationen vorlegen lassen“. Hier befindet sich das 1897 eröffnete Kaufhaus Wertheim mit seiner gotisch stilisierten Fassade, ein Tempel des Massenkonsums. Und schnell das populärste Bauwerk Berlins.

1907 ist über das Wertheim zu lesen: „Menschen zu fast jeder Tageszeit in ununterbrochenen Strömen; unabsehbare, immer neue Reihen von Verkaufsständen; ein Meer von Warenmassen, ausgebreitet; Treppen, Aufzüge, Etagen, sichtbar wie die Rippen eines Skeletts. Enge und Weite, Tiefe und Höhe; Farben, Glanz, Licht und Lärm.“

Die größte Sehenswürdigkeit aber ist der Kaiser: „Berlin jewesen – Kaiser jesehen.“ In der Lokalpresse und in Stadtführern wird angezeigt, wann und wo die Untertanen den Monarchen bestaunen können: an Festtagen bei Paraden und Denkmalsenthüllungen; alltags bei

Ausritten Unter den Linden, meist zu fester Stunde. Oder er braust im Daimler-Wagen vom Schloss zum Brandenburger Tor. „Die kaiserlichen Automobile“, informiert der Baedeker, „sind elfenbeinfarbig und fallen durch ein melodisches Trompetensignal mit besonderem Zweiklang auf.“

Tausende von Berlinern stehen Spalier oder ziehen im Gleichschritt mit, wenn das Gardekorps zur Frühjahrs- oder Herbstparade auf dem Tempelhofer Feld ausrückt. Und an der Spitze reitet Wilhelm II.

Die Metropole trägt Gardeuniform. Walther Rathenau beschreibt den merkwürdigen Doppelcharakter Berlins als Stadt der Beharrung und des Wandels: „Ein überhitztes, tatsachenhungriges Großstadtleben, auf Technik und so genannte Errungenschaften gestellt, verlangte eine Repräsentation, die Rom und Byzanz, Versailles und Potsdam auf einer Platte vereinigt.“

„Militärtoll!“ nennt eine französische Zeitung die Berliner. Reserveleutnant zu sein hebt die gesellschaftliche Reputation und fördert die Karriere. Der Herr pflegt seinen Schnurrbart à la Wilhelm II. Erste Adresse für den Schnurrbartträger mit den nach oben gewirbelten Spitzen ist der Salon des Hofbarbiere François Haby in der Mittelstraße. Hier bringt man die stolze Manneszierde mit Pomade der Marke „Es ist erreicht!“ in Form. Wer im Glanz der Aristokratie stehen will, ersucht den König um ein Adelsprädikat – so mancher hilft mit einer Spende nach.

Im Königlichen Opernhaus wird zu gegebenen Anlässen die Macht des Reiches zur Schau gestellt. Im ersten Rang die hohe Generalität, das diplomatische Korps und die Hofchargen. In der Hofloge die Kaiserin in lilafarbener Samt-robe und der Kaiser in Galauniform. Die geladenen Damen mit vorgeschriebenem Dekolleté von 16 Zentimetern Tiefe. Die Kleiderordnung regelt die Garderobe bis hin zur Zahl der Knöpfe bei Uniformen und Hoftrachten. Der festlich gekleidete Herr trägt, à l'Ancien Régime, kurze Beinkleider, Seidenstrümpfe und leichte Schuhe.

Die „besseren Kreise“ bauen jetzt im Grunewald, in Dahlem oder am Wannensee. Ein griechisch-italienisches Palais vielleicht, dessen Dekor-überladenes Mobiliar mehr zum Repräsentieren als zum Wohnen geeignet ist. „Hier ein assyrischer Tempelbau“, spottet Walther Rathenau, „daneben ein Patrizierhaus aus Nürnberg, weiter ein Stück Versailles, dann Reminiszenzen vom Broadway, von Italien, von Ägypten – entsetzliche Frühgeburt polytechnischer Bierfantasien.“

Wo zuvor ein Knüppeldamm durch sumpfiges Gelände führte, auf dem Kurfürsten, Könige und ihre Jagdgesellschaften zum Jagdschloss Grunewald ritten, ist nach dem Vorbild der Pariser Champs-Élysées eine Prachtstraße entstanden: der Kurfürstendamm. Die Protagonisten von Theodor Fontanes Roman „Irrungen, Wirrungen“ konnte hier zu Beginn der 1870er Jahre noch kilometerlange Spaziergänge durch offenes Gelände machen.



Nun wohnen hinter pompösen Treppenaufgängen und Fassaden im „neuen Westen“ die Repräsentanten des alten wie des neuen Reichtums: Gutsbesitzer, Offiziere, Rittmeister, Generäle a. D., Bankiers, Fabrikanten, Kommerzienräte, Ärzte, Rentiers und Schauspieler.

Hier hängen Schilder „Nur für Herrschaften!“, es gibt Nebeneingänge und Hintertreppen fürs Dienstpersonal, und man hat keinen „Hinterhof“, sondern einen „Gartenhof“. 1913 werden im „Jahrbuch der Millionäre“ allein 120 ganz Reiche am Kurfürstendamm registriert – und ungefähr noch einmal so viele in den umliegenden Straßen. Keine andere Einkommensgruppe wächst in diesen Jahren so rasch wie die der wirklichen Vermögenden.

Aber auch für den Mittelstand werden neue Wohnviertel aus dem Boden gestampft – in Charlottenburg, Schöneberg, Wilmsdorf, Steglitz und Tempelhof, wo eben noch Rittergüter lagen. Der Bauwut weichen auch die Äcker der Schöneberger Kartoffelbauern, die der Verkauf zu Millionären macht. Der Mit-



Arbeiter und kleine Angestellte fliehen abends aus häuslicher Enge und sozialen Konflikten in eine der zahllosen Destillen. Und auch dort bleibt es nicht immer friedlich



Die besser Gestellten amüsieren sich diskreter als das Proletariat. Allein an der Friedrichstraße gibt es Dutzende Tanzbars und Animierlokale. Und was im Rest der Welt vorgeht, berichtet den Großstädtern die »Berliner Illustrierte Zeitung«, hier das Auslieferungsbüro, jede Woche für zehn Pfennig



telstand versucht zu zeigen, dass man „wer“ geworden ist – auch wenn er das Gold durch Talmi und den Marmor durch getünchtes Blech ersetzt. Und die angeklebten Gipsfiguren am Mietshaus mit Ölfarbe wasserfest machen lässt.

EINE GERÄUMIGE Dreizimmerwohnung im vierten Stock mit Küche und Balkon am nicht ganz so vornehmen Westrand von Charlottenburg: Sophie-Charlotten-Straße, Vorderhaus mit Blick bis zu den Ausläufern des Grunewalds. Vertiko, Sekretär, eine Kommode, überladen mit Krimskrams, Muscheln, Döschen, Nippes; Äffchen aus Gips neben Hühnchen aus Ton. Mozart- und Beethovenbüste; ein Vogelbauer für die Tigerfinken und Sittiche – mittelständischer Komfort, blitzsauber, Kleinbürgeridyll.

Hier wohnt, seit 1892, Heinrich Zille. „Meine erste eigene Wohnung war im Osten Berlins im Keller, nun sitze ich schon im Berliner Westen, vier Treppen hoch, bin also auch gestiegen“, schreibt er rückblickend.

Zille, der Sozialaufsteiger. Vom Hinterhofkind zunächst zum Lithographenlehrling, der Fürsten, Generäle, Schlachten- und Heiligenbilder, Schutzengel und röhrende Hirsche kopiert; Kunst für arme Leute, die mit billigen Drucken den Geschmack der „besseren Kreise“ kopieren. Dann Aufstieg zum gut verdienenden Angestellten der Berliner „Photographischen Gesellschaft“, einer der führenden europäischen Kunstanstalten, die Reproduktionen alter Meister, aber auch zeitgenössischer Kunst vertreibt.

Vom Freizeitmaler, der in unbeholfenen Aquarellen seine Kinder und die Landschaft vor seiner Haustür festhält, zum Künstler, der Anfang der 1890er Jahre be-



Wochenends zieht es die Berliner hinaus ins Grüne und an die Seen. 1914 gibt es in der Stadt bereits mehrere tausend Automobile, die sich den Platz mit



Immer wieder por-
trätiert Zille Frauen aus
dem Proletariat. Oft
kommt er ihnen dabei sehr
nahe – daheim oder, wie
hier, im Umkleideraum
einer Badeanstalt

ginnt, Beobachtungen aus der Großstadt zu Papier zu bringen. Der sich angesprochen fühlt vom Naturalismus, einem Angriff auf die satte Borniertheit der Gründerjahre. Das ist etwas, was mit seiner Geschichte, mit seiner Herkunft zu tun hat.

Gerhart Hauptmann, der die Not der schlesischen Weber schildert; Arno Holz, der bitteres Elend mit protzendem Reichtum kontrastiert; Max Kretzer, der drastisch die Elendsverhältnisse in Mietskasernen und Vorstadtdestillen schildert: All diese Autoren, die sich zum Naturalismus bekennen, entdecken nun die Hinterhöfe und Kaschemmen, die Krämerläden und Obdachlosenasy-
le, die Bordelle und Ganoventreffs.

Schauernd und fasziniert zugleich, steigen sie „hinab“ zu den Pennern und Nutten, zu Zuhältern, Verbrechern und Alkoholikern. Einige leben – zumindest gelegentlich – in den Arbeitervierteln. Und kennt sich Zille in den lichtlosen Ecken Berlins nicht viel besser aus als

diese Elendsausflügler? Hat er nicht selbst erlebt, was die milieusüchtigen Literaten nur beschreiben?

NICHT HINABSTEIGEN zu den Elenden, sondern die „unteren Stände“ auf-
richten, sie emporheben: Das soll die Kunst nach dem Willen Wilhelms II. Der Kaiser fühlt sich zum obersten Kunsttrichter berufen. Und Berlin ist die Bühne für sein ästhetisches Selbstverständnis und die Selbstdarstellung des Monarchen. Zur „schönsten Stadt der Welt“ soll die Hauptstadt werden. Er lässt Regierungsbauten und Kirchen errichten, Gefängnisse, Kasernen und Hospitäler. Allein 34 Gotteshäuser werden in den ersten 20 Regierungsjahren Wilhelms II. in Berlin gebaut.

In der Hauptstadt geht die Scherzrede, es würden „jeden Mittwoch und Sonnabend Vormittag (von 10–12 Uhr) neue Kirchen eingeweiht oder, wenn zufällig keine neuen fertig seien, an ihrer Stelle Orgeln, Teppiche und dergleichen“.



Pferdedroschen und Radfahrern teilen

Wilhelms besondere Liebe gilt Denkmälern. Und der „Denkmalsegen“ aus Marmor und Bronze, der sich über Berlin ergießt, ist beachtlich.

Alein die Siegessäle, eine 1901 fertig gestellte Flaniermeile durch den Tiergarten, säumen 32 überlebensgroße Standbilder von Mitgliedern des Hauses Hohenzollern – in den Augen des Kaisers ein besonders gelungenes Beispiel seiner Bemühungen, das Berliner Stadtbild zu verschönern.

Ein Stein gewordener Lehrpfad, ein Triumphweg aus des „Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse“ bis zum Deutschen Reich. Marmorbüste folgt auf Marmorbüste, vom Markgrafen Albrecht dem Bären zu den Königen Friedrich I. bis Wilhelm I. Ein persönliches Geschenk des Monarchen an die Stadt Berlin. Eine Denkmalsorgie, große Hohenzollernoper.

Was Wilhelm II. dagegen von der Armeutekunst hält, verkündet er 1901 bei der Enthüllung der letzten Denkmäler der Siegessäle. Wenn diese Kunst, „wie es jetzt vielfach geschieht, nichts weiter tut, als das Elend noch scheußlicher hinzustellen, wie es schon ist, dann verstündigt sie sich damit am deutschen Volke“ – indem sie „in den Rinnstein niedersteigt“.

Rinnsteinkunst. Das zielt auf einen wie Zille. Vor allem aber auf die „Berliner Secession“ – jene Gruppe oppositioneller Künstler um Max Liebermann, die bald nach ihrer Gründung 1898 zur mächtigsten aller progressiven Kunstgruppierungen in der Hauptstadt aufgeblüht ist. In den jährlichen Präsentationen der Secession in der Kantstraße werden Werke von Künstlern gezeigt, die vom offiziellen Kunstbetrieb übergegangen werden.

In ihrer Ausstellung „Zeichnende Künste“ im Winter 1901 ist auch Zille vertreten. Acht seiner Zeichnungen und

sion aufgenommen, auch wenn seine naturalistische Zeichenkunst nicht mehr den neuesten Moden entspricht: Der aus Frankreich herüberflirrende Impressionismus verkündet den Rückzug in eine private Genusswelt; und gegen die morbide Eleganz und ornamental stilisierte Kunst des Jugendstils wirken Zilles Werke hemdsärmelig robust.

Der aber bleibt bei seinem „Milljöh“. Er läuft Männern hinterher, die auf dem Weg in die Volksküche sind, und studiert Bewegungen und Gesichter. Er folgt Frauen über die Straße, beobachtet, wie sie die Röcke rafften, und zeichnet sie mit ausladenden Hinterteilen. Er schaut durch dunkle Torbögen, zu den Kindern mit ihren durchlöchernten Hosen und zerrissenen Strümpfen. Fotografiert übereinander gestapelte Kindersärge in einem Schaufenster.

Mit immer sicherer werdendem Strich skizziert er Ladenfronten, Straßenecken, Schilderwände, dunkle Treppenhäuser, bröckelnden Putz und faulendes Holz – Bühnenbilder für künftige Zeichnungen. Vorlagen. Erinnerungsskizzen. Beweismaterial. Seine Themen sind Wohnen, Essen, Schlafen, Kinderkriegen, Altwerden, Sterben.

Arbeitende Männer kommen in den Bildern selten vor. Die sind in der „Fabrikstadt, die im Westen niemand kennt und die vielleicht die größte der Welt ist“, wie Rathenau berichtet: „Nach Norden, Süden und Osten streckt die Arbeiterstadt ihre schwarzen Polypenarme, sie umklammert den schwächlichen Westen mit Eisenzähnen.“

Berlin hat Fabriken in allen Größen und einen nahezu unstillbaren Arbeitskräftebedarf. 321 800 Arbeiter, mehr als die Hälfte der Berufstätigen, sind 1907 in fast 17 000 Fabriken und Betrieben beschäftigt. Die „neuen“ Werkstätigen sind auf Teilarbeiten spezialisiert, arbeiten als Bohrer, Fräser und Dreher.



Die besseren Kreise treffen sich an der Pferderennbahn im Grunewald. Berlin diktiert die Mode im Kaiserreich

zwei Radierungen hängen neben Arbeiten von Käthe Kollwitz oder Lyonel Feininger. Rückblickend berichtet Zille: „Und ich hörte, wie ein älterer Herr, wie es schien, Militär in Zivil oder Hauptmann an der Majorsecke, zu seiner Dame sagte: ‚Der Kerl nimmt einem ja die ganze Lebensfreude!‘“

1902 hat Zille seine erste Einzelausstellung. 1903 wird er in die Seces-

Akkord und Stempeluhr bestimmen häufig den Rhythmus. Die Fabriken werden wie Kasernen geführt. Nur wenige Konzerne wie Siemens oder AEG gewähren nach mehrjähriger Betriebszugehörigkeit und als besondere „Vergünstigung“ drei bis sechs Tage Urlaub.

Dennoch: Die Situation hat sich, bei aller Reglementierung und Monotonie, für die Beschäftigten verbessert. Die Arbeitszeit verringert sich von zwölf Stunden täglich 1870 auf neun bis zehn im Jahr 1910. Auf dem Bau erkämpfen

die Gewerkschaften Wochenlöhne bis zu 36 Mark. In bestimmten Branchen, etwa dem Druckereigewerbe, bildet sich eine „Oberschicht“ aus hoch spezialisierten Fachleuten, die über ein weit höheres Einkommen verfügt als ein normaler oder ungelernter Arbeiter, der selten mehr als 1000 Mark im Jahr erhält.

Für die Arbeiterbewegung interessiert sich Zille künstlerisch allerdings nicht – nicht für das „rote Berlin“, in dem die Sozialdemokraten seit 1903 fünf der sechs Berliner Reichstagswahlkreise halten. Er ist weder Mitglied einer Partei noch der Gewerkschaft.

Zille ist ein Menschenfreund, kein Revolutionär. Seine Figuren haben fatalistische Neigungen und richten sich meist lebensütig im Elend ein. Wenn gekegelt wird, dann hält es auch den Rollstuhlfahrer nicht mehr in seinem Gefährt. Und wer im Müll sein Auskommen suchen muss, bedient sich vom „Kempinskihaufen“.

ES SIND DIESE kleinen Fluchten aus dem Elend, die der Zeichner darstellt: ins Grüne oder wenigstens in die Biergarten, in die Laubenkolonie, auf den Rummel, ins Freibad an der schmutzigen Spree oder an den Wannsee. Man macht Dampfer- und Kremserfahrten zu den vielen Garten- und Tanzlokalen an Berlins Seen. Der Berliner Zoo bietet an ei-

nem Sonntag im Monat verbilligte Eintrittskarten für 25 Pfennig an, sodass sich auch die Arbeiter und kleinen Angestellten in Massen durch das berühmte Elefantentor drängen.

Vor allem aber die Kneipe ist Treffpunkt, Vereinslokal, Aufwärmöglichkeit, Fluchtpunkt aus der häuslichen Enge und Rettungsinsel für die Alkoholiker. Nur in den Kneipen spielen die Männer bei Zille eine Hauptrolle.

Und nirgendwo gibt es wohl so viele Kneipen wie in der Friedrichstraße. „Neulich“, berichtet Mark Twain, „setzte ein Mann sein Geld darauf, dass es auf dieser Straße mehr Lokale gibt als Hausnummern – und er gewann. Es gibt 254 Nummern und 257 Lokale.“ Etwa den berühmten Pschorr-Palast, Ecke Behrensstraße. Schnell und billig essen kann man bei Aschinger, einem Filialunternehmen mit 40 Lokalen in der Stadt, vielleicht die erste Fast-Food-Kette. Hier hat man sich dem Tempo und der Zeitnot der Großstädter angepasst, gegessen wird im Stehen. Ein belegtes Brot für 10 Pfennig, ein Teller Erbsensuppe mit Speck für 30 Pfennig.

In der Friedrichstraße konzentrieren sich auch die Nachtlokale, Tanzbars und Animierkneipen, die der Stadt den Ruf eines Sündenbels eintragen, in das der brave Provinzler nur mit frommem Schauer (und heimlicher Sehnsucht) fährt.

„In der Nähe des Bahnhofes begann zur nächtlichen Stunde die Teufelsmagie“, berichtet ein Nachtschwärmer. Gruppen von Betrunknen quellen aus den Lokalen. Auf dem Bürgersteig zieht ein „Strom von Frauenwaden, dicken und dünnen, und Männerbeinen, langen und kurzen, trippelnd, schlurfend, schiebend, stoßend, ständig auf und ab“.

In der Friedrichstadt stehen die Hurerei. Sie tragen Federhüte, Federboas und hochgeschürte Busen und schwenken ihre Taschen hin und her. 1900 gehen nach Schätzungen der Polizei in Berlin 20 000 Frauen der Prostitution nach. Ein großer Teil hat zuvor versucht, als Hausmädchen über die Runden zu kommen.

Ihre Zuhälter gehören oft „Ringvereinen“ aus dem Halbweltmilieu an. Die



Als ein Absteige-
mädchen den Zuhälter Emil
»Bindedraht« Feriengast
ehelicht, machen ihre neu-
gierigen Kolleginnen
eine kurze Pause: »Es ist
ja Trudes Ehrentag«



Gut situierte Damen vergnügen sich in prunkvoll gestalteten Bädern.
Für Heinrich Zille kein Motiv



Reichstag und Brandenburger Tor sind beliebte Touristenziele. Bereits um 1900 warnen Reiseführer vor dem hektischen Verkehr

organisieren kleinere Untergruppen, die sich auf Geschäftsfelder wie Drogenhandel, Prostitution oder Auftragsmord spezialisieren. Vereinsmitglied wird nur, wer mindestens zwei Jahre im Gefängnis verbracht hat. Und die Mitgliedschaft lohnt sich: Der Verein stellt nicht nur ausgezeichnete Rechtsanwälte. Wenn es sein muss, sorgt er dafür, dass wichtige Zeugen und Richter bestochen werden.

Die Unterwelt trifft sich in der Kaffeeklappe in der Frankfurter Straße. Oder in der „Parochialritze“, auch so einem Gaunerladen.

MITTEN UNTER der zwielichtigen Kundschaft mit den bunten Krawatten sitzt einer, der nicht recht in die Kreise passen will. Es ist irgendwann mitten in den 1920er Jahren – Heinrich Zille ist, nach einem seiner langen Gänge durch die Stadt, wieder einmal in der „Parochialritze“ eingekehrt.

Nicht nur geduldet wird Zille, oft sogar wird er eingeladen, wenn die Unterwelt feiert. Ein Außenseiter dennoch. Keiner, der dazugehört. Hier nicht. Aber schon lange auch nicht mehr zu den Armen und Absteigern, die er zeichnet.

Doch in den Künstlerkreisen, in der besseren Gesellschaft, ist er auch nicht richtig angekommen. Anfang 1924 wird Zille zwar zum Professor und Ordentlichen Mitglied der Preußischen Akademie der Künste gewählt, und alle Magazine und Zeitungen bringen Fotos von ihm. Aber noch immer verkauft er seine Zeichnungen, als wäre er ein Handwerker: Der Preis bemisst sich nach der Zeit, die er für ein Bild benötigt hat.

Als Heinrich Zille am 9. August 1929 stirbt, sind ihm seine Figuren schon längst ein wenig abhanden gekommen. Weil es für die Zeitschriften schnell gehen musste, hat er immer häufiger bei sich selbst abgezeichnet. Und dass sich

hinter den humorigen Bildern noch immer bitterer Ernst verbirgt, erkennen nur wenige.

Zille, das ist ein Markenname geworden für ein derbes, aber fröhliches, ursprüngliches Berlin. Nicht provokant, eher amüsant. Seit 1925 feiert Berlins feine Gesellschaft Zille-Bälle. Der Herr Bankdirektor gefällt sich als Ganove mit Ballonmütze und gemaltem Messerstich auf der Wange. Seine Frau spielt mit Netzstrümpfen und einem Ausschnitt, der alles verspricht, die Hure. Die Blaskapelle spielt eine Zille-Polonoise. Die Aufsteiger begeben sich Champagner trinkend für eine Nacht hinab in Zilles „Milljöh“.

Nur Zilles Personal bleibt, wo es immer schon war. draußen, auf der dunklen Seite von Berlin. □

Die Historikerin und Journalistin Ulrike Moser, 33, lebt auf der einstigen Sonnenseite Berlins, in Charlottenburg. Sie schreibt regelmäßig für GEOEPOCHE.

Frieden ist

VON ULRIKE MOSER

Eine falsche Straßenabzweigung, ein kurzer ungeplanter Halt. Ein Zufall nur. Aber die Gelegenheit für den Attentäter. Der erste Schuss trifft die Herzogin in den Unterleib. Sie ist sofort tot. Der zweite verwundet den Erzherzog schwer. Eine Viertelstunde nach seiner Frau stirbt auch er. Es ist der 28. Juni 1914, ein strahlender Sommertag in Sarajevo. Der Auftakt für einen Weltkrieg, für die „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts.

Ein friedlicher Sonntag in Deutschland. Es ist Urlaubszeit, und zu den beliebtesten Reisezielen zählen in dieser Saison die bayerischen und schweizerischen Seen. Das Galopp-Derby in Hamburg-Horn gewinnt der Hengst Ariel an diesem 28. Juni in Rekordzeit. Die Wertschalter erzielen mit 1 239 665 Mark den höchsten Umsatz, der je auf einer deutschen Rennbahn verzeichnet worden ist. Noch weiß man nichts vom Mord in Sarajevo.

Warnungen vor drohenden Anschlägen hatte es schon vor dem Besuch des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand und der Herzogin Sophie in Bosnien gegeben. Dennoch schien diese Reise nicht gefährlicher zu sein als andere des Erzherzogs.

Doch an diesem 28. Juni stehen sieben Attentäter in der Menschenmenge bereit, die den Fahrtweg des Erzherzogs durch Sarajevo säumt. Sechs von ihnen sind serbische Bosnier und haben Verbindungen zur panslawistischen Bewegung in Serbien. Ihr Ziel: der Sturz der ungarisch-österreichischen Herrschaft in Bosnien.

Ein erster Anschlag auf den Thronfolger ist am Morgen auf dem Weg zu einem Empfang im Rathaus fehlgeschlagen. Nun, nach dem Empfang, biegt der Chauffeur falsch ab und muss wenden. Genau an der Stelle, wo sich der 19-jährige Gavrilo Princip postiert hat. Der Attentäter löst sich aus der Menge am Straßenrand und zieht die Pistole.

Auf die Schüsse von Sarajevo folgt – für einen kurzen Moment – die Stille.

In Wien, wo die Menschen im Prater und den Kaffeehäusern einen schläfrigen Sonntag genießen, verstummt auf die Nachricht von der Ermordung des Thronfolgers hin zwar die Musik. Doch kaum ist der erste Schreck vorüber, setzt der heitere Betrieb erneut ein, als wäre nichts geschehen.

Kaum einer trauert, manch einer ist insgeheim erleichtert über den Tod des schroffen Thronfolgers. Am

Das Attentat von Sarajevo ist der Auslöser des Ersten Weltkriegs, nicht dessen Ursache. Den Weg von der Mordtat zum Massenmord gehen Europas Regierungen, voran der Deutsche Kaiser und dessen Kanzler, im Glauben an die Unfehlbarkeit der Militärs und im Wahn, dass der Krieg nicht das Ende, sondern die Erlösung sei für eine bedrängte Nation

Wiener Hof haben viele mit manchmal offenem Hass Franz Ferdinands Pläne für eine Reform des Vielvölkerstaates hin zu einer vollen Föderalisierung des Reiches verfolgt. Und wohl nichts illustriert die verlogene Haltung des Hauses Habsburg zum Tod des ungeliebten Thronfolgers besser als eine Äußerung des Kaisers Franz Joseph (der nie über die unstandesgemäße Heirat seines Neffen hinweggekommen ist): „Eine höhere Gewalt hat wieder jene Ordnung hergestellt, die ich leider nicht zu erhalten vermochte.“

Schmucklos und ohne dass ein einziges europäisches Staatsoberhaupt oder Mitglied des internationalen Hochadels eingeladen worden wäre, werden der Thronfolger und seine Frau am 4. Juli auf Schloss Arstetten beigesetzt. Mit diesem Begräbnis dritter Klasse scheint es, als wäre jede Aufregung über das Attentat offiziell für unerwünscht erklärt worden.

Denn das Mitgefühl in Frankreich, Großbritannien und Russland gilt nach dem Mord dem Haus Habsburg. Und kaum jemand bestreitet der Donaumonarchie das Recht auf angemessene Genugtuung durch Serbien, dessen Regierung von Österreich-Ungarn für das Attentat verantwortlich gemacht wird – unter anderem, weil Belgrad „subversive Umrtriebe und ungesunde Propaganda“ gegen Wien nicht unterbunden habe.

Doch die k. u. k. Regierung will mehr. Vor allem die österreichischen Militärs, allen voran Generalstabschef Conrad von Hötzendorf, und leitende Beamte des Außenministeriums sehen nun einen Anlass, endlich den schon lange für nötig gehaltenen Schlag gegen die süd-slawische Nationalbewegung zu führen und das verhasste Serbien mit Gewalt niederzuwerfen.

Für Österreich-Ungarn geht es weniger um Genugtuung, sondern vielmehr um den Bestand des Vielvölkerstaates und die Vormachtstellung auf dem Balkan. Von schweren Nationalitätenproblemen bedroht, fürchtet das

keine Option

Habsburgerreich die expansiven Bestrebungen Belgrads, das Anspruch auf die von Serben bewohnten Gebiete seiner Nachbarstaaten erhebt, sowie die Anziehungskraft eines großserbischen Staates für die slawische Bevölkerung im südöstlichen Teil der Donaumonarchie.

Allerdings will Österreich-Ungarn nicht ohne Rückendeckung des deutschen Bündnispartners losschlagen. Denn Serbien steht unter dem Schutz Russlands, das eine Strafaktion gegen den Balkanstaat, gar dessen Zerschlagung, nicht tatenlos hinnehmen werde.

Samstag, 4. Juli. Alexander Graf Hoyos, Kabinettschef im k. u. k. Außenministerium, wird nach Berlin entsandt, um sich des Beistands Deutschlands zu vergewissern. Seine Mission wird ein voller Erfolg: Kaiser Wilhelm II. und Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg sichern Österreich-Ungarn die vorbehaltlose Unterstützung zu – auch für den Fall, dass Russland auf Serbiens Seite in den Krieg eintreten sollte.

Sie drängen sogar, rasch und energisch loszuschlagen, solange der Schock über das Attentat in Europa noch anhalte. Oder wie der Kaiser feststellt: „Nach meiner Meinung muss aber mit der Aktion nicht zugewartet werden.“

Auch in Berlin ist man bereit, ein sehr hohes Risiko einzugehen. Mit seiner halsbrecherischen und sprunghaften „Weltpolitik“ und seinem Versuch, einen „Platz an der Sonne“ gegen die etablierten Weltmächte Großbritannien, Frankreich und Russland zu gewinnen, hat Deutschland nur die eigene außenpolitische Isolation erreicht und jenen „Einkreisungsring“ überhaupt erst geschaffen, der auf gefährliche Weise das politische Denken in Deutschland beherrscht. Dem Deutschen Reich stehen nun nicht mehr nur Frankreich und dessen Bündnispartner Russland gegenüber: Provoziert unter anderem auch durch das deutsche Flottenprogramm, haben sich die Briten 1904 mit Frankreich zur Entente Cordiale zusammengeschlossen. Soll Deutschland riskieren, mit Österreich den letzten verlässlichen Bündnispartner zu verlieren?

5. Juli. Österreich-Ungarn erhält einen „Blankoscheck“ des Deutschen Kaisers. Wie hoch das Risiko ist, das die Reichsleitung damit bewusst in Kauf nimmt, offenbart Reichskanzler Bethmann Hollweg am Abend des Tages einem Legationssekretär im Auswärtigen Amt: „Eine Aktion gegen Serbien kann zum Weltkrieg führen.“ Die Bombe beginnt zu ticken.

Um „ein durchaus in jeder Hinsicht friedliches Gepräge zur Schau“ zu stellen und die Öffentlichkeit von den Kriegsvorbereitungen abzulenken, begeben sich führende deutsche und österreichische Militärs und Politiker in den Urlaub. Auf Anraten der Reichsleitung tritt der zunächst

zögernde deutsche Kaiser auf der Yacht „Hohenzollern“ seine traditionelle Nordlandfahrt an. Und der österreichische Kaiser fährt in die Ferien nach Bad Ischl. In Wien wie Berlin stellt man sich politisch tot.

Und die Täuschung gelingt. In den ersten Wochen des Juli 1914 rechnet kaum jemand in Europa damit, dass der Krieg ausbrechen wird. Kein lokal begrenzter zwischen Österreich-Ungarn und Serbien. Und schon gar nicht ein europäischer Krieg. Zumindest nicht jetzt. Auch wenn er in Europa schon seit langem erwartet wird.

Denn in den Hauptstädten hat man sich längst an den Gedanken gewöhnt, dass der große europäische Krieg früher oder später kommen wird. In Deutschland hat sich seit langem eine wahre Kriegsmentalität verbreitet. Arrivierte Bürger lauschen Vorträgen über Themen wie „Der Weltkrieg und das Deutsche Reich“. Jungen Literaten des Expressionismus erscheint ein Krieg als Erlösung aus der verknöcherten Gesellschaft. Sozialdarwinistische Ideen liefern vor allem in Deutschland die Rechtfertigung für eine durch keinerlei moralische Rücksichtnahme begrenzte Politik der Aggression. Stehen nicht alle Völker in einem dauernden „Kampf ums Dasein“, den nur die stärksten und kriegstüchtigsten überleben werden?

In Erwartung künftiger Konfrontationen sind die Streitkräfte der europäischen Mächte in einem gewaltigen Rüstungswettlauf verstärkt und modernisiert worden und verfügen 1914 über fertige Operationspläne. Vor allem im Deutschen Reich gewinnt das Militär, das nervös den „überlangen“ Frieden erlebt, wachsenden Einfluss auf Politik und Öffentlichkeit. Gleichzeitig kann es nahezu unabhängig von Parlament und Kriegsministerium seine Planungen vorantreiben.

Verstärkt wird die latente Kriegsbereitschaft in manchen Ländern durch die Hoffnung, neben außenpolitischen Schwierigkeiten zugleich innere Probleme lösen zu können. Russland etwa ist, trotz seines Wirtschaftswachstums und gewaltiger Rüstungsanstrengungen, ein „Koloss auf tönernen Füßen“, rückständig und innerlich schwach. Politische Streiks, die das Zarenreich im Frühjahr 1914 erschüttern, lassen die Furcht vor einer erneuten Revolution (nach der von 1905) wachsen.

In Österreich-Ungarn glaubt die politische Führung, die drohende Auflösung durch die inneren Nationalitätenkonflikte mit einem militärischen Kraftakt aufhalten zu

können. Und in Deutschland sehen manche im konservativen Lager in einer „Flucht nach vorn“ – in einer kraftstrotzenden Weltpolitik, wenn nicht sogar in einem Krieg – ein Mittel, die Sozialdemokratie wirksam eindämmen und so die gegenseitige Blockade der Parteien im Reichstag aufheben zu können.*

So wird zur alles entscheidenden Frage nicht mehr, ob es zu einem Krieg kommen wird, sondern *wann* er wohl ausbricht.

Ende November 1912 hat der russische Kriegsminister Wladimir Suchomlinow dem Zaren vorgeschlagen, möglichst bald die Gelegenheit zum Angriff zu suchen, da es in jedem Fall zum Krieg kommen werde. Auch französische Generäle glauben nicht, dass sich ein Konflikt vermeiden lässt, und äußern 1913 gegenüber britischen Militärs, dass sie dessen baldigen Ausbruch wünschten. Und in Großbritannien werden selbst höchste Regierungskreise von der fast schon hysterischen Befürchtung erfasst, Berlin plane eine Invasion der Insel.

Die Deutschen wiederum stellen sich angesichts der russischen Rüstung „auf die baldige Herbeiführung eines Krieges“ ein – so kurz vor dem Attentat in Sarajevo der deutsche Generalstabschef Helmuth Graf von Moltke (der Jüngere). In Militärkreisen nimmt man an, dass Moskau für 1916 oder 1917 einen Angriffskrieg gegen Deutschland und Österreich plant.

Die antirussische Stimmung in Deutschland eskaliert. In Deutschland wie in Russland wird gleichermaßen der Schicksalskampf zwischen Slawentum und Germanentum beschworen. Von der politischen Rechten bis zu den Liberalen wird in Berlin besorgt gefragt, ob man denn abwarten dürfe, bis das Zarenreich über Deutschland herfalle – oder ob man einem Überfall nicht zuvorkommen müsse.

Die Idee eines Präventivkriegs, in Militärkreisen seit etwa 1906 diskutiert, wird bedrohlich aktuell. Am 20. Mai 1914 äußert Generalstabschef Moltke, wie ein Staatssekretär im Auswärtigen Amt notiert: „Es blieb seiner Ansicht nach nichts übrig, als einen Präventivkrieg zu führen, um den Gegner zu schlagen, solange wir den Kampf noch einigermassen bestehen können.“

Frühere Präventivkriegsforderungen des Generalstabs hat die politische Führung in Berlin stets zurückgewiesen. Nun aber ist der Angriffskrieg auch für die Politik eine Option. Die „Strafaktion“ gegen Serbien soll der provozierende Testfall sein – denn nur wenn Russland wirklich zum

großen Krieg entschlossen ist, wird es, so die allgemeine Einschätzung, auch dazu kommen.

Nach dieser Logik aber ist es besser, so Reichskanzler Bethmann Hollweg, den Krieg schon bald zu führen – solange die Chancen auf einen Sieg günstig erscheinen. Sollte das Zarenreich aber, wie er hofft, am Ende nachgeben und könnte ein europäischer Krieg vermieden werden, „so haben wir doch noch Aussicht, die Entente über diese Aktion auseinander zu manövrieren“, resümiert am 8. Juli Kurt Riezler, ein enger Berater des Reichskanzlers.

Einen „Sprung ins Dunkle“ nennt Bethmann Hollweg gleichwohl Berlins Entscheidung für die Unterstützung Österreich-Ungarns. Begrenzbar bleibt der Krieg allenfalls, wenn die Donaumonarchie die für sie günstige Stimmung unmittelbar nach der Ermordung des Thronfolgers für einen sofortigen Militärschlag ausnützt. „Ein schnelles *Fait accompli*, und dann freundlich gegen die Entente, dann kann der Schock ausgehalten werden“, notiert Riezler.

Doch die Österreicher denken gar nicht daran, unverzüglich zuzuschlagen. Es dauert zwei Wochen, bis das Ultimatum an Serbien am 19. Juli endgültig formuliert ist. Da sich Frankreichs Präsident Raymond Poincaré zu einem Staatsbesuch in St. Petersburg angesagt hat, wird der Zeitpunkt für die Übergabe auf den 23. Juli festgelegt, den Tag seiner Heimreise. So soll eine rasche französisch-russische Verständigung verhindert werden. Durch diese Verzögerungen aber wird das deutsche Kalkül hinfällig, die allgemeine Empörung über den Fürstenmord auszunutzen zu können.

Am Abend des 23. Juli übergibt der österreichisch-ungarische Gesandte das Ultimatum an Serbien. Es ist auf 48 Stunden befristet. Was Deutschland von Anfang an weiß: Die Bedingungen sind mit voller Absicht so formuliert, dass sie für Belgrad unannehmbar sind. So verlangt Wien unter anderem die Mitwirkung von „Organen der k. u. k. Regierung bei der Unterdrückung“ der slawischen Freiheitsbewegung in Serbien.

Das Ultimatum wirkt in den europäischen Hauptstädten wie ein Schock. Österreich-Ungarn verliert alle Sympathien. Der britische Außenminister Sir Edward Grey spricht von dem „übelsten Schriftstück“, das er je in der Hand gehabt habe.

Russlands Außenminister Sergej Sazonow wirft der Regierung in Wien am 24. Juli in einer erregten Unterredung mit dem österreichisch-ungarischen Botschafter vor, das Attentat nur als Vorwand zu benutzen: „Sie wollen den Krieg und haben die Brücken hinter sich abgebrochen.“ Und weiter: „Sie setzen Europa in Brand.“ Russland und sein Bündnispartner Frankreich sind entschlossen, eine Verletzung der serbischen Souveränität nicht zu dulden.

Mit Ablauf des Ultimatums am Samstag, dem 25. Juli, aber scheint es, als könnte der Krieg noch einmal abgewendet werden: Entgegen allen Erwartungen nimmt die serbische Regierung das Ultimatum in fast allen Punkten an. Damit ist jede Legitimation für einen Krieg entfallen. Öster-

* Historiker diskutieren seit den 1960er Jahren, ob diese Politik wirklich eine „Flucht nach vorn“ war – vor inneren Problemen, oder um die Position des isolierten Reichs in Europa zu verbessern. Oder ob dieser Schritt nicht vielmehr der geplante letzte war zum „Griff nach der Weltmacht“ (Fritz Fischer).

reich-Ungarn hat, so scheint es, ohne Gewalt Genugtuung erhalten.

Die allgemeine Erleichterung währt jedoch nur kurz. Da in der serbischen Antwort trotz der Zugeständnisse nichts über eine bedingungslose Unterwerfung steht, bricht Wien am Abend die diplomatischen Beziehungen zu Belgrad ab. Schon zuvor hat die k.u.k. Regierung die Teilmobilmachung gegen Serbien vorbereitet.

Nun kommt alles darauf an, wann Österreich-Ungarn den nächsten Schritt tun und Serbien den Krieg erklären wird. Es beginnt ein Wettlauf zwischen der Entente, die ihre Vermittlungsbemühungen verstärkt, um einen lokalen Krieg zu vermeiden, weil sonst der europäische Krieg unvermeidlich wird, und den Anstrengungen der deutschen Regierung, die darauf aus ist, Österreich-Ungarn möglichst schnell zum Losschlagen zu drängen.

Der Vorschlag Londons, eine Konferenz der nicht unmittelbar beteiligten Mächte Großbritannien, Frankreich, Italien und Deutschland abzuhalten, wird von der Reichsleitung abgelehnt, da „wir Österreich in seinem Serbenhandel nicht vor ein europäisches Gericht ziehen können“, wie Bethmann Hollweg schreibt.

Um weitere Vermittlungsversuche abzublocken, erklärt Österreich-Ungarn Serbien am 28. Juli den Krieg. Als Vorwand dient die Falschmeldung, serbische Truppen hätten gegen österreichische Soldaten das Feuer eröffnet. Am selben Tag verfügt Russland seine Teilmobilmachung. In der Nacht beginnen österreichische Kriegsschiffe auf der Donau Belgrad zu beschießen.

Nun drängen Moltke und der preußische Kriegsminister Erich von Falkenhayn darauf, unverzüglich loszuschlagen. Denn das strategische Konzept des deutschen Generalstabs – der Schlieffen-Plan, der in den Schubladen bereitliegt – beruht auf einem engen Zeitplan. Frankreich soll in einer schnellen Entscheidungsschlacht niedergeworfen werden, während gegen Russland, von dem man annimmt, dass es seine Truppen nur langsam mobilisieren kann, bis zum Sieg über Frankreich nur hinhaltend gekämpft werden soll. Diesen Vorsprung droht Russland nun mit seiner Teilmobilisierung zunichte zu machen.

Noch aber widersetzt sich der Kanzler. Nach seiner Logik müsse Russland zuerst seine Armee vollständig mobilisieren, damit dem Zarenreich anschließend die Verantwortung für den Krieg zugeschoben werden könne. Zudem könne man so „wenigstens England aus dem Völkerringen heraushalten“.

Diese Hoffnung erfüllt sich nicht. Aus Sorge um das Gleichgewicht der Kräfte eröffnet der britische Außenminister Edward Grey dem deutschen Botschafter am 29. Juli, dass Großbritannien im Fall eines Kontinentalkrieges nicht neutral bleiben könne. Russlands Teilmobilmachung und

Londons Ankündigung, sich nicht herauszuhalten, scheint bei einigen Politikern in Berlin Skrupel auszulösen. Bethmann Hollweg versucht, die sich anbahnende Katastrophe noch abzuwenden.

„Wir sind zwar bereit, unsere Bündnispflicht zu erfüllen“, telegraphiert er am 30. Juli an die k.u.k. Regierung, „müssen es aber ablehnen, uns von Wien leichtfertig und ohne Beachtung der Ratschläge in einen Weltbrand hineinziehen zu lassen.“ Doch als Bethmann Hollweg kurz darauf erfährt, dass Russland seine militärischen Vorbereitungen intensiviert hat, widerruft er die Depesche.

31. Juli. In Berlin trifft die Nachricht von der russischen Generalmobilmachung ein – das Alibi für die nun folgende allgemeine deutsche Mobilmachung, die einen Tag später, am 1. August gegen 17 Uhr, verkündet wird. Zeitgleich wird in St. Petersburg die deutsche Kriegserklärung übergeben. Der Öffentlichkeit wird eine angebliche russische Grenzverletzung als Vorwand für die Eröffnung der Feindseligkeiten präsentiert. „Stimmung glänzend“, notiert Admiral Georg von Müller in sein Tagebuch: „Die Regierung hat eine glückliche Hand gehabt, uns als die Angegriffenen hinzustellen.“

Am 3. August folgt die Kriegserklärung an Frankreich – ebenfalls wegen einer angeblichen französischen Grenzverletzung. Am 4. August marschieren deutsche Truppen, wie es der Schlieffen-Plan vorsieht, ins neutrale Belgien ein und rücken auf Lüttich vor. Am selben Tag erklärt Großbritannien dem Deutschen Reich den Krieg.

Die ersten Schüsse des Krieges fallen wahrscheinlich, als deutsche Soldaten in Visé an der Maas von belgischen Truppen unter heftiges Feuer genommen werden, das sie erwidern. Aus einem lokalen Konflikt zwischen Österreich-Ungarn und Serbien ist ein Flächenbrand geworden.

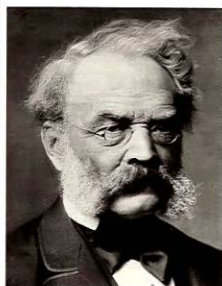
Der Erste Weltkrieg hat begonnen. Er wird weltweit rund acht Millionen Soldaten und fast sechs Millionen Zivilisten das Leben kosten. Mehr als die Hälfte der Gefallenen wird in den zerpfügten Schlachtfeldern nicht wiederzufinden sein. 20 Millionen Soldaten werden verwundet und mit zum Teil schwersten Schäden weiterleben, mit verlorenen Armen und Beinen, mit entstellten Gesichtern.

Der „Große Krieg“ wird weite Teile der Welt ergreifen und in Europa riesige Landstriche verwüsten. Er wird aus Großmächten Mittelmächte machen und Monarchien hinwegfegen. Und er wird mörderische politische Kräfte freisetzen, den Nationalsozialismus und den Bolschewismus.

Und so die blutigste Epoche der Weltgeschichte einleiten. □

Pioniere, Kämpfer, Moralisten

VON JENS-RAINER BERG,
BURKHARD EWERT, SUSANNE
KRIEG, JOACHIM OLTMANN,
MATHIAS WÖBKING



Werner von Siemens 1816–1892

Der Erfinder

Pro Minute 40 Buchstaben sendet der Apparat aus Zigarrenkisten, Weißblech und isoliertem Kupferdraht mit der klavierähnlichen Tastatur. Dieser Telegraf ist ein erster Triumph für Werner von Siemens und das Schnellste, was die Nachrichtentechnik in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu bieten hat.

Die Erfindung aus der kleinen Berliner Hinterhofwerkstatt, Schöneberger Straße 19, erobert die Welt: 1849 sendet der Siemens-Telegraf wichtige Beschlüsse aus der Frankfurter Paulskirche über eine Stromleitung nach Berlin. Es folgt ein Großauftrag für das Zarenreich. Am 12. April 1870 wird von London aus das erste Telegramm

über ein 11 000 Kilometer langes Kabel nach Kalkutta geschickt.

Werner von Siemens ist wie besessen von der Elektrizität und ihren technischen Möglichkeiten – ein Tüftler, der eine Neuheit nach der anderen erfindet. So entwickelt er den Dynamo, mit dem es erstmals möglich ist, mechanische Bewegung in elektrische Energie umzuwandeln, und präsentiert 1879 die erste funktionstüchtige elektrische Eisenbahn. Er baut einen strombetriebenen Fahrstuhl und sorgt 1882 für eine Sensation an der Leipziger Straße in Berlin: elektrische, bläulich leuchtende Straßenlampen.

1888 erhebt der Kaiser den 72-Jährigen, der inzwischen über ein Wirtschaftsimperium gebietet, in den Adelsstand. Aus dem Bauernsohn mit 13 Geschwistern ist ein reicher Mann geworden, dessen ausgeprägtes soziales Gewissen zu seinem Erfolg beigetragen hat. Für seine Leute führt er Kranken- und Sterbekassen ein, sichert Witwen und Waisen ab. Zudem beteiligt er Arbeiter an den Unternehmensgewinnen. Seine Beschäftigten zeigen sich dafür loyal. Bereits im Jahre 1868 hatte der Unternehmer Siemens dazu festgestellt: „Wir arbeiten mehr, billiger und besser.“



Theodor Mommsen 1817–1903

Der Liberale

Als Theodor Mommsen 1902 als erster Deutscher für seine „Römische Geschichte“ den Literatur-Nobelpreis erhält, ist das der Höhepunkt seiner Laufbahn. Fast gleichzeitig aber beklagt der Historiker und Jurist sein politisches Scheitern. Denn Mommsen ist einer der letzten Gelehrten, die sich den liberalen Idealen der Märzrevolution von 1848 verpflichtet fühlen: Als Journalist hat er eine konstitutionelle Monarchie in einem deutschen Einheitsstaat gefordert, als Professor trat er dem liberalen „Deutschen Verein“ bei.

Wissenschaft und Politik sind für Mommsen nicht voneinander zu trennen – was bereits bei seiner ersten Professur zu Kon-

Das deutsche Kaiserreich Daten und Fakten

1864 Deutsch-Dänischer Krieg:
1. 2. Preußen und Österreich marschieren in Schleswig ein, um die Einverleibung des Herzogtums durch Dänemark zu verhindern.
Nach seiner Niederlage tritt Dänemark die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an Österreich und Preußen ab.
1866 Preußisch-Österreichischer Krieg, ausgelöst durch Konflikte bei der gemeinsamen Verwaltung von Schleswig und Holstein:
3. 7. Sieg der Preußen bei Königgrätz. Als Folge wird der Deutsche Bund, das gemeinsame Dach der deutschen Staaten, aufgelöst.

Wien hat mit Deutschlands Einheit nichts mehr zu tun. Preußen annektiert Österreichs Kriegsaliierte Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt.
18. 8. Gründung des Norddeutschen Bundes. Die deutschen Staaten nördlich des Mains vereinigen sich in einem Bundesstaat unter Führung Preußens. An ihn binden sich – militärisch und wirtschaftlich – auch die süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg, Baden und Hessen.
1867 12. 2. Der verfassungsgebende Norddeutsche Reichstag wird aufgrund des „allgemeinen, direkten und geheimen“ Wahlrechts von Männern ab 25 Jahren gewählt.

1870/71 Deutsch-Französischer Krieg:
12. 7. Erbprinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen zieht seine Kandidatur für den spanischen Thron wegen französischen Widerstands zurück.
13. 7. In Bad Ems lehnt Preußenkönig Wilhelm I. die vom Gesandten Vincent Graf Benedetti überbrachte französische Forderung ab, im Namen des Hauses Hohenzollern für alle Zukunft auf eine solche Kandidatur zu verzichten. In der „Emser Depesche“ informiert Preußens Ministerpräsident Otto von Bismarck in einer Paris brüskierende Form die Öffentlichkeit über den Vorgang. Daraufhin erklärt

Frankreich – wie von Bismarck erwartet – Preußen den Krieg. Die Bündnisverträge zwischen dem Norddeutschen Bund und den süddeutschen Staaten treten in Kraft. Patriotismuswelle in Deutschland.
2. 9. Nach dem deutschen Sieg bei Sedan gerät Kaiser Napoleon III. und 100 000 französische Soldaten in Gefangenschaft.
1871 1. 1. 22. Staaten und drei Freie Städte bilden das Deutsche Reich. Die Fürsten der Bundesstaaten und die Regierungen der Freien Städte sind keine Untertanen des Kaisers.
18. 1. Der Preußenkönig Wilhelm I. im Spiegelssaal des Schlosses von Versailles zum Deutschen Kaiser ausgerufen, was fortan als eigentliches Datum der Reichsgründung gilt.
3. 3. Erste Reichstagswahl: Die Volksvertretung des

Deutschen Reichs wird nach dem Wahlrecht des Norddeutschen Bundes von den männlichen Staatsbürgern ab 25 in gleicher Wahl gewählt (d. h., jede Stimme zählt gleich viel). In vielen Bundesstaaten – in Preußen etwa – gilt weiterhin das Klassenwahlrecht, bei dem die Stimmen nach der Steuerleistung der Wähler gewichtet werden.
21. 3. Otto Fürst von Bismarck wird Reichskanzler (bis 20. 3. 1890).
14. 4. Der Reichstag verabschiedet die Reichsverfassung – eine leicht modifizierte Form der Verfassung des Norddeutschen Bundes.
10. 5. Friedensvertrag von Frankfurt: Frankreich muss Elsass und Lothringen abtreten und fünf Milliarden Francs Reparationen leisten.

15. 5. Das Strafgesetzbuch (StGB) tritt in Kraft. Es ist mehrfach novelliert – in wesentlichen Teilen bis heute gültig.
4. 12. Der Reichstag beschließt die Einführung der Mark als einheitliche Währung. Die 119 verschiedenen Münzen und Geldscheine der bis dahin bestehenden sieben deutschen Geldsysteme werden (mit Ausnahme des Talers, der noch bis 1908 gültig bleibt) zwischen 1873 und 1878 eingezogen.
1871–1887 „Kulturkampf“: Mit den Liberalen macht Bismarck Front gegen die katholische Kirche und den politischen Katholizismus. Die „Katholische Abteilung“ im preußischen Kultusministerium wird aufgelöst, die Schulaufsicht in Preußen wird verstaatlicht, der Jesuitenorden verboten. Ein „Kanzelparagraf“ unter-

Deutsches Reich



Quellen: Putzger Historischer Weltatlas, Cornelsen; IEG Mainz / A.Kunz 2000

sagt Geistlichen, Staatsangelegenheiten zu kritisieren. Die Besetzung geistlicher Ämter wird angepöbelnd und von angehenden Priestern ein „Kulturrexamen“ gefordert. Schließlich wird jeder staatliche Zuschuss an die katholische Kirche gesperrt und die Ausweisung missliebiger Geistlicher ermöglicht. 1876 sind sämtliche preußischen Bischöfe verhaftet oder das Landes verwiesen. Doch Bismarck scheitert. Die Katholiken halten zu ihren Bischöfen, das katholische Zentrum wird zur Massenpartei. Ab 1880 werden die meisten „Kampfgesetze“ nach und nach zurückgenommen. **1872** Es kommt im Deutschen Reich zu 352 Streiks. **16. 6.** Erster Massenstreik im Ruhrbergbau beginnt.

1873 9. 5. „Gründerkrach“: Der gründerzeitliche Aufschwung erlischt. In einer Kettenreaktion brechen zahlreiche Banken und andere Unternehmen zusammen. Zu Sündenböcken für die Wirtschaftskrise werden vielfach jüdische Staatsbürger erklärt – Beginn des modernen Antisemitismus. Rezession bis Ende der 1870er Jahre. **1874 1. 10.** Im Zuge des Kulturkampfes wird reichsweit die Zivile als einzige gültige Form der Eheschließung gesetzlich eingeführt. **1875 März–Mai.** Krieg in Sicht – Krise: Die Neuorganisation der französischen Armee veranlasst Bismarck zu einer Kampagne, um Paris einzuschüchtern. Kurz darauf erfährt die französische Regierung, deutsche Generäle erwägen einen Präventivkrieg. Der Reichskanzler sendet eine be-

schwichtigende Note nach Paris. Doch die dortige Regierung bittet Russland um Schutz. Bismarck überzeugt den Zaren, dass Deutschland keinen Krieg plane, und schwankt um zu aktiver Friedenspolitik. **22.–27. 5.** In Gotha vereinigen sich der unter Ferdinand Lassalle 1863 gegründete Allgemeine Deutsche Arbeiterverein (ADAV) und die 1867 entstandene Sozialdemokratische Arbeiterpartei (SDAP) August Bebel und Karl Liebknecht zur Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands (SAP) – ab 1890 Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD). **1876 7. 6.** Gründung der Deutschkonservativen Partei (DKP) durch konservativere Kreise, die gegen Bismarcks liberale Wirtschaftspolitik und die Kulturkampfgesetze opponie-

ren. Die Partei vertritt vor allem die politischen und wirtschaftlichen Interessen der preußischen Großgrundbesitzer, setzt sich aber auch für die Stärkung des Mittelstandes ein. **1877 30. 1.** Die Zivilprozessordnung (ZPO) tritt in Kraft. Sie ist in wesentlichen Teilen bis heute gültig. **1. 2.** Die Strafprozessordnung (StPO) tritt in Kraft. Sie ist ebenfalls in wesentlichen Teilen bis heute gültig. **1878 5. 1.** Der Berliner Hofprediger Adolf Stöcker gründet die Christlich-Soziale Arbeiterpartei und setzt dabei den Antisemitismus zur politischen Mobilisierung ein. In Folge entstehen zahlreiche antisemitische Organisationen und Parteien – etwa 1879 die

Antisemitenliga oder 1890 die Antisemitenpartei. Sie bleiben bis 1914 parlamentarisch fast bedeutungslos, dennoch ist der Antisemitismus in der Mentalität der Gesellschaft tief verwurzelt. **21. 10.** „Sozialistengesetz“: Reichskanzler Bismarck setzt das „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“ durch. Es verbietet Sozialdemokratische Vereine, Versammlungen und Zeitungen. Zur „Immunsierung“ der Arbeiterschaft führt Bismarck die europaweit fortschrittlichste Sozialgesetzgebung ein. Das Erstarben der Arbeiterbewegung aber kann das Sozialistengesetz nicht verhindern; es läuft 1890 aus. **1879 November** Der Historiker Heinrich von Treitschke warnt in den „Preußi-

1871 schließen sich 25 Staaten zum Deutschen Reich zusammen. Es hat eine Fläche von 540 000 Quadratkilometern und ist das drittgrößte Land Europas nach Russland und Österreich-Ungarn

schen Jahrbüchern“ vor dem angeblich gefährlichen Einfluss des Judentums in Deutschland („Die Juden sind unser Unglück“). Im „Berliner Antisemitismusteil“ 1879/80 tritt der liberale Althistoriker Theodor Mommsen diesen Tiraden entschieden entgegen. Doch Treitschkes Äußerungen stoßen vor allem unter Studenten auf Beifall. **31. 5.** Werner von Siemens stellt auf der Gewerbeausstellung in Berlin die erste Lokomotive mit Stromversorgung über eine Schiene vor. **12. 7.** Der Reichstag verabschiedet vor allem mit den Stimmen der Konservativen und des Zentrums Bismarcks Schutzzollgesetz. Damit ist der Bruch des Kanzlers mit seinen bisheri-

sequenzen führt: Er verliert seinen Lehrstuhl für römisches Recht, weil er sich 1849 während eines Aufstands in Sachsen für die provisorische Regierung eingesetzt hat.

Zu den Büchern, die seinen wissenschaftlichen Ruhm begründen, gehört eine Sammlung aller nichtchristlichen lateinischen Inschriften bis ins 6. Jahrhundert und eben jene „Römische Geschichte“. Sie wird ein Weiterfolg – auch wegen ihrer modernen Parallelen. In seinem Werk lässt Mommsen die römischen Senatoren Forderungen wie aus der Frankfurter Paulskirche aufsuchen. Er präsentiert eine historische Lösung: Cäsars „demokratische Monarchie“.

1858 wird Mommsen Professor in Berlin, 1863 Abgeordneter im Preussischen Landtag. Bismarck hält er zunächst für den deutschen Cäsar. Doch nach der Reichsgründung wird Mommsen als Reichstagsabgeordneter der Linksliberalen zum Gegner des Kanzlers, dem er eine „Politik des Schwindels“ vorwirft.

Auch nach Bismarcks Entlassung ist Theodor Mommsen mit den Deutschen nicht versöhnt. Wütend beklagt er in den Jahren vor seinem Tod eine „innere Entzweiung mit dem Volke, dem ich anhöre“.



Theodor Fontane 1819–1898

Der Charakterzeichner

Er ist anglophil und Adelsverehrer – und jenseits der 70, als ihm mit „Effi Briest“ und „Der Stechlin“ der Durchbruch als Schriftsteller gelingt. Seine Zeitgenossen ahnen freilich nicht, dass Theodor Fontane einmal als Vollender des realistischen Romans in Deutschland gelten wird. Zwar erfreut sich der Apothekersohn aus Neuruppin im letzten Viertel seines Lebens einiger Bekanntheit, doch erst ein Jahrhundert später wird der Preuße gelesen wie kein Zweiter seiner Zeit.

Seine gesellschaftskritischen Romane in scheinbar harmlosem Parlando, seine zahlreichen Briefe, Balladen und Zeitungsartikel sind ein Kompendium

der preußisch-wilhelminischen Ära.

Insbesondere mit Frauen, die „einen Knax weghaben“, sympathisiert Fontane – nicht ihrer Tugenden, sondern ihrer Schwächen wegen. Seine Charakterbilder quer durch die Gesellschaftsschichten, wie die der mädchenhaften Effi, die an den psychischen und sozialen Folgen ihres Ehebruchs zugrunde geht, oder der Plätterin Lene Nimpsch, die ein „unstandesgemäßes“ Verhältnis mit einem Adligen hat, sind ein Stück weiblicher Sozialgeschichte.

Finanziell steht Fontane die meiste Zeit seines Lebens am Abgrund. Der siebenfache Familienvater, der zudem zwei uneheliche Kinder hat, versucht sich als Apotheker, England-Korrespondent, Kriegsberichterstatter. Zensor im preußischen Innenministerium und Theaterkritiker – bis er sich schließlich mit fast 60 Jahren allein auf sein Talent als Schriftsteller verlässt.

Fontanes berufliche Unstetigkeit und die Geldsorgen belasten seine Ehe, zerstören sie aber nicht. „Es ist alles leidlich geglickert“, schreibt er, fast entschuldigend, wenige Jahre vor seinem Tod 1898 an seine Frau, „aber ein leises Grauen packt einen noch nachträglich.“



Alfred von Schlieffen 1833–1913

Der Hasardeur

Mit nur einer Denkschrift, dem „Schlieffenplan“ von 1905, schreibt Alfred Graf von Schlieffen Geschichte – und löst beispielloses Leid aus. Der Generalstabschef hält schon früh einen Zweifrontenkrieg mit Frankreich und Russland für unvermeidlich. Deshalb will er erst eine Entscheidung im Westen erzwingen, um sich dann dem Zarenreich zu stellen. Seine Idee: Der Großteil des deutschen Heeres soll durchs neutrale Belgien marschieren, die französische Armee umfassen und vernichten. Im August 1914 fallen die Deutschen tatsächlich in Belgien ein. Doch das riskante Vorhaben scheitert. Im darauf folgenden Stellungskrieg sterben Millionen.

gen Bündnispartnern, den freihändlerischen National-liberalen vollzogen („Konservative Wende“).
7. 10. Im „Zweibundvertrag“ sichern Deutschland und Österreich-Ungarn einander für den Fall eines russischen Angriffs Beistand zu, im Falle des Angriffs anderer Staaten wohlwollende Neutralität.
1882 20. 5. Robert Koch gibt die Entdeckung des Tuberkelbazillus bekannt. Damit ist die Existenz bakterieller Krankheitserreger bewiesen.

24. 5. Das Deutsche Reich, Österreich-Ungarn und Italien schließen den „Dreibund“ (1887 verlängert). Der Verteidigungspakt ist der Schlüsselpunkt des Bismarckschen Bündnissystems.

6. 12. Prominente aus Politik, Wirtschaft, Wissen-

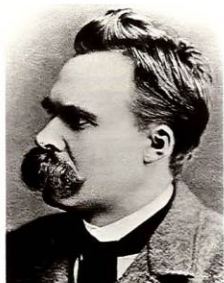
schaft und Publizistik gründen den Deutschen Kolonial-Verein, der für den Erwerb von Kolonien eintritt.
1893 5. 3. Emil Rathenau gründet die Deutsche Edison-Gesellschaft für angewandte Elektrizität, Vorgängerin der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft (AEG).
15. 6. Der Reichstag billigt das Gesetz zur Krankenversicherung für Arbeiter.
16. 12. Wilhelm Maybach und Gottlieb Daimler stellen den ersten schnell laufenden Benzinmotor vor, entwickelt auf der Basis des von Nikolaus August Otto sieben Jahre zuvor erfundenen Viertaktmotors.
1884 27. 6. Die Arbeiter-Unfallversicherung wird reichsweit eingeführt.
1884/1885 Reichskanzler Bismarck gibt auf öffentlichen Druck seine kolonialpolitische Zurückhaltung auf. Deutsch-Südwestafrika

(Namibia), Togo, Kamerun, Deutsch-Ostafrika (u. a. Tansania), Kaiser-Wilhelms-Land (Papua-Neuguinea), die Marshall-Inseln und das Bismarck-Archipel werden „Schutzgebiete“ des Deutschen Reiches.
1885 26. 2. Kongo-Akte: Das Ergebnis der Berliner Kongo-Konferenz wehrt im Sinne Bismarcks und Frankreichs den Zugriff der Briten auf das Kongobecken ab, schafft eine Freihandelszone in Zentralafrika, verbietet den Sklavenhandel und macht völkerrechtliche Regelungen für die Kolonialmächte verbindlich.
1886 29. 1. Carl Benz erhält ein Patent für den ersten funktionsfähigen Kraftwagen mit Benzinmotor: ein Dreirad.
1887 18. 6. Deutschland und Russland garantieren einander im „Rückversiche-

rungsvertrag“ für den Fall eines unprovokierten Angriffes – Frankreichs auf Deutschland bzw. Österreich-Ungarns auf Russland – Neutralität. Anerkennung russischer Interessen auf dem Balkan durch Deutschland in einem geheimen Zusatzprotokoll.
1888 9. 3. Tod Wilhelms I. Sein Sohn Friedrich III. regiert nur 99 Tage lang. Nach dessen Tod aufgrund von Kehlkopfkrebs wird am 15. 6. Wilhelm II. im Alter von 29 Jahren deutscher Kaiser.
1889 3. 5.–6. 6. Im Ruhrgebiet streiken fast 90 000 Bergarbeiter. Wilhelm II. bemüht sich um Vermittlung.
22. 6. Bismarck führt die Alters- und Invalidenversicherung ein. Männliche gewerbliche Arbeiter haben vom 70. Lebensjahr an Anspruch auf Rente.

1890 4. 2. Nach den „Sozialpolitischen Erlassen“ Wilhelms II. werden u. a. Sonntags- und Fabrikarbeit von Kindern unter 13 Jahren verboten und die Arbeitszeit von Frauen und Jugendlichen auf elf bzw. zehn Stunden begrenzt.
20. 3. Wilhelm II. entlässt Bismarck. Georg Leo Graf von Caprivi wird Reichskanzler (bis 26. 10. 1894).
1. 7. Deutschland verzichtet gegenüber Großbritannien auf koloniale Ansprüche in Ostafrika und erhält für Sansibar und andere Gebiete wie Witu die strategisch wichtige, bislang von Großbritannien besetzte Insel Heligoland.
1893 14.–20. 10. Auf dem Erfurter Parteitag gibt sich die SPD ein neues Programm, das die verschiedenen Strömungen innerhalb der Partei vereinen soll. Es

basiert auf dem marxistischen Geschichts- und Gesellschaftsbild. Wilhelm II. werden u. a. Sonntags- und Fabrikarbeit von Kindern unter 13 Jahren verboten und die Arbeitszeit von Frauen und Jugendlichen auf elf bzw. zehn Stunden begrenzt.
1892–1911 Gegen die offizielle Hof- und Akademienkunst bilden Avantgardedekunstler „Sezessionen“. 1892 die Münchner, sechs Jahre später die Berliner um Max Liebermann und Walter Leistikow. 1905 entsteht in Dresden „Die Brücke“ und 1911 in München der „Blaue Reiter“, Vereinigungen, denen sich Maler wie Ernst Ludwig Kirchner und Karl Schmidt-Rottluff, Franz Marc und August Macke sowie Wassily Kandinsky und Paul Klee anschließen.
1892 16. 8.–12. 11. Cholera-Epidemie in Hamburg: 8605 Menschen sterben. Hauptursache für die letzte große Seuche des Jahrhun-



Friedrich Nietzsche 1844–1900

Vom toten Gott

Friedrich Nietzsche greift das abendländische Weltbild in seinen Grundfesten an. Der Philosoph hinterfragt Sinn und Logik christlicher „Sklavemoral“ und sieht in der Idee des einen Gottes einen Ausdruck von Schwäche, dem er seinen Ausruf „Gott ist tot! Gott bleibt tot! Und wir haben ihn getötet!“ entgegen-schmettert.

Nietzsche ist der große Spötter und Skeptiker seiner Zeit und fordert eine „Umwertung aller Werte“. Von der Willensmeta-physik Schopenhauers und dem Darwinismus seiner Zeit beeinflusst, konzipiert der Pfarrer-ohn aus Sachsen die „Idee des Übermenschen“. Charakteristisch für den schwachen Men-

schen sei es, dass er die Aufgabe, der Welt einen Sinn zu geben, selbst nicht bewältige. Der Übermensch dagegen könne den Sinn in einer gottlosen Welt durch die Kraft seines eigenen Willens gewinnen. Aber auch dieser Übermensch erreiche seine wahre Größe erst in der Einsicht in die „ewige Wiederkunft des Gleichen“, im Verzicht auf die Hoffnung auf ein Paradies.

Um die Jahrhundertwende greifen breite Kreise des Kaiserreichs den von Nietzsche geforderten „Willen zur Macht“ begierig auf. Seine Maximen beeinflussen massiv das Weltbild der Eliten, die in seiner Philosophie wesentlich eine Absage an die Moderne entdecken. Nietzsche galt deshalb lange als Vordenker des Nationalsozialismus, wenn dabei auch seine Attacken gegen jegliche Form von Kleinbürgerlichkeit und alle Ideologie übersehen wurden.

Schon als Schüler ein Genie, wird Nietzsche mit 24 Professor für Philologie in Basel. Von ständigem Kopfschmerz und schwachen Augen geplagt, gibt er den Lehrstuhl 1879 auf. Vom späten Wirbel um seine Werke bekommt Nietzsche kaum etwas mit – seit 1889 ist er geistig umnachtet. Er stirbt am 25. August 1900.



Carl Benz 1844–1929

Patent Nr. 37435

Sommer 1886: Das stinkende Vehikel auf drei Rädern mit einem 0,88-PS-Motor fährt – ganz ohne Pferde, mit 16 km/h. Nur muss Eugen, der Sohn, an diesem 3. Juli mit der Flasche hinterherrennen, um Benzin nachzufüllen. Aber auch dafür wird Carl Benz, Ingenieur aus Mannheim, eine Lösung finden.

Bereits im Januar hat er das Reichspatent mit der Nummer 37435 angemeldet – auf einen Motorwagen zur „Beförderung von 1 bis 4 Personen“. Er ist zwar nicht der erste Erfinder, der ein Fahrzeug mit Verbrennungsmotor konstruiert (das war wahrscheinlich um 1870 Siegfried Marcus – genau lässt sich das nicht mehr rekonstruieren),

aber der Erste, dessen Gefährt im Alltag tatsächlich nutzbar ist.

Zunächst jedoch sieht es gar nicht nach einem Erfolg aus. Viele bestaunen das kuriose Vehikel aus der „Rheinischen Gasmotorenfabrik Benz & Cie.“. „Kaufen will es jedoch niemand; Wilhelm II. soll später gesagt haben: „Solange ich warme Pferde habe, besteige ich einen derartigen Stinkkarren nicht!“

Die Wende kommt mit einer Fahrt von Bertha Benz nach Pforzheim. Die Gattin des Erfinders ist die erste Frau, die am Steuer eines Autos sitzt. Und sie hat eine Mitgift in die Ehe gebracht, die ihren experimentierfreudigen Mann schon mehrmals vor dem Ruin gerettet hat. Nach ihrer ersten, aufsehenerregenden Langstreckenfahrt und Berthas Testbericht verbessert Benz seine Modelle.

Und bald kommt auch der Erfolg: Mit einem preiswerten vierrädrigen „Velociped“ produziert er schließlich einen Bestseller. 603 ausgelieferte Serienwagen machen Benz & Cie. 1900 zur größten Autofabrik der Welt.

Noch bis zu seinem Tod 1929 sitzt Benz im Aufsichtsrat seiner Automobilwerke, die 1926 mit dem von Gottlieb Daimler gegründeten Konkurrenzunternehmen vereinigt wird.

derts in Europa ist verschmutztes Trinkwasser. 8. 12. Die Deutschkonservative Partei schreibt antisemitische Forderungen in ihr Parteiprogramm, um für den Mittelstand attraktiver zu werden.

1893 Februar Gründung des Bundes der Landwirte, einer reaktionären und antisemitischen Interessenvertretung der Landwirtschaft. 26. 3. Gründung des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Die größte jüdische Interessenvertretung in Deutschland kämpft gegen Antisemitismus und für die Gleichberechtigung von Juden, vor allem auch im Staatsdienst.

1894 28./29. 3. Gründung des Bundes Deutscher Frauenvereine (BDF). Der Dachverband wird Mittel-

punkt der bürgerlichen Frauenbewegung, die u. a. durch Louise Otto-Peters, Gertrud Bäumer und Helene Lange geprägt ist. In Abgrenzung dazu entwickelt sich, vor allem um Clara Zetkin, eine proletarische Frauenbewegung.

1. 7. Der Alldeutsche Verband geht aus dem Allgemeinen Deutschen Verband von 1891 hervor. Er wird von Bildungsbürgern gegründet, propagiert ein Großdeutsch aller Deutschen und ein deutsches Kolonialimperium. Die rassistisch motivierten Expansionsforderungen nehmen die „Lebensraum“-Ideologie der Nationalsozialisten vorweg. 29. 10. Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingfürst wird Reichskanzler bis 17. 10. 1900.

1895 21. 6. Wilhelm II. eröffnet den Kaiser-Wilhelm-Kanal quer durch

Schleswig-Holstein (später: Nord-Östsee-Kanal).

8. 11. Wilhelm Conrad Röntgen entdeckt die „X-Strahlen“, erhält dafür 1901 den ersten Nobelpreis für Physik.

1896 Januar Gründung der Wochenzeitschrift „Jugend“, die maßgeblich wird für die neue künstlerische Reformbewegung „Jugendstil“.

1897 17. 2. Rudolf Diesel führt den ersten praxistauglichen „Dieselmotor“ ein. 6. 12. Bernhard von Bülow, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, fördert die deutsche Expansion in Übersee: „Wir verlangen auch unseren Platz an der Sonne.“

1897/98 Das Deutsche Reich besetzt und pachtet von China die Bucht von Kiautschou südöstlich von Beijing.

1898 Die polnische Sozialistin Rosa Luxemburg, durch Scheinehe deutsche Staatsbürgerin, kommt nach Berlin, engagiert sich in der SPD für Klassenkampf und Revolution und wird deshalb mehrfach verhaftet. Um sie und Karl Liebknecht formiert sich während des Weltkriegs der radikal linke Spartakusbund innerhalb der SPD. Er geht 1918 in der KPD auf. Am 15. 1. 1919 werden Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht nach dem „Januaraufstand“ der Spartakisten von rechtsradikalen Freikorpskämpfern ermordet.

28. 3. Der Reichstag billigt die erste Flottenvorlage von Alfred Tirpitz, dem Staatssekretär im Reichsmarineamt. Der Bau von Kriegsschiffen richtet sich gegen Großbritannien und soll von innenpolitischen Problemen – soziale Schieflage, Erstar-

ken der Sozialdemokraten – ablenken. Bejubelt wird das Programm vom Flottenverein, dem mitgliederstärksten nationalpolitischen Agitationsverband des Kaiserreichs.

1899 Das Reich erwirbt im Laufe des Jahres die pazifischen Inselgruppen Marianen, Karolinen und Palau von Spanien und einigt sich mit den USA über die Aufteilung Samoas.

1900 In Baden werden Frauen zum Universitätsstudium zugelassen (in Preußen erst 1908).

1. 1. Das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) tritt in Kraft. Es ist in wesentlichen Teilen bis heute gültig.

14. 2. Max Planck erläutert der Physikalischen Gesellschaft Berlin sein „Strahlungsgesetz“. Er begründet damit die Quantentheorie

und erhält 1918 dafür den Nobelpreis.

2. 7. Jungfernfahrt des von Ferdinand Graf von Zeppelin und Theodor Kober entwickelten Luftschiffs LZ 1. 17. 10. Bernhard Fürst von Bülow wird Reichskanzler (bis 28. 6. 1909).

1901 26. 2. Thomas Manns Roman „Buddenbrooks“ erscheint.

10. 12. Emil von Behring erhält für die Entwicklung der Serum-Therapie den ersten Nobelpreis für Medizin.

1902 18. 2. Einweihung der ersten Strecke der elektrischen U-Bahn in Berlin.

1903 18. 8. Karl Jatho macht bei Hannover einen 18 Meter weiten Luftsprung mit einem Motorflugzeug – vier Monate vor den amerikanischen Gebrüdern Wright.



Clara Zetkin 1857–1933

Die Kämpferin

Eine energische Lehrerstochter aus dem Erzgebirge sorgt 1889 auf dem Gründungskongress der Zweiten Internationale in Paris für Furore: Clara Zetkins Rede über „Die Arbeiterinnen- und Frauenfrage der Gegenwart“ wird zum Manifest der aufkommenden proletarischen Frauenbewegung.

In Deutschland ist die Sozialistin, die seit 1882 im französischen Exil lebt, offiziell unerwünscht. Doch als das Bismarcksche Gesetz gegen die „gemeingefährliche“ Sozialdemokratie abgeschafft wird, zieht sie 1891 nach Stuttgart – ohne ihren russischen Lebensgefährten Ossip Zetkin. Der Vater ihrer beiden Söhne, dessen Namen sie

angenommen hat, ohne ihn zu heiraten, ist im Exil gestorben.

Als Chefredakteurin der sozialdemokratischen Frauenzeitschrift „Die Gleichheit“ will die ehemalige Hauslehrerin bei den Arbeiterinnen Klassenbewusstsein wecken: Sie sollen sich an der Seite ihrer Männer in den proletarischen Kampf stürzen, tüchtige Erwerbstätige, tapfere Genossinnen, gute Mütter und perfekte Hausfrauen sein.

Doch vielen Leserinnen sind die Artikel zu unbequem. Erst vom Verlag gewünschte Beilagen, etwa „Für unsere Kinder“, stützen die Auflage. Als Clara Zetkin 1917 von der SPD zur USPD wechselt, ist sie als Chefredakteurin des Parteiblattes untragbar geworden und wird entlassen.

Zwei Jahre später schließt sich die enge Freundin Rosa Luxemburg der KPD an und zieht für die Partei in den Reichstag ein. 1932 nutzt sie als Alterspräsidentin des Parlaments ihre Redezeit dazu, vor den Abgeordneten die „Einheitsfront aller Werktätigen“ gegen den Faschismus zu beschwören. Hitlers Machtergreifung überlebt sie nur um wenige Monate: Am 20. Juni 1933 stirbt Clara Zetkin, siech und fast blind, in einem Sanatorium bei Moskau.



Gerhart Hauptmann 1862–1946

Der Menschenfreund

Als er 1912 den Nobelpreis für Literatur erhält, ist Gerhart Hauptmann längst der bekannteste Dramatiker des Kaiserreichs – und wie Deutschland pendelt er zwischen Tradition und Modernität.

Schon als Kind erlebt Hauptmann die schroffen sozialen Gegensätze seiner Zeit, sieht die adeligen Kurgäste im Gasthof seiner Eltern im schlesischen Obersalzbrunn neben den Arbeitern und Bauern. Aber es dauert, bis er solche Erfahrungen in Texte formt. Die strenge preußische Schule verlässt er vorzeitig, versucht sich als Landwirt und Bildhauer, studiert kurz Philosophie und Geschichte, nimmt Schauspielunterricht und lebt ei-

nige Monate in Italien. Die Heirat mit der Kaufmannstochter Marie Thienemann im Jahr 1885 verschafft ihm dann genug Ruhe und finanzielle Sicherheit, um sich dem Schreiben zu widmen.

Hauptmann zieht nach Berlin und kommt in Kontakt zur literarischen Avantgarde. Eine „moderne“ Generation von Schriftstellern will die sich rasch wandelnde Welt „naturalistisch“ und unverstellt zeigen, samt ihrem Schmutz, ihren Widersprüchen und Zwängen. Schon in seinen ersten Werken greift Hauptmann Themen wie Alkoholum und sexuelle Hörigkeit auf. „Die Weber“, sein Bühnenstück über einen Aufstand schlesischer Weber, löst 1894 einen Eklat aus, weil es zu proletarisch sei, zu aufrührerisch. Der Kaiser kündigt seine Loge im Deutschen Theater.

Doch Hauptmann wird nicht der politische Künstler, den viele in ihm sehen wollen. In seinen über 40 Stücken verbindet sich naturalistische Sozialkritik immer wieder mit fatalistischen, ja romantischer Mystik. Weder ein Exponent des Kaiserreichs noch ein Held der Opposition, mehr kritischer Beobachter als radikaler Neuerer, bleibt Hauptmann ein Menschenfreund an der Schwelle zur Moderne.

1904 8.4. Großbritannien und Frankreich schließen nach dem Haken von Tanger den kolonialen Streitigkeiten die „Entente Cordiale“.

11.8. Schlacht am Waterberg: In Deutsch-Südwestafrika beginnen deutsche Truppen einen Aufstand der Herero brutal niederzuschlagen.

1905 31.3. Mit seiner Landung im Hafen von Tanger demonstriert Wilhelm II. gegen den französischen Anspruch auf Marokko – und lässt damit die „Erste Marokkokrise“ aus.

30.6. Albert Einstein veröffentlicht seine „Spezielle Relativitätstheorie“, in der vor allem der Zeitbegriff relativiert wird – eine Erweiterung der klassischen Physik.

23./24.7. Auf einer Yacht in der Ostsee schließt Wilhelm II. mit Zar Nikolaus II. ein Verteidigungsbündnis, von dem Nikolaus auf Druck seiner Berater aber kurz darauf wieder abbrückt.

Dezember Der deutsche Generalstabchef Alfred Graf von Schlieffen legt einen Aufmarschplan mit dem Titel „Angriffskrieg gegen Frankreich“ vor.

1906 16.1.–7.4. Konferenz von Algeiras: Entgegen der deutschen Hoffnung, dass die anderen Großmächte ebenfalls gegen den französischen Anspruch auf Marokko votieren, stellen sich Großbritannien, Russland und die USA hinter Frankreich.

10.2. Stapelung des britischen Schlachtschiffes „Dreadnought“: Beginn des

offenen Flotten-Wettrenns zwischen Deutschland und Großbritannien.

1907 25.1. „Hottentottenwahlen“: Nach der Ablehnung der Kolonialpolitik des Reichskanzlers Bernhard

Zentrum von Bülow durch das Zentrum und die SPD hatte Bülow am 13.12.1906 veranlassen, das Parlament aufzulösen und Neuwahlen anzusetzen. Nach einem von nationalistischen Parolen

geprägten Wahlkampf bildet der „Bülow-Block“ aus Konservativen und Liberalen das neue Regierungslager.

31.8. Das russisch-britische Verständigung über die Interessen im Nahen und Mittleren Osten bilden Frankreich, Großbritannien und Russland die „Triple Entente“. Das Deutsche Reich ist, bis auf seinen einzigen verlässlichen Bündnispartner Österreich-Ungarn, isoliert.

1908 19.4. Neues Vereinsgesetz: Auch Frauen dürfen in politischen Vereinigungen aktiv werden.

28.10. Ein Interview im Londoner „Daily Telegraph“, in dem Wilhelm II. einerseits um Großbritannien wirbt, es andererseits aber auch beleidigt, erregt Empörung in Großbritannien – und in Deutschland Verdross über das „persönliche Regiment“ des Kaisers.

1908/09 „Bosnien-Krise“: Angesichts eines neuen bürgerlich-nationalistischen Regimes in der Türkei annektiert Österreich-Ungarn zur Wahrung seiner Interessen auf dem Balkan die nominell türkischen Provinzen Bosnien und Herzegowina. Berlin stellt sich hinter Wien. Russland droht mit militärischen Gegenmaßnahmen, erkennt aber

schließlich die Annexion an.

1909 14.7. Theobald von Bethmann Hollweg wird Reichskanzler (bis 13.7.1917). Er bemüht sich um einen ausgeglichene Kurs in der Außenpolitik.

1911 11.1. Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung von Wissenschaft und Forschung.

1.7. Das deutsche Kanonenboot „Panther“ ankert vor dem marokkanischen Agadir. Dies provoziert die „Zweite Marokkokrise“ aus.

4.11. Das Marokko- und Kongo-Abkommen beendet die Krise zwischen Deutschland und Frankreich. Berlin muss auf Einfluss in Marokko verzichten und erhält von Paris Kongo-Gebiete im Austausch gegen Teile von Togo.

1912 12.1. Reichstagswahl: Die SPD wird mit 34,8 Prozent der Stimmen stärkste Partei.

8.–11.2. Großbritannien kündigt seine Neutralität in Europa. Doch London erklärt die Zugeständnisse Berlins für unzureichend.

8.10. Serbien, Bulgarien, Griechenland und Montenegro („Balkanbund“) erklären der Türkei den Krieg und erreichen durch ihren Sieg den Zusammenbruch der türkischen Herrschaft auf dem Balkan. („Erster Balkankrieg“).

12.12. „Kriegsrat“ bei Wilhelm II.: Angesichts der Erklärung Großbritanniens, sich für den Fall eines europäischen Konflikts hinter Frankreich zu stellen, treten



Max Weber 1864–1920

Entzauberer

Die Entwicklung der Industriegesellschaft hat Nebenwirkungen. Eine davon nennt Max Weber „Entzauberung der Welt“: Rationalität verdrängt bis dahin gekannte Denkmuster. Dabei ist Weber selbst ein Entzauberer ersten Ranges. Er seziiert Wirtschaft und Geschichte, Religion und Politik. Stets setzt er Details der Fachgebiete in Bezug zur gesellschaftlichen Entwicklung – und wird so zu einem der Väter der deutschen Soziologie.

Der Erfurter Politikersohn definiert Begriffe wie „Werturteilsfreiheit“ und „Verantwortungsethik“, „Macht“ und „Herrschaft“. Er analysiert den Trend zur Bürokratie, prognostiziert

politische Entwicklungen im Kaiserreich – und für die Zeit danach. Schon 1895 diagnostiziert er, das Bürgertum sehne sich „nach dem Erscheinen eines neuen Cäsar“.

Die berühmteste Schrift des Nationalökonomens erscheint 1905: „Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus“. Darin stellt Weber die These auf, dass insbesondere puritanische Tugenden das Entstehen der industriellen Leistungsgesellschaft befördert haben. Von einem simplen statistischen Vergleich der Vermögen von Protestanten und Katholiken spannt er einen Bogen bis zu Luthers Bibelübersetzung und der Etymologie des Wortes „Beruf“.

1920 stirbt der Gelehrte an einer Lungenentzündung. Viele seiner Arbeiten bleiben fragmentarisch, vor allem das monumentale Werk „Wirtschaft und Gesellschaft“, das erst nach seinem Tode erscheint. In Deutschland geraten Webers Texte für Jahrzehnte in Vergessenheit. Anders in den USA: Von dort aus beeinflussen sie seit etwa 1970 wieder die deutsche Forschung.

Deutschland ist ein Bund von 25 Staaten, in dem das mächtige Preußen, das den Kaiser stellt und in der Regel auch den Kanzler, eine starke Vormachtstellung innehat

Die Verfassung des Deutschen Reiches von 1871



Nach der Verfassung ist das Deutsche Reich ein Bundesstaat, in dem die 25 Länder, vertreten durch den Bundesrat, die Träger der Souveränität sind. Dennoch hat der Deutsche Kaiser, der zugleich König des mit Abstand größten Bundeslandes Preußen ist, große Macht. Er vertritt das Reich völkerrechtlich (z. B. beim Abschluss von Bündnisverträgen mit anderen Staaten), erklärt mit Zustimmung des Bundesrates den Krieg, hat den Oberbefehl über die Streitkräfte, beruft Bundesrat sowie Reichstag ein und ernennt den Reichskanzler, der nur ihm verantwortlich ist. Anordnungen und Verfügungen des Monarchen werden aber erst durch die Unterschrift des Kanzlers gültig. Dieser ist Vorgesetzter der vom Kaiser ernannten Staatssekretäre, welche (ähnlich wie heute Minister) die Reichsämtner leiten, etwa das Justiz- und Schatzamt. Der Kanzler führt als Vorsitzender auch die Geschäfte des Bundesrates. Der Reichstag wird von den männlichen Staatsbürgern ab 25 Jahren gewählt. Ihm steht das Recht zu, dem Bundesrat Gesetzesvorschläge zu machen. Der Bundesrat kann die Volksvertretung mit Zustimmung des Kaisers auflösen.

Admiral Tirpitz und andere Militärs für einen deutschen Präventivkrieg ein.

1913 29. 6. Streit über die Beute aus dem „Ersten Balkankrieg“ führt zum Krieg Bulgariens gegen Serbien und Griechenland, an deren Seite die Türkei und Rumänien treten. Vor allem Serbien geht gestärkt aus dem „Zweiten Balkan-Krieg“ hervor. Der Balkan gilt weiterhin als Pulverfass, in Europa eskaliert das Wettrennen.

November/Dezember „Zabern-Affäre“: Ein preußischer Leutnant beleidigt in der Garnisonsstadt Zabern elsässische Rekruten und Zivilisten. Die empörte Bevölkerung demonstriert gegen Preußen. Daraufhin verhaften Militärs willkürlich Zivilisten – ein Rechtsbruch, denn dies ist Polizei-

aufgabe. Kaiser und Armee-führer weigern sich, gegen die beteiligten Offiziere vorzugehen. Kritische Reichstagsabgeordnete erregen sich über die militärische Willkür. Der Vorfall kennzeichnet das ungleiche Verhältnis von militärischer und ziviler Macht im Reich. **1914 28. 6.** Der serbische Bosnier Gavril Princip erschließt in Sarajevo Österreichs Thronfolger Franz Ferdinand und dessen Frau. **5. 7.** Berlin sichert Wien Unterstützung für alle Fälle zu („Blankoscheck“). **28. 7.** Österreich-Ungarn erklärt Serbien den Krieg. **30. 7.** Generalmobilmachung der russischen Armee. **1. 8.** Deutschland erklärt Russland den Krieg. Generalmobilmachung in Frankreich. **3. 8.** Deutschland erklärt Frankreich den Krieg.

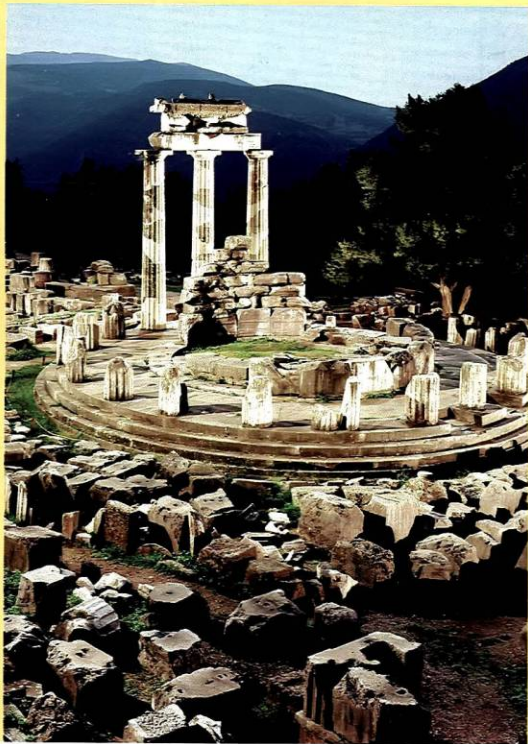
4. 8. Großbritannien erklärt Deutschland den Krieg. **6. 8.** Österreich-Ungarn erklärt Russland, Serbien erklärt Deutschland den Krieg. **7. 8.** Montenegro erklärt Österreich-Ungarn den Krieg. **11. 8.** Frankreich erklärt Österreich-Ungarn den Krieg. **12. 8.** Großbritannien erklärt Österreich-Ungarn, Montenegro erklärt Deutschland den Krieg. **1917 6. 4.** Die USA erklären Deutschland den Krieg. **14. 7.** Georg Michaelis wird als erster Bürgerlicher Reichskanzler (bis 31. 10.). **1. 11.** Georg Graf von Hertling wird Reichskanzler (bis 30. 9. 1918). **7. 12.** Die USA erklären Österreich-Ungarn den Krieg.

1918 3. 3. „Friede von Brest-Litowsk“: Während anderswo der Krieg weitergeht, schließen Russland, Deutschland, Österreich-Ungarn, die Türkei und Bulgarien einen Separatfrieden. Das nach der Oktoberrevolution von 1917 kriegsunfähige Russland muss seine frühere Hoheit über polnische, baltische und andere Gebiete aufgeben. **29. 9.** Die deutsche Oberste Heeresleitung (OHL) erklärt den Krieg im Westen für verloren. **3. 10.** Prinz Max von Baden wird Reichskanzler (bis 9. 11. 1918). In seinem Kabinett sind erstmals Sozialdemokraten vertreten. **3./4. 10.** Waffenstillstandsgesuch der deutschen Regierung an die US-Präsidenten Woodrow Wilson, der daraufhin die Räumung der von deutschen Truppen besetzten Gebiete, Abdan-

kung des Kaisers und Änderung der Staatsform fordert. **4. 10.** Österreich-Ungarn schließt sich dem deutschen Waffenstillstandsgesuch an. **24. 10.** Die OHL lehnt Wilsons Forderungen ab und ruft die Armee zur Fortsetzung des Krieges auf. **28. 10.** Verfassungsänderung durch Wilhelm II.: Reichsregierungen benötigen künftig das Vertrauen des Parlaments. **29. 10.** Offiziere und Mannschaften der Marine weigern in Wilhelmshaven den Befehl zu einem sinnlosen Flottenangriff. **1. 11.** Österreich-Ungarn kapituliert. Das k.u.k. Heer aus vielen Nationalitäten löst sich auf. **3. 11.** Matrosenaufstand in Kiel – das Fanal zur Revolution in Deutschland. In den folgenden Tagen bilden sich

vierorts Arbeiter- und Soldatenräte. **9. 11.** Der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann, Staatssekretär im Kabinett von Reichskanzler Prinz Max von Baden, ruft in Berlin von einem Balkon des Reichstags die „Deutsche Republik“ aus. Zwei Stunden später ruft Karl Liebknecht von einem Balkon des Berliner Schlosses die „freie sozialistische Republik“ aus. Wilhelm II. dankt ab und geht in die Niederlande ins Exil. **11. 11.** Der Zentrumspolitiker Matthias Erzberger, Staatssekretär im letzten Kriegskabinett, unterzeichnet in der Nähe des französischen Dorfes Compiègne für Deutschland den Waffenstillstandsvertrag. Der Erste Weltkrieg ist zu Ende und ebenso das deutsche Kaiserreich.

DAS ANTIKE GRIECHENLAND



Der Glaube an die Götter einte einst die über Mittel- und Schwarzes Meer verstreuten griechischen Stadtstaaten: wie etwa die Verehrung der Athene, der dieser Rundtempel in Delphi geweiht war

Im Jahr 490 v. Chr. zieht eine gewaltige Armada über die Ägäis. Das Perserreich greift nach Athen – und scheitert: Bei Marathon überrennen die Griechen den Feind. Es ist ein Triumph des Bürgers über den Söldner und eine Wende in der Geschichte Athens, wo eine neue Staatsform entsteht und mit ihr die Grundfeste des Abendlandes: die Demokratie. Aber Griechenland ist keine Einheit, und die Griechen sind keine Nation. Vor allem Sprache und Kultur halten sie zusammen – und die Götter, denen zu Ehren in Olympia sportliche Wettkämpfe stattfinden. Hunderte Stadt- und Inselstaaten paktierten mit- und ebenso oft gegeneinander. Führende Mächte in jenem Ringen sind das Militärkönigtum Sparta und das vom Volk regierte Athen, wo jeder Bürger Richter werden kann und die Redezeit vor Gericht nicht von Willkür, sondern von Uhren diktiert wird. Erst ein Makedone schmiedet schließlich alle Rivalen zusammen: Alexander der Große. Er trägt die Kultur der Hellenen auf seinen Feldzügen bis nach Ägypten und Indien. Seine Nachfolger errichten in Alexandria und Pergamon Bibliotheken für das Wissen ihrer Zeit: für die Epen Homers und die Berichte von Entdeckern, die bis nach England führen, für die Studien von Mathematikern und die Stadtpläne berühmter Baumeister – und für die Werke der Denker, welche die klassische Philosophie begründen. GEOEPOCHE macht sich auf zu den Wurzeln Europas.

Zuletzt erschienene Ausgaben (siehe auch Seite 89):



Die nächsten Ausgaben:

- Das antike Griechenland (2. Juni)
- Der Erste Weltkrieg (1. September)
- Inka, Maya, Azteken (1. Dezember)
- 8. Mai 1945 – das Kriegsende (2. März 2005)

FOTOVERMERK NACH SEITEN:

Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, u. = unten, u. = unten

TITEL: ulstein bild

SEITE 3: Werner Bartsch; ulstein bild

SEITE 4: Oscar Talligmann/Bundesbildarchiv; Koblenz (Ba-02/5-120); o.: Foto Carstensen/Bismarck-Museum, Friedrichshagen; l. m.: Blum & Voss GmbH; r. m.: BPK; u.

SEITE 5: Zentralbibliothek Zürich; o.: ulstein bild; l. m.: u.; Bernmann/Corbis; r. m.

DER KAISER UND SEIN REICH: Bundesbildarchiv, Koblenz (Ba-02/5-120); 4/7: Deutsches Historisches Museum; 9/9: Sammlung, Bockelberg; 10/11: BPK; 12/13: Max-Masemann/Stadtmuseum Berlin; 14/15: ANG, Berlin; 16/17, 22/23: ulstein bild; 18/19, 20/21



Aus dem europäischen wird ein globaler Konflikt, in dem alte Mächte untergehen und neue aufsteigen: US-Infanteristen kämpfen am 3. April 1918 an der französischen Front

DER ERSTE WELTKRIEG

Am 21. Februar 1916 um 8.12 Uhr eröffnen mehr als 1200 deutsche Geschütze das Feuer an einem Abschnitt der Westfront: Der Sturm auf die Forts von Verdun hat begonnen. Die Schlacht wird erst nach zehn Monaten enden, über 200.000 Soldaten werden sterben – und nichts wird sich geändert haben. Denn Deutsche und Franzosen stehen nach wie vor dort, wo sie sich zuvor schon verschanz hatten. Die Schlacht von Verdun wird zum Symbol der „Knochenmühle“, der menschenverschlingenden, sinnentleerten Vorhölle des Ersten Weltkriegs. GEO EPOCHE schildert nicht nur diese Schrecken, sondern auch, wie

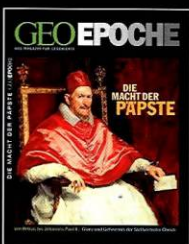
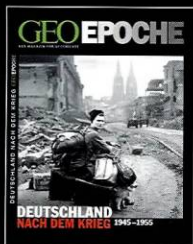
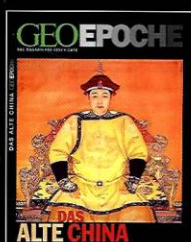
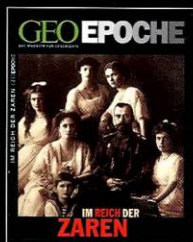
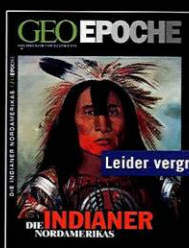
Europa in diese Katastrophe taumelte und wie der Kontinent verwüstet wurde. Warum die undurchsichtige Spionin Mata Hari sterben musste und weshalb der politische Romantiker Lawrence von Arabien scheiterte. Was die USA zum Gegner des Kaisers machte und was Lenin zu dessen Verbündeten. Welche Pläne die deutschen Kriegsgegner um Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht hatten. Und weshalb am Ende des Mordens der noble Traum vom Völkerbund so schmachvoll scheiterte.

DER LOTSE: Foto Carstensen/Bismarck-Museum, Friedrichshagen; 24/27: AKG, Berlin; 28, 29, 32, 34, 37: Kunsthalle zu Kiel (Renard, Kiel); 30/31: Corbis; 33: BPK; 34, 43: Johanniterorden, Berlin; 38/39: Hulton Archive/Getty Images; 41: ullstein bild; 43: **EIN VOLK IN BEWEGUNG:** Photographische Sammlung/SK Stiftung Kultur – August Sander Archiv, Köln VG Bild-Kunst, Bonn 2004; 45–49: **ALS KAISER DER LETZTE:** ullstein bild; 50, 52, 53, 55, 57, 60 o., 61 f., 61 f., 62 u., 63: SV-Bilderdienst; 54: AKG, Berlin; 56 o., 59 u., 60 l. u., 60 l. m. u., 61 f. m. u., 64, 65: BPK; 56 u., 59 o., ThyssenKrupp, Historisches Archiv Knupp; 58: Corbis; 62 o.: **RÜCKZUG IN DEN GLANZ VON GESTERN:** Bryan F. Petersen/Corbis; 66/67: BPK; 67 u.: Ric Eggenbright/Corbis; 68/69:

Mathias Michel/picture alliance/dpa; 70–73: Jim McDonald/Corbis; 75: Richard T. Nowitz/Corbis; 76: **AUFSTAND IM REVER:** BPK; 78/79, 81: IGBI-Archiv; 80: AKG, Berlin; 82–85, 86 u.: Bundesbildarchiv, Koblenz (183/189/1957); 86 o.: Friedrich-Ebert-Stiftung; 88 o.: ullstein bild; 88 u.: **MIT VOLLDAMPF IN DEN UTERGANG:** Blohm & Voss GmbH; 90/91: Landesmedienzentrum Hamburg; 92, 93, 94/95: ullstein bild; 94 o.: BPK; 96, 97: AKG, Berlin; 98 o., 100: Corbis; 98/99: **GRÜSSE AUS EINER ANDEREN WELT:** Zentralbibliothek Zürich; 104/105, 106, 108/109, 110, 111 u., 112/113: Library of Congress, Prints and Photographs Division; 107, 111 o.: **WER IMMER STREBEND SICH BEWÜHRT:** AKG, Berlin; 114, 116, 117, 119, 121: Buddenbrookhaus/Heinrich-und-Thomas-Mann-Zentrum; 116 l.; Jan Zimmermann; 116 r.: ullstein bild;

118 o., 120: SV-Bilderdienst; 118 u.: Stadtmuseum Berlin; 122: C. H. Beck Verlag; 123: **IM RAUSCH DER ERKENNTNIS:** Bettmann/Corbis; 124, 127: AKG, Berlin; 126, 128 r. u., 130: ullstein bild; 128 l. u., 132, 133: Interfoto; 131: **MASSAKER IN DER OMAHEKE:** ullstein bild; 134/135, 137 o., 141: SV-Bilderdienst; 137 u., 138 o.: BPK; 138 u., 142 o.: Museum für Völkerkunde, Hamburg; 142 u.: AKG, Berlin; 144: **DIE KUNST DER VERFÜHRUNG:** Kunststempelungen Chemnitz; 146, 147, 150–153: Maggi GmbH; 148 o.: Deutsches Historisches Museum; 148 u.: Faber-Castell AG; 149: **GESICHTER DER GROSSSTADT:** Landesarchiv Berlin; 154, 156, 157 o., 161: AKG, Berlin; 157 u., 161, 162 u., 165: SV-Bilderdienst; 158: ullstein bild; 163, 164 o., 164 u., 166: BPK; 167

GALERIE: Siemens AG; 172 l.; Hulton Archive/Getty Images; 172 r.; Hulton-Deutsch Collection/Corbis; 174 l., 175 r.: Bettmann/Corbis; 174 r.: ullstein bild; 175 l., 177: AKG, Berlin; 176: **VORSCHAU:** Bernhard Steinilber; 178: Bettmann/Corbis; 179: **KARTEN UND ILLUSTRATIONEN:** Rainer Droste; 143, 173: Hark Wieding; 177: Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung. © GEO 2004, Verlag Gruner – Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge. Einem Teil dieser Auflage liegen folgende Beilagen bei: Die Zeit, Spektrum der Wissenschaft, Weltbild Verlag, GEO und GEO EPOCHE.



Manchmal bekommt man im Leben eine zweite Chance. Von GEO EPOCHE.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 040/ 37 03-38 03 oder Fax 040/ 37 03-56 57. Sie können im GEO Explorer im Internet unter www.geo-webshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.

GEO EPOCHE

Sehen Sie weitere GEO-Produkte im Internet unter www.geo-webshop.de